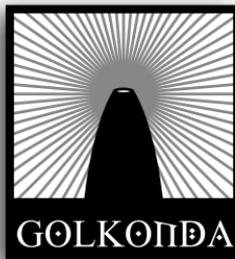


**Die vorliegende Neuauflage von *Straußfedern*  
wurde von den Herausgebern und vom Verlag  
mit großer Mühe und Sorgfalt erarbeitet.  
Diese kostenfreie PDF darf ausschließlich zu privaten und  
wissenschaftlichen Zwecken genutzt werden.  
In allen anderen Fällen wenden Sie sich bitte an den Verlag.**



1

LUDWIG  
TIECK  
NACH DER  
AUSGABE  
STRAUSS  
FEDERN  
LETZTER  
HAND

GOLKONDA

Herausgegeben  
und mit einer Einführung versehen  
von Jürgen Joachimsthaler

## Ludwig Tieck, Straußfedern I

Kritische Edition nach dem Abdruck in den Schriften (1828–1854)

## Inhalt

Textredaktion: Franz-Josef Knelangen, Hannes Riffel & Christian Schobeß  
Variantenverzeichnis: Hannes Riffel

*Für Unterstützung danken wir dem  
Förderverein des Instituts für Deutsch als Fremdsprachenphilologie  
an der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg.*

»Schicksal«	7
»Die männliche Mutter«	47
»Die Rechtsgelehrten«	61
»Der Fremde«	91
»Die Brüder«	103
»Die beiden merkwürdigsten Tage aus Siegmunds Leben«	117
Anhang	
Zur Einführung	145
Quellenverzeichnis	195
Varianten zum Erstdruck	197
Emendationen	213

Typographie & Satz: Hardy Kettlitz  
Gestaltung: s.BENeš [www.benswerk.de]  
Druck: Schaltungsdienst Lange, Berlin

ISBN 978-3-944720-00-5

© dieser Ausgabe 2014 by Golkonda Verlag GmbH  
Alle Rechte vorbehalten

Golkonda Verlag  
Charlottenstraße 36 | 12683 Berlin  
golkonda@gmx.de | www.golkonda-verlag.de

**Schicksal.**

Erzählung.

1795.

5 | Zu allen Zeiten haben die Menschen sich gern deutlich machen  
wollen, was sie sich unter dem Worte *Schicksal* zu denken hät-  
ten. Man sieht dies hohe bedeutungsvolle Wort so unendlich oft  
geschrieben, man hört es täglich nennen, und wenige verbinden  
einen Begriff damit; es ist für uns eine Art von Symbol, ein Bild,  
10 | unter welchem wir gewöhnlich den Gang der Umstände zusam-  
menfassen, deren natürlichen, nothwendigen Zusammenhang  
wir recht gut einsehen. Oft beehren wir einen Zufall mit diesem  
Namen des Schicksals, der für uns bloß deswegen Zufall ist, weil  
wir uns nicht um die Ursachen seines Einschreitens bekümmert  
15 | haben; oft sogar lassen wir uns von unsrer menschlichen Schwä-  
che so weit verleiten, unsre armseligsten Fehler einem höhern,  
unsichtbaren Wesen zur Last zu legen, in einer bedauernswür-  
digen Vergeßlichkeit nennen wir zuweilen die Folgen eines Rau-  
ches oder einer Unmäßigkeit *Schicksal*, wo wir bloß uns selbst und  
20 | unsre Sinnlichkeit anklagen sollten.

Man hat viel darüber gestritten, ob und wie sich der freie mora-  
lische Wille mit dem Schicksal vereinigen ließe. Der Leser darf  
nicht fürchten, daß ich gesonnen sei, zu diesem Streite auch mein  
Scherflein beizutragen; diese ernsthafte Einleitung soll mir dazu  
25 | dienen, ihn auf meine wahrhafte Geschichte um so aufmerksamer  
zu machen. Es ist die Geschichte eines Mannes, der lange Zeit  
von Widerwärtigkeiten verfolgt wurde, die ihm durch alle seine  
Plane kreuzten, der im bitteren Unmuth hundertmal sein hartes  
Verhängniß anklagte, der es immer von neuem versuchte, gegen  
30 | dieses sogenannte Verhängniß anzukämpfen. Der geneigte auf-  
merksame Leser mag entscheiden, ob er nicht meistentheils selber  
Schuld an seinem *Schicksale* war.

So ernsthaft ich aber auch angefangen habe; so darf doch Nie-  
mand eine Erzählung im hohen tragischen Style erwarten, in wel-

chem der Held durch tausend Leiden, eines fürchterlicher als das andere, endlich dahin gebracht wird, daß er sich, den Himmel und das Verhängniß verwünscht, in aufgetürmten Bildern spricht, und sich in die Dunkelheit seiner Metaphern verliert; alles dies will ich dem Leser ersparen, weil wir jetzt an ähnlichen Erzählungen schon außerordentlichen Ueberfluß haben. Man wird auch bald inne werden, daß mir der Held meiner Geschichte, *Anton von Weissenau*, zu einer so fürchterlichen Darstellung gar keine Gelegenheit giebt.

Er war der Sohn einer ziemlich reichen Familie, die in einer angenehmen Gegend des südlichen Deutschlands auf ihrem einsamen Gute lebte. — Der Sohn zeigte von Kindheit auf viele Fähigkeiten, man ließ ihn daher schon früh in allen Wissenschaften unterrichten. Der Vater verschrieb sich einen Hofmeister, der auf einer der dortigen Universitäten für einen Polyhistor galt, und gab ihm ein ansehnliches Gehalt, um seinen talentvollen Sohn in allen Kenntnissen vollkommen zu machen. Neben diesem Hofmeister wurden noch andere Lehrer gehalten, die ihn in der Musik und im Tanzen unterrichten mußten. *Anton* hatte ein gutes Gedächtniß, und einen Verstand, der schnell eine Sache, wenn sie nicht zu schwer war, begriff, er war dabei gut gewachsen, und hatte vor allen Dingen ein ansehnliches Vermögen zu hoffen; zum Unglück war er dabei der *einzig* Sohn, so daß Hofmeister und Eltern, Frauen und Fräulein, Nachbarn und Bauern ihm von Kindheit an schmeichelten, daß alles bewundert ward, was er nur sagte und that, und er auf diese Art eitel und eingebildet wurde, daß er sich schon früh für verständiger als alte Männer hielt, und sich eben dadurch die Verachtung manches gescheidten Mannes zuzog.

Als man glaubte, daß er von seinem Hofmeister nichts mehr lernen könne, ward er auf eine Universität geschickt. Er vertauschte sie bald mit einer protestantischen, um dort mit mehr Bequemlichkeit die Aufklärung studiren zu können. Er legte sich anfangs mit großem Eifer auf die schönen Wissenschaften, er machte viele

Verse und schrieb sogar ein Schauspiel: aber bald behagte ihm dieser leere Schaum, wie er es nannte, nicht mehr, er trieb nun die Philosophie aus allen Kräften, suchte alle Systeme zu fassen und zu begreifen, er las täglich den Plato und Aristoteles, Des Cartes und Newton, Leibnitz und Wolf. Von jenen kühnen Träumen des menschlichen Geistes, die man die *offenbarte Philosophie* nennen könnte, ging er endlich zur *kritischen* über, und ward in kurzer Zeit ihr wärmster und eifrigster Anhänger, weil sie ihn über alles erhob, was je Leute, die man für gescheidt gehalten hatte, gesagt und geschrieben hatten. Bald war er in der ganzen Stadt als der ärgste philosophische Klopffechter bekannt, in seinem Zimmer und auf der Straße, bei Besuchen und auf Spaziergängen hatte er die Wuth zu widerlegen und Proselyten zu machen. Leute, die nicht so streitsüchtig waren, vermieden ihn gern.

Nach dreien Jahren kam er zur Freude seiner Eltern und Verwandten in sein Vaterland zurück. Schon nach einigen Wochen nannte man ihn in der ganzen Gegend nur den *philosophischen Edelmann*; er suchte alle Gutsbesitzer zu bekehren, er sprach mit dem Feuereifer eines Apostels, und alle die Leute, bei denen es ihm nicht gelang, haßte und verachtete er. Da die Bekehrungen in unsern Zeiten oft nicht gerathen, so sah er sich bald einsam und verlassen; um so emsiger ergab er sich nun ganz dem Studio seiner Lieblingswissenschaft. Man sah ihn nicht anders, als in Gesellschaft eines Buchs oder mit gen Himmel gerichteten Augen in transcendentalen Regionen mit der Seele wandernd.

Welche Früchte, welche neue bisher ungeahndete Entdeckungen wird dieser Eifer nicht hervorbringen! — Doch vielleicht, daß sich die Scene ändert. — Man sieht wenigstens schon in der Gegend dort ein Mädchen, die vielleicht bei ihm das Bekehrungsgeschäft mit besserem Erfolg versucht, als es ihm selbst bis jetzt gelungen ist.

Ohngefähr eine Viertelmeile von *Weissenau* lag das Gut des Herrn von *Birkheim*. Sein Vater war als Kaufmann ein sehr reicher Mann geworden, der Sohn hatte sich nach dessen Tode adeln

lassen und einen ansehnlichen Landsitz gekauft, eine reiche Frau geheirathet, und mit ihr eine Tochter gezeugt, die er nach dem Tode seiner Frau selber erzog. — Als er älter wurde, fiel es ihm nach und nach ein, daß das Geld für den Adelsbrief ziemlich unnütz ausgegeben sei, und er suchte es nun von allen möglichen Dingen wieder abzusparen; darüber kam er so sehr in die Gewohnheit des Sparens hinein, daß er in der ganzen Gegend für einen Geizhals ausgeschrien war. In keinem Fehler nimmt der Mensch so leicht und so geschwinde zu, als im Geize; bald lebte der Herr von *Birkheim* einsam auf seinem Gute, von Niemand besucht, da er selber keinen Freund oder Bekannten besuchte; bald schaffte er alle Bedienten ab, die Gouvernante seiner Tochter ward fortgeschickt, und er saß nun mit dieser allein in seinem Schlosse, nur von einem steinalten Bedienten und einer alten Köchin aufgewartet. Er las manche neuere Bücher über die Erziehung, und keine gefielen ihm so sehr, als die, welche auf Einschränkung der Bedürfnisse drangen, darauf, daß man junge Leute, besonders Frauenzimmer, mehr von den Wissenschaften zurückhalten sollte. Der Vater befolgte alle diese Vorschriften bei seiner Tochter sehr genau, er hielt ihr keine Lehrer und Lehrerinnen, die alte Köchin war neben ihrem eigentlichen Amte ihre Kammerjungfer und Aufwärterin, Sittenmeisterin und Erzieherin. Da das Mädchen auf die Art keine Lehrstunden hatte, konnte sie desto fleißiger spazieren gehen; sie wußte weder Astronomie, noch Mathematik, weder Philosophie noch Musik, aber auf ihren einsamen Spaziergängen bildete sich ihr gesunder, natürlicher Verstand aus, unbefangen geht sie dort durch die Allee, um einem Philosophen den Kopf zu verdrehen, der alles, was sie nicht weiß, an den Fingern herzählen kann.

Auf einem Spaziergange begegnete *Anton* der jungen reizenden *Caroline*; sie sang ein lustiges Liedchen, und ging schnell mit einer Verbeugung an ihm vorbei. Er las ein tiefsinniges Buch. Ihr schwarzes Auge streift seinen finstern Blick, der sich schwer und langsam vom Buche aufhebt; sie geht vorüber, und er kann

es nicht unterlassen, ihr nachzusehn. — Gedankenvoll setzt er sich auf eine Rasenbank, er glaubt noch über die menschliche Seele nachzudenken, und wiederholt sich nur in der Phantasie die leichtschwebende Gestalt des Mädchens. Was ist es, das diese Vorstellung unaufhörlich in seine Seele zurückbringt? Er kann es nicht begreifen, und verfällt in angenehme Träumereien, als *Caroline* wieder von ihrem Spaziergange zurückkömmt. Er steht ehrerbietig auf, macht eine tiefe Verbeugung, und vergißt es darüber, ihr ins Gesicht zu sehen. Als sie fort ist, will er ihr nach, um den Blick ihres schwarzen freundlichen Auges aufzufangen; er steht unschlüssig, die Zeit verläuft, und sie ist verschwunden. Unwillig nimmt er die philosophische Abhandlung aus dem Grase auf, und geht nach Hause.

Tiefsinnig setzt er sich in einen Stuhl. Er fragt sich: was ihm sei? und kann auf diese Frage in dem ganzen Wörterbuche seines Verstandes keine Antwort finden; er greift nach seinen Büchern und wirft sie sogleich wieder weg, denn sie kommen ihm alle abgeschmackt vor.

Der Leser wird es sogleich errathen, was die Ursach dieser gänzlichen Veränderung war: nichts anders, als *Liebe*. Mit diesem Worte bezeichnen wir täglich gewisse Erscheinungen in der menschlichen Seele, die uns sehr räthselhaft, ja unbegreiflich vorkommen würden, wenn wir uns nicht daran gewöhnt hätten, das Wort *Liebe* zu nennen, und uns nun einzubilden, wir hätten sie erklärt; jedermann versteht dies Wort anders, in jeder Seele zeigt sich diese Verwandlung auf eine verschiedene Weise. Was war es aber eigentlich, das in dem einzigen Blicke lag, der bewirkte, daß *Anton* so plötzlich sein Steckenpferd abgeschmackt fand? — Ihr, die ihr die menschliche Seele in ihre kleinsten Bestandtheile zerspalten wollt, antwortet lieber nicht, denn ich werde euch nie Recht geben. Schweigt ebenfalls, ihr kalten materiellen Philosophen, die ihr den Knoten zerschneidet, statt ihn aufzulösen, und die ihr alles auf einen physischen Trieb hinausleiten wollt, denn euch werde ich noch weniger glauben.

Mag es zugehen wie es will, genug, *Anton* war seit diesem Tage ein ganz anderer Mensch. Er sperrte sich nicht mehr auf seinem Zimmer ein, er ließ sich neue Kleider machen, er ging oft spazieren, und am liebsten in der Nähe des Schlosses, wo *Caroline* wohnte. Er sah sie zuweilen am Fenster, zuweilen begegnete er 5  
ihr auch in der Allee; er ward jedesmal, wenn er sie sah, verwirrt und schüchtern; er hatte es sich selbst noch nicht gesagt, daß er liebe: wie hätte er es ihr sagen können?

! Einige Wochen waren so verflossen, als *Anton* mit sich einig ward, daß er wohl verliebt sein müsse. Er verglich es mit dem, was 10  
er ehemals in Romanen und Schauspielen über die Liebe gelesen hatte, und zweifelte dann wieder; er schlug eines der neuesten Bücher nach, und berechnete, wie viel Verstand er wohl noch verlieren müsse, um sich mit Ehren als Liebhaber produziren zu können; denn er fand sich gegen jene Verliebten außerordentlich 15  
kaltblütig und vernünftig. Er ließ endlich die Bücher liegen, und beschloß, unvorbereitet, und wenn es nicht anders sein könnte, auch unpoetisch einen Sturm auf das Herz des geliebten Gegenstandes zu versuchen.

Die Gelegenheit dazu fand sich sehr bald. An einem schönen Sommertage saß er wieder in der Allee, die nach dem Schlosse des Herrn *von Birkheim* führte, als *Caroline* herunter kam, um sich im Schatten der Bäume zu erquicken. *Anton* machte wieder seine Verbeugung, *Caroline* die ihrige, indem sie im Begriff war, weiter 25  
zu gehen. Jetzt sammelte der furchtsame Liebhaber allen seinen Muth, und bot ihr seinen Arm beim Spazierengehen an; das Mädchen nahm ihn, und sie schlenderten neben einander den Gang hinunter. *Anton* drückte sich fast das Herz ab, um dem Fräulein etwas Schönes, Zärtliches oder Verbindliches zu sagen: aber wenn er eben damit über die Zungenspitze fahren wollte, so kam es ihm 30  
jedesmal so abgeschmackt vor, daß er es eilig wieder zurücknahm. Wie viele Komplimente, wie viel süßer Unsinn ging an diesem Tage verloren! Man sprach vom schönen Wetter, von der Aussicht, von den Annehmlichkeiten eines Spazierganges, und von

dem Vergnügen, daß | man sich habe kennen lernen. Sie waren zu einer Laube gekommen, und beide setzten sich schweigend nieder. *Caroline* machte eine Bemerkung über die Stille, und *Anton* ergriff endlich diese Gelegenheit, um eine Liebeserklärung vorzubereiten. 5

Sie wollen mir also erlauben zu sprechen? fragte er mit einem bedeutenden Blicke.

Warum wollen Sie erst auf meine Erlaubniß warten?

Und wovon ich nur immer will, Sie zu unterhalten?

10 Mir wird jede Unterhaltung von Ihnen angenehm sein.

Nun so sehen Sie denn zu Ihren Füßen (er kniete nämlich plötzlich nieder) einen Menschen, der Sie anbetet, für den es, ohne Sie, kein Glück in diesem Leben giebt. Ja, mein Fräulein! Sie haben meinen Stolz gedemüthigt, und mich aus dem Gebiete des Unsinnns ins 15  
schöne menschliche Leben zurückgerufen. Zu Ihren Füßen will ich meine Philosophie und alle meine Träumereien abschwören, zu Ihren Füßen eine gesündere und bessere Weisheit lernen. Glauben Sie mir, Schönste, Theuerste, ich frage nichts mehr nach den Kategorien und Denkformen; mein erstes moralisches Princip ist jetzt 20  
die Liebe, und seit ich Sie kenne, wünsche ich nichts sehnlicher, als die Gegenstände außer mir zu erkennen.

Mit einem lauten Gelächter sprang *Caroline* auf und ließ ihn auf den Knien liegen; er blieb noch lange in dieser Stellung, denn diese unerwartete Wendung hatte ihn überrascht, dann stand er 25  
langsam auf, und ging mit bekümmerten Blicken nach Hause. Sein Muth war völlig niedergeschlagen, und nirgends, weder beim Aristoteles, noch Plato, weder bei Kant, noch Kartesius konnte er Trost für seine Leiden finden.

! *Caroline* erzählte indeß mit lautem Lachen der alten Köchin ihr Abenteuer; sie war anfangs über die unvermuthete Wendung des Gesprächs erstaunt und betreten gewesen, und der Schluß war ihr so spashaft und komisch vorgekommen, daß sie ganz athemlos vor Lachen nach Hause gelaufen war. — O du weißt 30  
nur nicht, welch Schicksal deiner harret, sonst würdest du, statt zu

lachen, Thränen vergießen, du würdest nicht eines unglücklichen Liebhabers spotten, der dir nur darum mißfällt, weil er auch im Feuer der Leidenschaft seine Philosophie nicht vergessen kann; könntest du in die Zukunft sehen, o so würdest du dich ihm ohne Bedenken in die Arme geworfen haben. Hat man dir nie gesagt, 5 daß Amor ein rachsüchtiger Bube sei, und daß er jede Verspottung der Liebe hart bestraft?

In einer benachbarten kleinen Stadt wohnte seit undenklichen Zeiten ein alter Edelmann. Er war von altem Hause, hatte ein ansehnliches Vermögen, das er in der Stille verwaltete, und dabei 10 so wenig ausgab, als nur immer möglich. Er war schon über sechzig Jahr, und unverheirathet, aber von einer festen und dauerhaften Gesundheit; alle Frauenzimmer vermied er, als ein ächter Hagestolz und erklärter Weiberhasser. Die ähnliche Stimmung der Gemüther, ein gewisser Zug der Sympathie führte diesen Herrn 15 von *Ahlfeld* mit dem Herrn von *Birkheim* zusammen, ihre Bekanntschaft ward bald zu einer vertrauten Freundschaft. Lange gingen sie oft mit einander spazieren, und theilten sich ihre Ideen über die beste Oekonomie mit, oder einer besuchte den andern. Der alte Hagestolz gab dem Herrn von *Birkheim* manchen guten Rath, 20 wie er den Garten besser benutzen könnte, | oder ein Kornfeld mit einer andern Frucht besäen; *Birkheim* befand sich jedesmal wohl dabei, und die Bande der Dankbarkeit knüpften ihn noch fester an seinen Freund.

Als beide ohngefähr seit einem halben Jahre mit einander 25 Bekanntschaft gemacht hatten, verspürte man plötzlich an dem Herrn von *Ahlfeld* eine sehr auffallende Veränderung. Er war sonst ein Anhänger der Mode gewesen, die er mit seinem Gelde zugleich von seinem Vater geerbt hatte, alles, was er trug, war auch eigentlich aus der Garderobe seines verstorbenen Vaters; man 30 mußte oft über die seltsame Carricatur lachen, wenn er mit seinem rothen Sammtrocke, mit langsamem, gravitätischen Schritte über die Straße ging. Jetzt erschien er mit einemmale in einem Kleide von feinem rothen Tuche nach dem neuesten Schnitte, mit einem

neuen Degen und einer Perücke mit heruntergekämmten Haaren, die ihm einen Anstrich von Empfindsamkeit gab. Es ist wahr, er blieb immer noch, wie zuvor, Carricatur, aber man konnte jetzt wenigstens nicht mehr die Schuld auf seinen Schneider schieben. 5 Sein alter Freund fragte ihn oft und dringend, was ihn zu dieser seltsamen Verwandlung vermocht habe, aber er wich immer sorgsam seinen Fragen aus; er spielte den Geheimnißvollen, um ihn nach einiger Zeit mit einer Erklärung desto angenehmer zu überraschen.

*Caroline* bemerkte bald, daß alles, was der alte Hagestolz vor- 10 nahm, nur gegen sie gerichtet sei, und diese Entdeckung machte ihr nicht wenig Angst. Sie ging ihm allenthalben aus dem Wege, aber er folgte ihr allenthalben; der Herr von *Ahlfeld* sagte ihr | immer etwas Schmeichelhaftes, und unterließ nicht, ihr jedesmal 15 Süßigkeiten vom Conditore mitzubringen. Sie sind ja wahrhaftig ganz wie die jungen Herrn, rief ihm manchmal der Herr von *Birkheim* zu, ich kenne Sie nicht wieder; Sie sind mit einemmale ganz jung geworden, und so artig, wie ich auch wohl zuweilen in mei- 20 ner Jugend war. — *Ahlfeld* freuete sich innerlich über dieses Lob, aber *Caroline* konnte weder die Artigkeit, noch die Jugend an dem Hagestolz finden.

Er übte sich aber unaufhörlich in einem angenehmen Betragen; er machte, wenn er allein war, Komplimente vor seinem Spiegel, er suchte seinem Gesichte ein jugendlicheres Ansehn zu geben, er 25 las neuere Bücher, um mit der Sprache der Liebhaber bekannt zu werden. Er erschreck aber, da er nichts, als wilde Ausrufungen fand, ein ewiges Niederstürzen vor dem geliebten Gegenstande, entsetzliche Flüche und Schwüre. Er überlegte, daß dazu ein Körper gehöre, der mehr abgehärtet sei, als der seinige, und eine 30 Lunge von einem dauerhafteren Stoffe, er legte daher diese Bücher wieder fort und studirte sich in die Sprache der *Banisen* hinein; er fand hier besser seine Rechnung, und lernte es sehr bald, in zierlich gesetzten ellenlangen Perioden seine Zärtlichkeit vorzutragen. Nachdem er an einem Morgen alles wohl überlegt hatte, ging er,

mit zierlichen Phrasen ausgerüstet, nach dem Schlosse des Herrn von *Birkheim*, um heute einen entscheidenden Schlag zu wagen.

*Caroline* glaubte am heutigen Tage vor ihrem Anbeter Ruhe zu haben, und saß mit einer weiblichen Arbeit auf ihrem Zimmer, als der Herr von *Ahlfeld* | schön geschmückt und mit einem festlichen Anstande hineintrat. Er setzte sich zu ihr, man sprach anfangs über gleichgültige Gegenstände, aber das Fräulein merkte doch, daß ihr Liebhaber etwas auf dem Herzen habe. Endlich ergriff er ihre Hand, und sagte mit einem feierlichen Ton: »Mein Fräulein! sollten Sie es wirklich ganz unbemerkt gelassen haben, wie mein Herz seit einiger Zeit unaufhörlich zu dem Ihrigen hingezogen wird? Dieses Attachement betheure ich Ihnen mit diesem ehrerbietigen Handkusse, ist nicht, wie Sie vielleicht glauben könnten, ein Werk des Zufalls, oder eine vorübergehende Neigung: nein, meine Verehrungswürdige, es ist ein unwiderstehlicher Hang, der Wille des Verhängnisses, der mir diese grausamen und zärtlichen Fesseln anlegt. O mein Fräulein, lesen Sie in meinen Augen die Zärtlichkeit, die mein Herz hineingeschrieben hat; lesen Sie dort, und antworten Sie mir ebenfalls durch einen gütigen, mildstrahlenden Blick: wollen Sie mich aber unaussprechlich glücklich machen, o so erlauben Sie Ihrer Zunge die wenigen Worte zu sagen: ich liebe Sie!« —

Nach dieser Rede kniete er ehrfurchtsvoll nieder und erwartete in dieser demüthigen Stellung sein Todesurtheil, welches ihm auch ohne Zweifel gesprochen sein würde, wenn nicht in diesem Augenblicke der Herr von *Birkheim* von ohngefähr hereingetreten wäre, um dieser Scene ein Ende zu machen. Die verwirrte und beschämte *Caroline* entlief in ein anderes Zimmer, der Liebhaber hob sich langsam vom Boden auf, und der Vater konnte vor lautem Lachen noch immer nicht zu Worte kommen.

Worüber lachen Sie? fragte *Ahlfeld* halb verwirrt.

| Worüber? Zum Henker, über Sie! — Hat Sie meine Tochter endlich gedemüthigt? Nun, das ist mir schon Recht! — Ja, ja, Herr von *Ahlfeld*, jedem schlägt endlich die Stunde, da hilft kein Sträu-

ben. Man kann den Weibern auf lange, aber wahrhaftig nicht auf immer entlaufen!

Lassen Sie uns ein gescheidtes Wort mit einander reden, lieber Herr von *Birkheim*.

5 Herzlich gern, lieber Freund!

Nun eröffnete der Verliebte dem Vater sein zärtliches Herz und hielt förmlich um seine Tochter an. Der Vater freute sich über den Antrag, und sagte endlich: »Aber eins, lieber Freund! muß ich Ihnen noch zu überlegen geben, nämlich, ob Ihre Liebe so stark ist, daß Sie meine Tochter ohne alle Aussteuer nehmen wollen. Nach meinem Tode ist sie natürlicherweise die Erbin meines ganzen Vermögens: aber ich habe mir fest vorgenommen, so lange ich lebe, auch nicht einen Heller davon herauszugeben, und diesen Vorsatz werde ich gewiß nicht brechen.«

15 Der Liebhaber bat sich über diese unerwartete Bedingung einige Tage Bedenkzeit aus, die ihm vom Vater gern zugestanden wurden; schon am folgenden Tage kam *Ahlfeld* zurück, und ging den Vorschlag des Vaters ein. Die Alten waren nun einig, sie wollten es jetzt versuchen, die Tochter dahin zu bringen, daß diese ihren Plan eben so annehmlich fände.

*Caroline* hatte sich auf den Antrag schon gefaßt gemacht, sie erschreckte daher nicht, und verbarg den Widerwillen gegen ihren Liebhaber so gut es ihr möglich war. Sie gab keine entscheidende Antwort, und sowohl der Liebhaber als der Vater verließen sie in der | Hoffnung, daß sie sich gewiß zu dieser vortheilhaften Heirath bequemen werde.

25 Trostlos saß indeß das Mädchen, und dachte auf Mittel, um dem Schicksal, das ihr so fürchterlich war, zu entfliehen. Sie bereuete jetzt ihr Betragen gegen den jungen *Weissenau*, sie bat ihn im Herzen tausendmal um Vergebung, denn er war ihre einzige Hoffnung.

*Anton* war nicht weniger betrübt als sie; mit traurigem Auge sah er oft nach dem Schlosse hinüber, er wagte es nicht mehr in der Allee spazieren zu gehen, weil er fürchtete, *Carolinen* zu bege-

nen und sich von ihr verhöhnt zu sehn. *Caroline* im Gegentheil, ging jetzt häufiger als je in die Allee, sie erwartete alle Tage ihren philosophischen Liebhaber, der jetzt, gegen den Herrn von *Ahlfeld* gehalten, ein Adonis schien.

Ein Ohngefähr führte sie endlich wieder beide zusammen. Sie grüßten sich, er wollte vorbeigehn, sie erkundigte sich nach seinem Befinden und nach der Ursach seiner Traurigkeit. Er benutzte diese günstige Gelegenheit, um ihr noch einmal seine Liebe zu erklären, eine Erklärung, die jetzt ohne Lachen angehört ward. *Caroline* erzählte ihrem Liebhaber die Gefahr, in der sie jetzt schwebe, ihm auf ewig entrissen zu werden. *Anton* war erstaunt, und wußte kein anderes Mittel, als sich selbst als Sohn dem Herrn von *Birkheim* anzutragen: der Schritt schien bedenklich, aber der einzige, der sich jetzt thun ließe.

Der Vater quälte indessen die Tochter um eine entscheidende Antwort, sie antwortete in zweideutigen Ausdrücken, so lange es nur möglich war; da aber | der Vater zornig auf eine bestimmte Erklärung drang, so sagte sie endlich mit fester Stimme: sie könne nie die Gemahlin des Herrn von *Ahlfeld* werden.

Der Vater wüthete, da er seinen Plan in Gefahr sah zu scheitern, seine Tochter war schon seit langer Zeit seine Sorge wegen der Mitgift gewesen, jetzt sah er die erwünschteste Gelegenheit, sie ohne Aussteuer zu verheirathen, und diese Gelegenheit sollte er nicht benutzen dürfen.

Meine Tochter ist eine Boshafte, eine Ungehorsame, die ihren Vater ins Grab bringen wird! rief er dem eintretenden Herrn von *Ahlfeld* entgegen. — *Caroline* entfernte sich. — Sie ist ungehorsam? fragte *Ahlfeld* mit einem betäubten Ton. — Ja, antwortete der Vater, sie schlägt Ihre Hand aus, sie — o ich bin von Sinnen! Ich habe schon Gäste zur Hochzeit eingeladen, ich habe schon nach der Residenz des benachbarten Fürsten an den Prior, meinen Vetter geschrieben, er kömmt gewiß, um sie beide zu trauen, und hätte aus Freundschaft gewiß nichts für die Mühe genommen, sondern es sich im Gegentheil zur Ehre gerechnet! — Und nun sind mit

einemmale alle meine Freuden, alle meinen schönen Plane zu Grunde gerichtet!

Der junge Herr von *Weissenau* ließ sich jetzt zu einem geheimen Gespräch mit dem Vater seiner Geliebten melden; dieser erstaunte nicht wenig, da sich noch ein Liebhaber seiner Tochter fand. *Anton* bat so dringend und beweglich um seine Einwilligung, daß der Alte mehr als einmal in Verlegenheit gerieth; er sahe die Halsstarrigkeit seiner Tochter, er erwägte ob dieser Liebhaber nicht auch vielleicht die Bedingung ein|gehn würde, die er dem Herrn von *Ahlfeld* vorgelegt hatte; er besann sich eine Zeitlang und versprach ihm endlich seine Tochter, wenn er sie ohne Aussteuer nehmen wollte. — Nichts weiter? rief *Anton* entzückt, o so bin ich ein glücklicher Mensch! — aber vergessen Sie nicht, rief ihm *Birkheim* nach, daß dazu die Einwilligung Ihrer Eltern nothwendig ist! — *Anton* flog nach Hause.

Was thuts, sagte der Vater zu sich selbst, wenn ich auch schon dem Herrn von *Ahlfeld* mein Wort gegeben habe? Die Familie des *Weissenau* ist reicher und angesehener, er ist jung und hübsch, und meine Tochter wird wenigstens gegen diese Heirath keine Einwendungen machen; ich werde sie noch vortheilhafter los, als ich jemals gedacht hätte.

*Anton* ging sogleich zu seinen Eltern. Sein Vater war ein harter und rauher Mann, eingebildet auf sein Vermögen und seinen Adel; man kann daher vermuthen, welchen Eindruck die Bitte seines Sohnes auf ihn machte. — Schämst du dich nicht, sagte er mit der größten Unfreundlichkeit, mir so etwas zu sagen? — Meinem Sohn ein Mädchen ohne Aussteuer! — Von bürgerlicher Abkunft, deren Vater sich erst durch Geld in unsern Stand hat hineinschleichen müssen! Ein Mädchen, der es schon eine Ehre sein müßte, wenn du nur an sie dächtest, diese verspricht man dir unter so schimpflichen Bedingungen, und du hast sogar die Frechheit, meine Einwilligung zu solcher Messalliance zu hoffen?

Die Bitten, die Thränen des Sohnes waren vergebens, noch mehr aber die philosophischen Gründe, mit denen er beweisen wollte,

sein Vater habe Unrecht, | er sähe das Verhältnis von einer schiefen Seite an; das Glück des Sohnes müsse ihm, wenn er ihn liebe, theurer als alle seine Vorurtheile sein. — Der Vater nannte ihn einen Narren, und ging fort, ohne ihn weiter anzuhören.

*Anton* war tröstlos, *Caroline* ebenfalls, als er ihr die Nachricht überbrachte. Der Herr von *Birkheim* dachte jetzt wieder an den älteren Liebhaber, und drohte seiner Tochter, sie zu einer Verbindung mit diesem zu zwingen. Jedermann machte Plane, *Anton* und *Caroline* entschlossen sich zur Flucht.

Der *Prior* aus der Residenz kam unterdessen an. Man entdeckte ihm die Lage der Sachen, und er sprach weitläufig und lange mit *Carolinen*, er zergliederte ihr die Pflichten eines Kindes gegen ihre Eltern; er schalt auf die thörichte Liebe, die gewöhnlich unter jungen Leuten herrscht, und sie zu tausend dummen Streichen verleitet; er bewies ihr aus dem alten und neuen Testamente, daß es ihre Schuldigkeit sei, den Befehl ihres Vaters zu erfüllen; er lobte endlich den alten Bräutigam und schimpfte auf *Anton*: aber alle seine Bemühungen waren vergebens, er gewann nichts weiter damit, als daß das Mädchen noch halsstarriger wurde, daß sie endlich geradezu erklärte, nur der Eigennutz ihres Vaters sei an ihrem Unglücke Schuld.

Der *Prälat* kam in Verlegenheit, Herr von *Ahlfeld* war in Verzweiflung, der Vater wüthete. — Alle machten Versuche, sie dem Befehl des Vaters geneigt zu machen, sogar die alte Köchin trat mit hinzu, um das Herz ihres Fräuleins zu rühren, aber diese blieb, wie vorhin, bei ihrem Vorsatz.

| Der *Prälat* verschloß sich nun mit dem Vater, um mit ihm zu überlegen, welche Mittel man in dieser Lage ergreifen müsse. — Am folgenden Morgen ward *Caroline* schon ganz früh, als noch alles in der Gegend schlief, in einen Wagen gepackt, der *Prälat* setzte sich zu ihr, der alte Bediente begleitete sie, und so fuhr man nach einem Kloster, das seitwärts und einsam ohngefähr sechs Meilen von dem Schlosse *Birkheim* lag. Die *Priorin* war eine Freundin des *Prälaten*, ihr ward *Caroline* mit dem Bedeuten überliefert,

eine strenge Aufsicht auf sie zu haben. Der *Prälat* fuhr fort und *Caroline* saß in ihrer einsamen Zelle und weinte.

Man war entschlossen, sie ein halbes Jahr hindurch hier leben zu lassen. Der Vater glaubte, daß die Einförmigkeit der Lebensart und die Langeweile sie dann wohl bewegen würden, ihre Hand dem Herrn von *Ahlfeld* zu geben.

*Anton* war in Verzweiflung, daß *Caroline* abgereiset sei, und daß Niemand wisse, wohin. Er fragte Jedermann, und keiner konnte auf seine Fragen Antwort geben. Er hatte einen sehr scharfsinnigen und weitläufigen Plan ersonnen, mit seiner Geliebten zu entfliehen, und dann die Einwilligung seiner Eltern zu erzwingen, und nun war *Caroline* fort, und alle seine klugen Erfindungen waren umsonst.

Unter dem Vorwande, einen Freund zu besuchen, reiste er nach einer Woche ab, und streifte allenthalben in der Gegend umher, um *Carolinen* wiederzufinden. Er besuchte alle kleinen Städte und Dörfer, lauerte bei jedem Hause, wo es ihm nur auf irgend eine Art wahrscheinlich war, daß sie sich aufhalten | könne: aber bis jetzt war seine Mühe noch immer vergebens gewesen. — In einer Dorfschenke hörte er einst von ohngefähr erzählen, daß man vor drei Wochen ein sehr schönes Fräulein in das benachbarte Kloster gebracht habe, die sehr betrübt ausgesehen hätte. — *Anton* schloß mit Recht, daß dies seine Geliebte sein würde. — Er hatte nun nichts angelegentlicheres zu thun, als Tag und Nacht um das Kloster herumzuschleichen, und zu erwarten, ob er nicht einmal seine Geliebte sehn würde. Er gewann bald durch Geld und Freundlichkeit ein junges Mädchen, das im Kloster eine Art von Aufwärterin war, und diese erzählte ihm endlich für gewiß, daß *Caroline* hier seit einiger Zeit wohne. *Anton* hatte itzt sogar das Glück, sie einmal an einem Fenster in der Ferne zu sehen; die Augen der Liebhaber sind schärfer als die Augen der übrigen Leute; er erkannte sie sogleich, und bemerkte sogar, daß sie traurig sei. Auch *Caroline* mußte ihren Geliebten gesehn haben, denn sie kam jetzt häufiger, als sonst, an das Fenster; sie winkten

einander zu, aber wie wenig sind Liebende mit stummen Winken zufrieden? — Anton ersann ein neues Projekt, und als es völlig zu Stande war, schrieb er seiner Geliebten folgenden poetischen und philosophischen Brief.

*Geliebte!*

So hab' ich Dich endlich doch wiedergefunden, trotz der Bosheit meiner und Deiner Verfolger! Die Liebe besiegt alle Hindernisse, und sie wird auch uns glücklich machen. Aber laß uns jetzt nicht von neuem die kostbare Zeit versäumen, da wir beide wissen, | was wir von unsern Eltern zu hoffen haben; *freiwillig* werden sie nie unsre Hände in einander legen, wir müssen sie *zwingen!* — Wie? hör' ich Dich fragen. — Nun so höre mich, theureste Geliebte, und willige in meinen Vorschlag. — Ich habe eine Stelle entdeckt, wo ich bequem über die Mauer des Klosters steigen kann; von dort komme ich leicht zu dem Fenster, an welchem ich Dich nun schon zu meiner Freude so oft gesehen habe. Beschreibe mir, wo ich von dort aus Dein Zimmer finde, und ich komme dann morgen in der Nacht zu Dir. — Keine Einwendungen, wenn Du mich liebst, Theureste; ich sehe Dich jetzt schon als meine Gattin an, und was findest Du denn an diesem Schritte tadelnswürdiges? Laß keine falsche Schaam, kein Vorurtheil, keinen von den gewöhnlichen Einwürfen in Deinem Herzen gegen mich sprechen, denn an dieser Nacht, an dieser Erfüllung meiner Bitte hängt das Glück unsers ganzen künftigen Lebens. — Ich verlasse Dich dann vor Anbruch des Morgens, und wir haben uns selber als Mann und Frau den Segen gesprochen. Mögen Sie Dich dann im Kloster aufbewahren; mag mir mein hartherziger Vater seine Einwilligung versagen; mag der Deinige Dir eine Aussteuer verweigern: uns kann alles gleichgültig seyn. In Dir schlummert dann ein Pfand, das sie bald wider ihren Willen zwingen wird, sich zu vergleichen, und uns Sohn und Tochter zu nennen. Den Eigensinnigen muß man mit Eigensinn begegnen, um ihren Trotz zu beugen: darum Geliebte, willige in meinen

Vorschlag. Thust Du es nicht, so bin ich elend, und auch Du bist es; denn Dein Vater wird gewiß am Ende Mittel finden, Dich mit dem | alten verliebten Gecken zu verbinden, und dann sind wir auf ewig auseinander gerissen. — Oder wünschst Du lieber mich sterben zu sehen und Dich an einen alten, abgeschmackten Narren schmieden zu lassen: nun wohl, so zerreiß diesen Brief und antworte mir nicht. — Doch nein, warum will ich denn zweifeln? Du siehst Dich selbst als meine geliebte Gattin an, und wenn es einst Dein Wunsch war, mich Gemahl nennen zu können, warum wolltest Du mir denn nicht noch heut Dein Zimmer und Deine Arme öffnen? worin liegt die Sünde, wenn wir ein Glück genießen, das unser Eigenthum ist, und wenn dieser Genuß zugleich die Quelle unsrer künftigen Seligkeit wird? — Schicke mir durch die Ueberbringerin dieses Blattes ein paar Worte, in welchen Du mir die Lage Deines Zimmers beschreibst. Ich sage Dir Lebewohl, bis ich Dich selbst in meine Arme schließe.

Der Deine bis in den Tod.

Diesen Brief gab er dem Mädchen, das ihn noch an eben dem Tage *Carolinen* überbrachte. Diese erstaunte, als sie den Vorschlag ihres Geliebten ergriff, überlegte eine Zeitlang, was sie antworten sollte, und schrieb ihm endlich folgendes:

*Mein Theuerster!*

Ihr Brief hat mich überrascht. Ich fühle es, daß ich viel dagegen sagen könnte und sollte. Ich bin im Begriff, es zu thun, und dann lege ich doch wieder die Feder nieder. — Da es Ihr Glück entscheidet, wie Sie sagen, da Sie es als einen Beweis meiner Liebe ansehen; so kommen Sie in der folgenden Nacht. | Das bewußte Fenster wird offen sein, es stößt auf einen langen Gang, diesen gehn Sie ganz hinunter. Die letzte Thür zur rechten Hand ist die meinige. Ich zittere, indem ich Sie erwarte. Leben Sie wohl!

*Caroline.*

Wie groß fühlte sich unser Held, als er diese Zeilen erhalten hatte; er ward dadurch völlig von *Carolinens* Liebe überzeugt; er fühlte sich in eben dem Augenblick über alle Zufälligkeiten, über den Eigensinn seiner Eltern und den Geiz des alten *Birkheim* erhoben. Er hatte nun ein Mittel ausfindig gemacht, das ihm ohne allen  
5 Widerspruch den Besitz seiner Geliebten versicherte; stolz stand er da, wie der Regent seines Schicksals, und sagte eine Tirade nach der andern, die alle beweisen sollten: der Mensch vermöge alles, wenn er es nur ernstlich wolle. — Mit heißer Sehnsucht erwartete er die folgende Nacht; er schlief nur wenig, der Gedanke an *Caro-*  
10 *linen* erhielt ihn wach.

Seine Geliebte konnte noch weniger schlafen; bald gereute ihr die Antwort, die sie ihm gegeben hatte, bald sah sie wieder aus dem Fenster, ob die Sonne nicht bald aufgehen wollte, bald gingen  
15 ihr die Stunden zu langsam, bald zu schnell. — Der Tag erscheint, und ein Wagen fährt bei dem Kloster vor. Die junge Gräfin von *Werdenburg* steigt mit ihrer Mutter aus der Kutsche, die Mutter empfiehlt der Priorin ihre Tochter, die auf ein Jahr hier wohnen soll, und fährt wieder fort. Man giebt der Gräfin ein Zimmer, das  
20 ihr trübe und melancholisch vorkömmt. Die Priorin, die sich der reichen Gräfin gern verbindlich machen will, zeigt ihr | mehrere Zimmer, und auch das, welches *Caroline* bewohnt. Die Aussicht in einen Garten, die freie Luft, die größeren Fenster, alles gefiel der Gräfin, und sogleich wird *Carolinens* vorgeschlagen, aus diesem  
25 Zimmer auszuziehn, und ein andres in Besitz zu nehmen. Daß sie sich weigerte, kann man sich denken; sie erschöpfte alle möglichen Entschuldigungen, die man alle ungültig fand. Halb und halb gab sie endlich ihre Einwilligung, und es ward sogleich eine Aufwärterin gerufen, die ihre Sachen mußte einpacken helfen. Die Gräfin bezieht das Zimmer, und *Caroline* das, welches erst für ihre  
30 Nebenbuhlerin bestimmt gewesen war.

Das erste, was sie that, war, daß sie im heftigen Verdruß einen Brief an ihren Geliebten schrieb, worin sie ihm den unglücklichen Zufall meldete, der so plötzlich ihren Plan zerstört habe. Sie gab

der Vertrauten den Brief, und ging sinnend auf und ab. — Spät am Abend kömmt die Vertraute zurück; der Herr ist nirgends zu finden, ruft sie unwillig, und giebt *Carolinens* das Billet zurück; ich bin drei Stunden nach ihm herumgelaufen, schicken Sie es ihm  
5 lieber morgen früh, vielleicht daß ich ihn dann treffe.

*Caroline*, die wohl wußte, daß es morgen, auch noch so früh, immer schon zu spät sein würde, steckte das Billet betrübt ein, und überließ sich ihrem Tiefsinn, der sich bald in Angst verwandelte. Bei jedem Geräusch glaubte sie ihren Geliebten zu hören,  
10 der die beschriebene Thür in einem unglücklichen Mißverständniß eröffnet. Wie soll sie es verhindern? Sie wohnt auf der ganz entgegengesetzten Seite des Klosters. Sie fährt zusammen, wenn sich die Wetterfahne dreht; Verdruß und Angst | haben sie endlich so ermüdet, daß sie auf ihr Bette sinkt und einschläft.

15 In der Mitternachtsstunde, als alles schlief, ging *Anton* mit pochendem Herzen nach dem Kloster hin; er sieht die Lichter ausgelöscht, und steigt leise über die Mauer hinüber und durch das offene Fenster. Den Gang hinunterschleichend, nähert er sich schon der bezeichneten Thür. — Unglücklicher! wird dich keine böse  
20 Ahndung zurückhalten, und dir sagen, daß du der Narr des Zufalls bist? — Nein, er öffnet die Thür, und steht im Zimmer der Gräfin.

Er war erstaunt, als er Niemand fand; er glaubte, *Caroline* würde ihm sogleich froh entgegenhüpfen und ihn an ihren Busen drücken. Er horchte und hörte ein leises Athemholen, trat an's Bett und  
25 sahe ein Frauenzimmer, die er noch immer für *Carolinens* hielt, im tiefen Schläfe. Noch immer verwundert, wollte er sie leise wecken, aber von der Reise ermüdet, schlief die Gräfin sehr fest. Er nahm sie endlich in seine Arme, und bedeckte Mund und Busen mit tausend Küssen, indem er sie unaufhörlich seine geliebte *Caroline*  
30 nennt.

Die Gräfin erwachte endlich, und that einen lauten Schrei, als sie sich so unvermuthet in den Armen eines Mannes fand. — Sei doch still, theure *Caroline!* sprach er ihr ins Ohr, komm zu dir und erkenne mich, deinen Geliebten. —

Die *Gräfin* aber schrie nur noch heftiger, sie rief mit kreischender Stimme um Hülfe, und der unglückliche *Anton* stand wie aus den Wolken gefallen, un|gewiß, ob er da bleiben, oder den Rückweg nehmen sollte. — Er vermuthete endlich den Zusammenhang der sonderbaren Begebenheit, und machte sich eben zum Rückzuge 5 fertig, als er schon in der Ferne Weiberstimmen in einem verworrenen Chor hörte. Er machte die Thüre auf, und der Schimmer von vielen Lichtern kam ihm entgegen; alte und junge Nonnen, halb angezogen und in völligem Negligee, kamen auf ihn zu, und schrien immer noch um Hülfe, ob sie gleich alle schon beisammen 10 waren, *Carolinen* ausgenommen. Er schlug den Mantel über das Gesicht und ging vor, alle wichen ihm erschrocken, wie einem Gespenste, aus, er erreichte das Fenster, die Mauer, und durch einen Sprung war er wieder im freien Felde.

So ist denn alles, rief er aus, gegen mich und meine Liebe 15 geschworen! Ich bin der unglücklichste Mensch und mein Schicksal das grausamste. — Betrübt schlich er fort.

Die *Gräfin* mußte indeß ihr Abentheuer erzählen, man beklagte sie recht sehr, und errieth sogleich, daß das Ganze eine Verabredung mit *Carolinen* seyn müsse. Man erinnerte sich der hartnäckigen 20 Weigerung, ihr Zimmer zu verlassen, man hielt alle Umstände genau zusammen, und die Vermuthung ward zur Gewißheit. — Am Morgen ließ die *Priorin* das unglückliche Mädchen rufen: Sie dürfen, sprach sie in einem rauhen Ton zu ihr, nicht länger hier verweilen, und den Aufenthalt der Unschuld entweihen; reisen Sie 25 ab, und sein Sie froh, wenn wir den ganzen Vorfall, der so sehr zu Ihrer Schande gereicht, verschwiegen halten.

| Man schickte einen Boten an ihren Vater; er war erstaunt und in Wuth, er durfte es nicht wagen, sie wieder zu sich kommen zu lassen, da er diese Probe ihres unternehmenden Geistes erfahren 30 hatte. Er mußte also ein andres Mittel ersinnen.

Ziemlich weit von ihm, in einer ansehnlichen Stadt, lebte eine Muhme von ihm, eine alte Jungfer von funfzig Jahren. Man hatte ihm gesagt, daß alte Jungfern am liebsten und genauesten die

Unschuld bewachten, daß es leichter sei, den Satan selbst, als sie, zu betrügen, so daß der alte *Birkheim* glaubte, seine Tochter könne nirgends einen bessern Schutz finden. — Er ließ also *Carolinen* abholen, und schickte sie mit einem Briefe, in welchem er die 5 strengste Aufsicht anbefohl, an ihre Tante. — *Anton*, der noch immer in der Gegend geblieben war, erfuhr vom Kutscher den Ort, nach welchem *Caroline* hingeführet wurde; er besuchte seine Eltern auf einige Tage, um sich mit neuem Gelde zu versehen, und ging dann, wohin ihn das Schicksal zu neuen Abentheuern und 10 neuen Unglücksfällen rief.

Die *Tante*, zu der man *Carolinen* brachte, war wirklich für das Amt einer Aufseherin wie geboren. Ihre Augen waren vom Alter nicht geschwächt, sondern sie sahe damit besser, wie manches zwanzigjährige Mädchen; sie war nicht phlegmatisch, sondern 15 im Gegentheil in einer beständigen Thätigkeit; nach allem, was in ihrer kleinen Wirthschaft vorfiel, sahe sie selbst; sie lebte in der Stadt fast ohne alle Bekanntschaft, sie war beständig in ihrem Hause eingeschlossen; zum Ueberfluß waren vor ihren Fenstern eiserne Gitter, aus | denen sie, oder das Mädchen, die ihr aufwar- 20 tete, nur selten heraussehen. Kurz, alles, das Haus sowohl als seine Bewohner, hatten ein so menschenfeindliches Ansehen, daß sich so leicht Niemand dieser Gegend näherte.

Hier nun sollte *Caroline*, so lange bis sie sich gebessert habe, lebendig vergraben werden. Sie machte ein sehr verdrüßliches 25 Gesicht, als sie in das Zimmer der ehrwürdigen *Tante* trat: diese las den Brief, und empfing sie wie ein Schlachtopfer, an dem sie alle ihre Launen üben könne. Das arme Mädchen fand es hier in der großen Stadt einsamer, als in dem Kloster, das sie verlassen hatte, oft sehnte sie sich dorthin zurück, und beweinte dann mit 30 häufigen Thränengüssen den Verlust ihres Liebhabers. Sie wußte nicht, was aus ihm geworden war, wo er nach dem Abentheuer geblieben sei, ob er ihren jetzigen Aufenthalt erfahren habe, ob er noch an sie denke, und was der zärtlichen Besorgnisse und Fragen mehr waren, in denen die Liebe so außerordentlich erfinderisch ist.

Ihr Geliebter hatte sie indessen nicht vergessen, er ging täglich dem Hause vorüber, in welchem sein Mädchen gefangen saß; ihn schauderte, wenn er die dicken eisernen Stäbe sah, und noch mehr, wenn das schwarzbraune Gesicht der Tante zwischen ihnen durchblickte: die Fenster waren zwar zur ebenen Erde, aber für ihn unzugänglicher, als eine Dachstube; die Thüre des Hauses war beständig verschlossen, die Magd war ebenfalls eine alte Jungfer, und ihrer Herrschaft treu ergeben, weil beide mit einander aufgewachsen waren. Er sah gar keine Hoffnung und keinen Ausweg, er ver- wünschte sein grausames Verhängniß, das ihm alle seine Wünsche vereitelte.

Dem Hause der *Tante* gegenüber war ein Gasthof, der einem Manne gehörte, der ziemlich dick war, und dessen junge und hübsche Frau unsern Liebhaber oft sehr freundlich angesehen hatte, wenn er vor dem Hause auf- und abgegangen war. Lange sann *Anton*, ob er nicht alle diese Umstände so beugen und richten könne, daß sie ihm günstig würden, und alle zu einem Zwecke dienten. Wenn er nur im Hause des Gastwirths sein könnte, so konnte er hoffen, vielleicht einmal seine Geliebte zu sprechen, sie wenigstens häufiger zu sehen. An einem Mittage sah er endlich, daß die Tante ihr Essen aus dem Gasthofe holen ließ, und in demselben Augenblick war auch sein Plan gemacht.

Er ging nun noch häufiger in der Straße auf und ab, die Augen immer nach den Fenstern der schönen Frau im Gasthofe gerichtet; sie bemerkte seine Aufmerksamkeit und sah ihn jedesmal nach, wenn er vorbei ging; nach einigen Tagen grüßte man sich sehr freundlich, und beide warteten nur auf eine Gelegenheit, um sich mündlich noch näher kennen zu lernen. —

Diese fand sich bald, da sie von der Frau des Hauses emsig gesucht ward. *Anton* war auf der Promenade, und es war schon spät; Jedermann ging schon nach Hause, nur ein sehr elegant gekleidetes Frauenzimmer ging noch auf und ab; als *Anton* näher kam, sah er, daß es die hübsche Frau aus dem Gasthofe sei. Er versäumte nicht die Unterredung an- zufangen, und sie klagte, daß

eine Freundin ihr Wort nicht gehalten habe, und sie sie nun auf der Promenade so lange vergebens habe erwarten müssen. Nur Ihre angenehme Gesellschaft kann mich entschädigen, schloß sie, und er reichte ihr den Arm, um sie nach Hause zu führen.

Unterweges freute man sich sehr, daß man sich habe kennen lernen; *Anton* wünschte, daß er öfter das Glück haben möchte, Madam zu sehn; Madam *Lindner* antwortete, daß das Glück auf ihrer Seite sein würde, daß aber ihr Mann übertrieben eifersüchtig sei, und daher keine Besuche von jungen Leuten in seiner Familie dulde. — Sie also würden mich nicht ungerne sehen, Madam? fragte *Anton* mit einem zärtlichen Blick. — Ein sanfter Händedruck war die Antwort. — Nun so werd' ich bald das Vergnügen haben, Sie recht oft zu sehen! — Er küßte ihre Hand, sie standen vor dem Hause und sie verließ ihn. — *Anton* warf noch einen schwermüthigen Blick nach den Fenstern seiner unglücklichen Geliebten: ja, rief er aus, ich muß dich befreien, arme *Caroline!* gebe nur der Himmel, daß mein Projekt diesmal gelingen möge! —

Am folgenden Tage stand Herr *Lindner* in seinem Zimmer und rauchte sein Pfeifchen, als ein Bedienter von sonderbarem Ansehn hereintrat. Er trug eine abgeschabte Livree, und vom alten Hute hing ein langer Flor über den Rücken; eben so war ein schwarzer Flor um den linken Arm gewickelt. Sein Gesicht war betrübt; er wischte sich die Augen und machte ein paar tiefe Verbeugungen. — Was will Er, mein | Freund? fragte *Lindner* mit einer tiefen Baßstimme. — Ach, verehrungswürdiger Herr, klagte der Bediente in einem weinerlichen Tone, ich komme her, Sie recht sehr um eine Gefälligkeit zu bitten.

*Lindner.* Hier wird nichts gegeben, mein Freund. —

*Bediente.* Ich verlange auch kein Allmosen.

*Lindner.* Nun, was verlangt Er denn?

*Bediente.* Haben Sie Zeit, und wollen Sie die Gewogenheit haben mich anzuhören?

*Lindner.* Red' Er.

Der Lakai von der traurigen Gestalt räusperte sich und hob dann seine Erzählung an: Ach, mein werthgeschätzter Herr, so wie Sie mich da vor sich sehn, bin ich ein ehemaliger Bedienter von einem Herrn, dessen Gut vier Meilen von hier liegt. Sehn Sie, es war ein christlicher und guter Herr, aber, Gott hab ihn selig, 5 nun ist er verstorben, wie Sie auch an meiner Trauer sehn können, und ich bin außer Dienst gesetzt. Nun würde es mir freilich wohl nicht an einer neuen Herrschaft fehlen, wenn ich mir die Mühe geben wollte, mich darnach umzusehn; aber sehn Sie, mit Ihrer Erlaubniß, so ein christlicher Mann der selige Herr auch war, 10 der gewiß keinem Menschenkinde zu großen Ueberlast machte, und der auch als ein völliger Christ gestorben ist, und mir etliche hundert Thaler in seinem Testamente vermacht hat: sehn Sie, so hab' ich doch, wie man wohl zu sagen pflegt, im Lakaienstande ein Haar gefunden. Nicht, als ob die Arbeit zu schwer wäre, nein, 15 Gottlob, grade umgekehrt; aber man sieht doch gern gerade aus, und wünscht mit der Zeit auch einmal ein nahrbarer und seßhafter Mann zu werden, der doch auch seine Familie ehrlich und fleißig ernährt; und sehn Sie, das kann man als Bedienter zeitlebens nicht, und darum bin ich eigentlich zu Ihnen gekommen, um Sie zu 20 bitten, hochgeschätzter Herr, einen armen, verwais'ten Teufel für Geld und gute Worte in Ihre Dienste zu nehmen, damit er einmal als Koch sein Stückchen Brod essen kann; denn ich denke immer, wer andern zu essen giebt, für den fällt auch wohl selber etwas ab, und das liebe Essen ist denn dabei doch eine Waare, die nie 25 aus der Mode kommt.

Er ist ziemlich weitläufig, mein Freund, sagte der Gastwirth, indem er ihn noch einmal genau betrachtete. Wenn wir über das Lehrgeld einig werden können, so will ich ihn behalten.

Mit dem Kontrakte wurde man bald fertig, und der neue Lehrling ward in die Küche eingeführt. 30

Wie freute sich *Anton* über seine glückliche List, als er mit der weißen Küchenschürze herumlieft! Wie erstaunte die Frau, als sie am Mittage ihren Liebhaber als Küchenjungen vor sich stehen

sah! — Unser verliebter Projektmacher hatte nun vor's Erste alle seine Zwecke glücklich erlangt; er war ein Mitglied des Hauses geworden, ohne vom Wirth erkannt zu seyn; die Frau hatte geglaubt, es geschehe ihrentwegen, und er hoffte sie durch seinen 5 Verstand bald in sein eigentliches Interesse hineinzuziehen. Er wünschte nun nichts sehnlicher, als daß die Magd der alten Tante einmal krank werden möchte, um so glücklich zu seyn, seiner Geliebten das Essen hinüberzutragen.

! Auch dieser letzte Wunsch ward erfüllt, und er bestand so 10 lange darauf, daß man ihn hinüberschicken solle, bis es geschah. *Caroline* hätte sich bald durch ihre Freude verrathen, als sie ihren Geliebten wieder vor sich sah; er winkte, sie mäßigte sich, und die Tante war diesmal einfältiger als gewöhnlich, und hatte nichts gemerkt.

Er sahe nun *Carolinen* täglich, und sie unterhielten sich durch zärtliche Pantomimen; die wachsame Alte aber verhinderte 15 beständig, daß sie mit einander sprachen. An einem Tage war die Gelegenheit günstig, und *Anton* gab seiner Geliebten einen Zettel und eine Feile, die er zu dieser Absicht bei sich trug. — Fliehen 20 Sie, stand auf dem Papiere, benutzen Sie dieses Instrument, ich sehe keine andre Rettung.

Halb wider seinen Willen war unterdeß die Bekanntschaft mit Madam *Lindner* auch fortgeschritten. So sehr ihn in manchen Augenblicken die Untreue ärgerte, die er täglich gegen seine 25 Vielgeliebte beging, so war doch die Schönheit der Frau und die günstige Gelegenheit gar zu verführerisch. Er hätte sich auch den Haß der Frau zugezogen, oder hätte sich ihr wohl gar verdächtig gemacht, wenn er eine Intrigue plötzlich wieder abgebrochen hätte, die er doch selber eingeleitet hatte, und der zu gefallen er sich nur, wie sie sich einbildete, verkleidet in ihr Haus geschlichen hatte. — Was konnte er also thun? Unter einer zwiefachen Gestalt 30 diente er der himmlischen und irdischen Venus.

Er konnte es nicht vermeiden, daß sein Herr ihn nicht bisweilen verschickt hätte; er wurde an einem Tage sehr verlegen, als er mit

einer Rechnung in das Zimmer eines alten Universitätsfreundes trat, der sich | seit einiger Zeit in dieser Stadt niedergelassen hatte. *Anton* war sogleich erkannt, und um nicht das Gefährlichste zu wagen, mußte er seinen Freund *Milberg* zum Mitwisser seines Geheimnisses machen. Man lachte und trank auf die Gesundheit der unbekanntenen Geliebten, denn *Anton* war doch so klug gewesen, ihm nicht den Zusammenhang der ganzen Sache zu entdecken, er hatte ihm bloß gesagt, daß er diese Verkleidung nöthig gefunden habe, um eine Intrigue, die ihn jetzt beschäftige, zu Ende zu führen. Beide trennten sich, indem natürlicher Weise *Milberg* die strengste Verschwiegenheit versprach.

*Anton* lebte indeß in einer großen Einförmigkeit fort, er sah *Carolinen* oft, sprach sie aber nie, weil dies die Wachsamkeit der alten Tante unmöglich machte. — Mit Schrecken sah er an einem Morgen vor seinem Gasthofs den Herrn von *Birkheim* und den alten *Ahlfeld* aus einem Wagen steigen; sie kamen, um zu sehen, ob sich *Caroline* nach einem halben Jahre gebessert habe. Die beiden Angekommenen logierten in *Lindners* Gasthofs und es ward ihm sehr schwer, sich vor ihren Blicken zu verbergen.

Aber bald drohete ihm noch ein neues Unglück; die Eifersucht bereitete seiner Seele neue Schmerzen. Sein Freund *Milberg* begegnete ihm auf der Straße, und redete ihn an: sage mir, lieber Freund, was ist das für ein Mädchen, das dir gegenüber wohnt? — Wo? — In den Fenstern mit den Eisenstangen bei dem alten häßlichen Weibe. — Ich erinnere mich. — Sie ist ein Engel; ich gehe alle Tage vorbei, um nur zuweilen das himmlische Gesicht zu sehen; ich denke, *Sie* | muß mich bald kennen lernen. Weißt du nicht, ob man in dem Hause Zutritt haben kann?

Weiter war nichts nöthig, um *Antons* Seele mit der peinlichsten Unruhe zu füllen. Schon sieht er in seinem Freunde einen neuen Nebenbuhler, schon hadert er von neuem mit dem Schicksale, das ihn ohne Rast verfolgt; er sieht kein anderes Mittel als die Aufmerksamkeit seines Freundes auf einen andern Gegenstand zu lenken. Daher beschrieb er ihm die Schönheit der *Madam Lindner*,

behauptete, daß eine Bekanntschaft mit dieser ungleich leichter und dankbarer sei, als mit der Schönen hinter dem Gitterfenster, gestand endlich, daß er selbst mit dieser in einer vertrauten Verbindung stehe, jetzt aber dieser Intrigue überdrüssig sei. — *Milberg* ward wirklich auf die Erzählung seines eifersüchtigen Freundes aufmerksam, und da dieser ihm oftmals versicherte, daß *Madam Lindner* nicht zu den grausamen Schönen gehöre, beschloß er wirklich, einen Angriff auf ihr Herz zu versuchen.

Er ging vor dem Hause vorbei, und sahe sie am Fenster; die Beschreibung und die Lobeserhebungen seines Freundes schienen ihm nicht übertrieben. Er suchte nun ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, aber alle seine Mühe war umsonst. Er ließ sich dadurch nicht abschrecken, sondern ging um so fleißiger durch diese Straße, und ward aus Eigensinn am Ende wirklich in *Madam Lindner* verliebt. Wenn er sie auf der Straße sah, ging er ihr nach, in der Kirche stellte er sich neben sie und suchte sie anzureden; aber sie gab weiter gar nicht auf ihn Acht, oder schreckte ihn mit einer sehr kurzen Antwort zurück. Es mag beim ersten | Anblick sonderbar scheinen, daß viele Weiber, die sich kein großes Bedenken daraus machen, ihrem Manne untreu zu sein, ihrem Liebhaber eine unwandelbare Treue schenken. Dies gehört zu den eigensinnigen und wunderbaren Launen des weiblichen Geschlechts, die sich am Ende auf eine feine Delikatesse hinausführen lassen, die dem männlichen Geschlechte ganz zu fehlen scheint.

*Milberg* ward durch sein Unglück gegen seine Geliebte und gegen seinen Freund aufgebracht; da ihm alle Besuche mißglückten, beschloß er sich an beiden zu rächen; er dachte auf ein Mittel, seiner Rache auf eine gute und wirksame Art genug zu thun. — *Anton* sah indeß mit blutendem Herzen den alten *Ahlfeld* täglich seine Geliebte besuchen, er verwünschte ihn im Herzen, aber diese Verwünschungen konnten ihm nichts helfen, er mußte in jedem Augenblicke fürchten, daß *Caroline* ihre Einwilligung zu der verhaßten Verbindung geben würde. — *Milberg* sprach ihn wieder und sagte, daß er eine Bitte an ihn habe: *Madam Lindner*, sagte er,

ist gegen alle meine Bitten taub, für alle meine Aufmerksamkeiten blind und unempfindlich gewesen; ich achte sie seitdem um so höher, nur fürchte ich, daß ich sie durch meine Zudringlichkeit beleidigt habe, und das würde mich kränken. Um mich zu überzeugen, daß sie keinen Groll gegen mich hat, mußt du sie überreden, daß sie mich in deiner Gesellschaft in meinem Gartenhause besucht, wir wollen dann froh mit einander sein, und wenn es nöthig sein sollte, eine allgemeine Versöhnung feiern.

*Anton* hatte viel dagegen einzuwenden, aber sein Freund hörte nicht eher auf ihn zu bitten, und zu | quälen, bis er ihm versprochen hatte, bei seiner Geliebten alles anzuwenden, um sie in die Gesellschaft seines Freundes zu führen. *Madam* hatte noch weit mehr dagegen einzuwenden, sie gab aber auch den dringenden Bitten ihres Liebhabers nach, und der Tag ward festgesetzt, an welchem sie den Freund in seinem Gartenhause besuchen wollten. — Sie ahndeten nicht, daß dieser Tag für sie ein Tag des Unglücks seyn würde.

*Milberg* machte alles zu ihrem Empfange bereit, er ordnete die Tafel sehr geschmackvoll an, schrieb aber in der Bosheit seines Herzens zugleich einen Brief an den eifersüchtigen Mann, worin er ihm meldete, daß wenn er seine Frau in artiger Gesellschaft finden wollte, er nur nach einem Gartenhause, welches er ihn näher bezeichnete, um eine gewisse Stunde kommen sollte. —

*Madam Lindner* ließ sich von *Anton*, der sich am heutigen Tage wieder in seine ordentlichen Kleider geworfen hatte, nach dem Gartenhause führen. Man ißt, trinkt und lacht, als man plötzlich ein Gepolter vernimmt.

*Milberg* geht fort, um zu sehen, was es giebt und kömmt nicht wieder; das Gelärm nähert sich immer mehr, schon unterscheidet man die tiefe Baßstimme des alten *Lindner*; *Madam* will in Ohnmacht fallen, und *Anton* weiß nicht was er thun soll. Die Thür öffnet sich, und der erboßte Mann tritt herein, die Frau fällt wirklich in Ohnmacht und *Anton* erschrickt. Alles ist erstaunt sich hier anzutreffen; der Liebhaber kann nicht begreifen, durch welchen

unglücklichen Zufall sich der Mann hierher verirrt habe, und | der Mann steht wie versteinert, da er den Küchenjungen als einen jungen Herrn und als den Liebhaber seiner Frau wiederfindet. Hinter dem Herrn *Lindner* zieht eine ganze Schaar von *Marquers*, Köchen und Hausknechten einher, jeder mit den Waffen seines Standes versehen, alle stehn starr da und betrachten den verwandelten Küchenjungen, der sich Mühe giebt, *Madame*, die noch immer in Ohnmacht liegt, ins Leben zurückzurufen. —

Sie schlug endlich die Augen wieder auf, und *Anton* zog den Degen, um sich durch seine Feinde einen Weg zu bahnen; sie wichen ihm alle aus; und er gewann das freie Feld. — Hier sah er in großer Eil den Herrn von *Ahlfeld* mit mehreren Bedienten zu Pferde vorbeisprennen; er erfuhr von dem einen, daß Fräulein *Caroline* ihrer Tante entwischt sei, und man ihr jetzt nachsetze.

Unglücklicher *Anton*! rief der Liebhaber jetzt in Verzweiflung aus. — Sie ist entflohen, entflohen ohne dich, ein Freund hat dich verrathen, eine Geliebte verläßt dich, alle Pläne, die ich aufbaue, wirft das verhöhrende Schicksal wieder um; ich verliere meine Zeit und meine Mühe in einem langweiligen, unaufhörlichen Spiele, das mich nie gewinnen läßt. — Er bedachte in der Leidenschaft nicht, daß er manches aus seinem Plane wohl hätte weglassen können, und daß er das Schicksal also sehr mit Unrecht anklage.

Wohin sollte er sich nun wenden? — Wohin war *Caroline* entflohn? — Er überläßt sich auf gut Glück dem Wege, schweift umher, sucht *Carolinen* in allen Dörfern und in allen Wäldern, und nach einigen | Wochen kömmt er müde und verzweiflungsvoll in der Residenz des benachbarten Fürsten an. Er geht durch alle Straßen, er kehrt in einem Gasthofe ein, er fragt auf eine versteckte Art nach seiner Geliebten; aber da ist kein Mensch, der ihm Antwort geben kann.

Er hoffte immer noch, Nachrichten von seiner Geliebten zu bekommen, darum blieb er länger in der Residenz. Er machte auch einige Bekanntschaften, die ihm die Zeit verkürzten, und nach

einiger Zeit zog eine hübsche Kaufmannsfrau, die ihm gegenüber wohnte, seine Augen auf sich. Sie bemerkte ihn ebenfalls, und ohne daß er es wollte, war bald ein Augengespräch zwischen ihnen entstanden. Da er *Carolinen* nicht wiederfand, so suchte er sich zu zerstreuen, und dies Abentheuer schien ihm also recht von selbst in den Weg zu kommen. Der Mann dieser Frau handelte mit Tüchern und Sachen, die zum Anzug gehören. *Anton* bemerkte den Augenblick, in welchem der Mann ausging, und sogleich war er selber bei der schönen Frau im Laden. Sie ward roth, verlegen, und fragte: was zu seinem Befehl stehe? Er forderte eine gestickte Weste, und die Frau suchte ihren ganzen Laden durch, ohne das Verlangte finden zu können, und schämte sich endlich, da eine Menge von Westen vor ihr lagen. Er bezahlte, was sie gefordert hatte, ohne auch nur im mindesten zu handeln, und da er nur gegenüber wohnte, nahm er die Weste selbst mit sich.

Es schien ihm jetzt eben nicht unschicklich, daß er sich nach ihrem Befinden erkundigte, wenn er vorbeiging; daß er sich bei dieser Frage etwas lange aufhielt, und hundert andre Fragen und Bemerkungen in sie verflocht, | kann man leicht vermuthen. Sie verstanden sich bald beide, und *Caroline* war halb vergessen. — Der Leichtsinige, vielleicht aber, daß seine Strafe nicht ausbleibt.

Er lernte auch den Mann kennen. Herr *Wagemann* war eine kleine, ziemlich alte Figur; er war vierzig Jahr alt, und gegen jedermann freundlich und höflich; er hatte ehemals Philosophie studirt, und in müßigen Stunden war sie noch jetzt sein Steckenpferd. Er freute sich jedesmal, wenn er in einem Gespräch *weil* und *daher* sagen konnte, nur mußte der andre oft sehr von der Langenweile leiden, wenn er ihm alle seine Gründe auseinander setzte. Dieser Mann gewann bald den Held unsrer Geschichte sehr lieb, weil dieser noch immer nicht ganz den Philosophen verläugnen konnte. Sie disputirten oft mit einander, und einer überzeugte den andern nicht. *Anton* ward auch zuweilen zum Mittagsessen gebeten, und hatte nun desto öfter Gelegenheit, die liebenswürdige Frau zu sprechen, und seine Unterhandlungen fortzusetzen. — Sie waren bald

mit einander einig, und jetzt besuchte sie *Anton* zwar nicht mehr so häufig öffentlich, aber desto öfter schlich er sich heimlich zu ihr.

Er trat an einem Morgen ans Fenster — und — sieht er recht? — darf er seinen Augen trauen? — *Caroline* sitzt in dem Anzuge eines Dienstmädchens in dem Laden der Madam *Wagemann!* — Nein, er irrt sich nicht, sie ist es, und er taumelt erschrocken zurück.

Er freute sich, daß er *Carolinen* wieder gefunden hatte, und doch verdroß es ihn halb; vorzüglich, daß er sie jetzt, und unter diesen Umständen wieder | sah, und besonders in jenem Hause. Dann überlegte er wieder, daß dies ihm eigentlich lieber sein müsse, daß der Umgang mit dieser Frau ihm vielleicht selber behülflich sein könne, um *Carolinen* wieder in eine anständigere Lage zu versetzen. — Er wiegt sich mit hundert Vorstellungen ein, und redet einer Leidenschaft das Wort, indem er noch über *Carolinen*s Zustand nachzudenken glaubt.

Er schlich zu Madam *Wagemann* hinüber. — Haben Sie, fragte sie ihn, das hübsche Mädchen bemerkt, das seit gestern in meinen Diensten ist? — O ja! — Ei, wie lebhaft Sie antworten; nur keine Untreue, mein Herr! — Wie können Sie daran denken? Aber wo haben Sie sie her? — Sie kam gestern zu mir, und bat so flehentlich, daß ich sie in meine Dienste nehmen sollte, daß ich's dem armen hübschen Kinde nicht abschlagen konnte.

*Anton* fand bald Gelegenheit, *Carolinen* allein zu sprechen; um sich nicht zu verrathen, mußten sie beide die Freude über ihr Wiedersehen unterdrücken. Er verdeckte sein Verhältniß mit Madam *Wagemann*, und vertröstete seine Geliebte auf eine baldige Befreiung aus ihrem jetzigen Stande. Er versprach alles anzuwenden, um sobald als möglich mit ihr glücklich zu sein.

Sie erzählte ihm, wie sie an demselben Abend entflohn sei, als sie mit *Ahlfeld* hätte verlobt werden sollen; nach manchen Drangsalen habe sie sich hieher gewandt, und um nicht so leicht aufgefunden zu werden, Dienste genommen.

Die Frau *Wagemann* war auf ihren Liebhaber eifersüchtig, und ließ ihn daher in ihrem Hause nicht | allein; außerdem fand sich

aber auch keine Gelegenheit, daß *Anton* seine Geliebte sprechen konnte, und so schlich eine Woche nach der andern hin. — Den Nachbarn und Freunden *Wagemanns* war indessen das Verhältnis zwischen der Frau und dem jungen Menschen nicht verborgen geblieben; es giebt immer eine Menge dienstfertiger Leute, die sich 5 ein großes Verdienst daraus machen, auch den Ehemann über solche Verhältnisse aufzuklären, nicht aus Liebe zur Tugend, sondern aus bloßer Freude an Zwist und an Klätschereien.

Der philosophische Kaufmann hörte aber nur wenig auf das, was ihm alle seine Nachbarn so häufig ins Ohr sagten. — Ich bin, 10 sagte er zu sich selbst, der Treue meiner Frau versichert, denn sie hat sie mir versprochen; sie hat bisher alles gehalten, was sie versprochen hat, warum soll ich denn nun glauben, daß sie gerade dies Versprechen nicht halten wird? Es giebt hier nur zweierlei 15 Fälle. Entweder meine Frau liebt mich, nun so bin ich gewiß, daß sie mir ihre Treue bewahrt: oder sie liebt mich nicht, was kann mir dann vernünftigerweise daran liegen, wenn sie ihre Treue bricht? —

Man sieht, Herr *Wagemann* war zu einem Ehemann geboren, und wenn alle Männer so dächten, würde man nicht so oft in den Familien die traurigen Scenen sehn, die die Eifersucht veranlaßt. 20

Die Einflüsterungen hörten aber nicht auf, ja man sagte es dem Kaufmann bald ganz laut. In allen Gesellschaften fing er an mit seiner Kaltblütigkeit der Gegenstand des Spotts zu werden; man nannte ihm so oft das Wort *Ehre*, und suchte sein Gefühl dafür 25 empfindlich zu machen, daß sein Blut am Ende anfang schneller zu laufen. Fremdes Gefühl steckt uns oft an, wir nehmen weit leichter von einem Fremden ein Vorurtheil auf, als daß wir uns von seinen Gründen überzeugen lassen. Er nahm sich aber dennoch vor, seine Frau nicht eher zu bestrafen, bis er sich mit seinen eignen Augen 30 von ihrer Untreue überführt hätte, und dazu fand sich sehr bald Gelegenheit.

Er that eines Tages als wenn er ausgehe, und sah, daß bald nachher *Anton* nach seinem Hause hinüberschlich. Durch eine

Hinterthür kam er zurück, öffnete mit seinem Hauptschlüssel die Zimmer, und ging in einen Saal, der dicht an die Schlafstube seiner Frau stieß. Er hätte nicht nöthig gehabt, durch die Spalte der Thür zu sehn, um völlig von ihrer Untreue überzeugt zu sein; aber er 5 wollte dennoch auch sein Auge überzeugen, und nun sah er eine Scene, die Julio Romano vielleicht sehr mahlerisch würde gefunden haben, und auf die Aretino vielleicht sehr niedliche Verse gemacht hätte; ihm gefiel aber diese Perspektive gar nicht, und seinem Gedächtnisse wollte kein einziger Vers beifallen. — Er 10 schlich sich wieder fort und nahm sich fest vor, sich an seiner Frau auf eine exemplarische Art zu rächen.

Er verbarg indeß diesen Vorsatz sehr geschickt; er war gegen seine Frau und ihren Liebhaber eben so freundlich, als gewöhnlich, und sprach eben so gern als sonst über philosophische Materien. 15 Acht Tage waren indeß verflossen, als *Wagemann* unsern Helden zum Mittagessen zu sich bat; es war oft geschehen, und niemand fand darin etwas Auffallendes. — *Anton* kam, der Kaufmann war sehr vergnügt, und trank bei Tische mehr, als gewöhnlich, so daß er am Ende einen ziemlichen Rausch zu haben schien. Die 20 Frau und ihr Liebhaber lachten oft über seine Späße und komischen Stellungen, und er lachte selber aus vollem Halse mit. Gegen Abend schlug er selbst zuerst vor, nach der Komödie zu fahren, und man nahm gern seinen Vorschlag an; die Frau bat nur um die Erlaubniß, auch ihr Mädchen mitnehmen zu dürfen, und der 25 Mann willigte um so lieber ein, weil er diese mit in das Complot gegen seine Ehre verwickelt glaubte. Man fuhr weg, und der Kutscher hatte schon am vorigen Tage seine Ordre bekommen. Der Wagen hält still, alle erstaunen; der Mann bittet seinen Freund auszusteigen und zu klingeln; dieser thuts. — Wo sind wir denn? 30 ruft die Frau; die Klingel wird gezogen, eine große eiserne Gitterthür geht auf, und der Wagen rollt hinein.

*Anton* steht noch immer in tiefen Gedanken vor der Thür, immer im Begriff, noch einmal zu klingeln, um zu sehen, wo seine beiden Geliebten geblieben sind. — Die Thür öffnet sich

wieder, der Wagen fährt wieder heraus, der Kaufmann nur allein drinnen, der aus vollem Halse lacht, als er *Anton* noch vor der Thür stehn sieht.

Ein altes Mütterchen ging grade durch die einsame Straße, und *Anton* geht auf sie zu, um zu fragen, was das große Gebäude mit 5  
der eisernen Thüre für ein Haus sei. — Dies Gebäude da? je, das Gefängniß, lieber Herr. — *Anton* fuhr zusammen.

Wird das Schicksal, sagte er ergrimmt durch die Zähne murmelnd, noch nicht bald müde sein, mich zu | verfolgen? — Diesmal sagte er weiter nichts, denn Schmerz und Zorn überfielen ihn 10  
zu plötzlich.

Er ging mit der alten Frau, die in der Nähe wohnte, und da in ihrem Hause grade ein Zimmer leer war, zog er bei ihr ein. — Er erfuhr von ihr, daß der Präsident von *Mohrfeld*, ein sehr strenger und harter Mann, neben andern Geschäften auch die Oberaufsicht über das Gefängniß, oder Correkthaus habe; daß er 15  
die Züchtlinge sehr streng halten ließe; daß sie selbst einmal in Gefahr gewesen sei, hineinzukommen, weil sie aus christlicher Barmherzigkeit zwei armen verliebten Leuten in ihrem Hause Zusammenkünfte verschafft habe; daß die Frau des Präsidenten 20  
aber eine desto gutherzigere Dame sei, daß sie besonders viel von den Herren Geistlichen halte, und in manchen Stunden auch über ihren Mann viel vermöge. — *Anton* ließ von allem dem, was sie ihm erzählte, kein Wort auf die Erde fallen.

*Wagemann* und der Präsident waren ein paar alte Freunde; daher 25  
war es dem Kaufmann sehr leicht geworden, mit ihm die Bestrafung seiner Frau zu verabreden. — Dem Präsidenten fiel bald *Carolinens* Schönheit auf, und da er hörte, daß sie unschuldig sei, gab er ihr heimlich ein Zimmer in seinem Hause zu bewohnen, 30  
und bestürmte sie täglich mit Bitten und Versprechungen. *Caroline* aber war taub für seine Stimme; sie dachte nur immer an ihren unglücklichen treulosen Liebhaber.

Dieser hatte noch immer nicht gelernt, daß seine Plane nichts taugten, und hatte schon wieder einen andern fertig, der so genau

auf die Umstände kalkulirt war, daß er gar nicht zweifelte, er müsse den glücklichsten Erfolg haben. Schon am folgenden Morgen geht er in dem eleganten Anzuge eines Geistlichen dem Hause des Präsidenten vorbei; die schlanke Figur, das blühende Gesicht 5  
zogen die Aufmerksamkeit der Präsidentin auf sich; er sahe sie und grüßte sie sehr ehrerbietig; freundlich erwiderte sie diesen Gruß. — Täglich ging er ein paarmal vor dem Hause vorbei; sie stand jedesmal am Fenster, jedesmal wechselte er mit ihr ein paar zärtliche Blicke. — Die Alte war die Vertraute seiner Intrigue, und 10  
sie rieth ihm jetzt, ein Billet an die Präsidentin zu schreiben, das sie selber überbringen wolle. — Er folgt ihrem Rath, und die Alte macht sich auf den Weg.

Die Präsidentin freut sich, eine alte Bekanntschaft wieder zu sehen, sie nimmt den Brief, und die Alte entfernt sich wieder, um am 15  
Nachmittage Antwort zu holen. Sie hat schon angefangen, ihn zu lesen, aber ihr Mann ist heimlich ins Zimmer getreten, und nimmt ihr itzt mit einer plötzlichen Wendung den Brief aus der Hand. — *Er* liest, und *sie* kann nichts anders thun, als in Ohnmacht fallen.

20 *Schönste Frau,*  
Werden Sie meine Kühnheit zu groß finden, wenn ich, als ein Unbekannter, es wage, Ihren unwiderstehlichen Reizen zu huldigen; wenn ich sogar wage, Ihnen dies zu gestehn? Aber verbieten Sie der Sonne zu leuchten, und Ihrer Schönheit die Augen aller 25  
Männer auf sich zu ziehn. — O hören Sie einen unglücklichen Liebhaber an, der aus mehr als einer Ursache Sie zu sprechen wünscht, den das Schicksal zur Verdammniß scheint auserlesen zu haben, daß er | in hoffnungsloser Liebe verschmachten soll. Hören Sie mich an, das Haus der Ueberbringerin ist ein Zufluchtsort 30  
für geheimnißvolle Geständnisse; wenn Sie mich unaussprechlich glücklich machen wollen, so machen Sie, daß ich Sie heut Abend dort sprechen kann, nur auf wenige Minuten, nur um Ihnen ein Geheimniß und eine Bitte vorzutragen, an deren Erfüllung mein Leben hängt. — Finden Sie diese Worte zu dreust, und habe ich

überhaupt, von Ihrer Schönheit geblendet, zuviel gewagt, zürnen Sie auf mich; so muß ich mich unterschreiben  
der Unglücklichste aller Sterblichen.

Er hatte diesem Briefe mit Vorbedacht diese zweideutige Wendung gegeben, weil er der Präsidentin seine Liebe zu *Carolinen* und ihr Schicksal entdecken wollte: ob dieser Plan klug gewesen wäre, steht noch immer zu bezweifeln, da er aber sogleich in der Anlage durch einen Zufall scheiterte, so hat die Erfahrung nichts darüber entscheiden können.

Der Präsident wüthete, und seine Frau warf sich ihm zu Füßen; sie betheuerte ihre Unschuld, er hörte sie nicht. — Wie kann der Bube so frech sein, rief er aus, wenn er Sie nicht gesprochen hat? — Aber ich schwöre Ihnen, daß es so ist. — Gut, wir wollen sehn, setzen Sie sich nieder und schreiben, was ich Ihnen diktiren werde.

Die Frau setzte sich nieder, und der Präsident diktirte folgendes Billet:

*Mein Herr!*

So gerne ich Ihren Vorschlag annähme, so seh ich mich doch gezwungen, heute zu Hause zu bleiben. Aber | um vier Uhr bin ich allein, machen Sie mir das Vergnügen, mich zu besuchen, aber in weiblichen Kleidern, die Ihnen gewiß sehr gut stehen müssen. Ich bin

Ihre Freundin.

Wie freute sich *Anton*, als er dieses Papier erhielt! Er ahndete nichts von seinem Unglück. — Die Alte mußte sogleich einen weiblichen Anzug besorgen; er kleidete sich an, und ging mit tausend Hoffnungen nach dem Hause des Präsidenten. — Ein Bedienter führte ihn in das Zimmer der Präsidentin, und bat ihn nur einen Augenblick zu verweilen, da die Präsidentin Besuch habe, der sich aber bald entfernen würde.

*Anton* hört Jemand kommen, er wird blaß, denn es ist der Präsident. — Da meine Frau, fing dieser an, noch nicht das Vergnügen

haben kann, Sie zu sehen, so wäre es sehr unartig von mir, eine so schöne Dame ganz allein zu lassen. Man setzt sich, und der Präsident fängt ein Gespräch an, das dem verkleideten *Anton* die höchste Angst verursacht. Er steht auf um sich zu entfernen, er verspricht ein andermal wieder zu kommen, aber der Präsident nöthigt ihn so dringend da zu bleiben, daß er es nicht abschlagen konnte. — Gut, daß ich daran denke, fing der Präsident wieder an, Sie können mir vielleicht einen Rath ertheilen, in einer Sache, die mir sehr auf dem Herzen liegt. — Ich? — Ein unverschämter junger Geistlicher hat die Frechheit, sich in meine Frau zu verlieben, das könnt' ich ihm vielleicht noch verzeihen; aber sehn Sie, er erküht sich, ihr diesen schändlichen Brief zu schreiben. — Er gab *Anton* seinen eigenen Brief; der unglückliche Liebhaber machte Miene vom | Stuhl zu fallen. — Nun, was sagen Sie, fragte der Präsident, wie würden Sie diesen Niederträchtigen bestrafen? — Ich würde ihm verzeihen, sagte *Anton* stotternd! — Da sind Sie frömmer, als ich, denn das ist gar nicht mein Wille, sondern ich habe diesen Unverschämten kommen lassen, um ihn recht derb zu züchtigen. —

*Anton* zitterte heftig; der Präsident winkte, und vier Bedienten traten herein, jeder mit einer großen Ruthe bewaffnet. — Sie warfen sich auf ihn, und vollzogen eben die befohlne Exekution an ihm. Bei jedem Streiche rief *Anton* aus: O Schicksal, Schicksal! welch ein schändliches Ende nehmen auf deinen Befehl alle meine Plane!

Als diese Züchtigung vorbei war, glaubte er sich entfernen zu können, aber der Präsident trat ihm in den Weg. — Wir sind noch nicht fertig, sagte er, wir wollen noch beide einen guten Freund besuchen, einen Prälaten, dem ich doch einen Geistlichen überliefern will, der seinem Stande so große Ehre macht.

*Anton's* Bitten waren vergebens, er wurde die Treppe hinuntergeführt, es war unterdeß Abend geworden, eine Kutsche hielt vor der Thür und man stieg hinein. — Vor dem Hause eines Priors ward still gehalten, man ging hinein, der Präsident voran, und das Mädchen, das ihm folgt, sinkt dem Prior weinend in die Arme, es war *Caroline*, seine Nichte.

Sie hatte in der Dunkelheit vor dem Hause die Hand ihres Geliebten ergriffen, und war statt seiner in den Wagen gestiegen; sie bat jetzt kniend den Präsidenten im Namen ihres Liebhabers um Verzeihung, der ihm nach der harten Züchtigung auch gern vergab, | so wie seiner Frau, die jetzt den Schein der Unschuld für  
5 sich hatte. *Anton* ward geholt, er überließ sich ganz der Empfindung der Zärtlichkeit, als er *Carolinens* wieder sah, und damit er endlich einmal etwas zum Lobe des Schicksals sagen könne, kam noch an demselben Abend *Carolinens* Vater an und trat bei dem  
10 Prior ab; vom allgemeinen Flehen bestürmt, verstand er sich zu einer ansehnlichen Aussteuer, und *Anton* erhielt nach so vielen Leiden und Widerwärtigkeiten zu seiner Verbindung mit *Carolinens* die Einwilligung seiner Eltern.

Der Kaufmann *Wagemann* nahm seine Frau, allen seinen Nachbarn zum Trotz wieder zu sich; er war seitdem noch hartnäckiger  
15 in seiner Philosophie geworden, und lebte mit ihr, wie ehemals. —

Am Hochzeitstage sagte *Anton*, indem er seine Frau in seinen Armen hielt: o Schicksal, so hast du dich endlich mit mir versöhnt? —

So tief liegen manche Schwachheiten im Menschen. Das Schicksal  
20 hatte es nie der Mühe werth gefunden, sich mit ihm zu entzweien.

Der alte *Ahlfeld* sagte um sich zu trösten: Ich sehe, das Schicksal will durchaus, daß ich kein betrogener alter Ehemann werden soll.

### Die männliche Mutter.

Erzählung.

1795.

5 | Gerade in einer der besten Reden, die einer der berühmtesten  
Prediger von der Kanzel hielt, war es, in welcher der junge Baron  
von *Biederfeld* seine Augen auf das junge, sittsame Fräulein von  
*Bergen* warf. Die Kirchen dienen sehr oft zum Gottesdienste der  
Liebe, und die beiden jungen Leute sahen sich hier öfter; er ging  
10 ihr nach, wenn sie die Kirche verließ, und fand jedesmal Gelegen-  
heit, ihr etwas Verbindliches zu sagen, oder ihr in dem Gedränge  
den Arm zu bieten, so daß die arme *Amalie* jedesmal mit einem  
feuerrothen Gesichte aus der Kirche in die freie Luft trat.

Ihrer Mutter, die eine sehr kluge Frau war, entgingen, trotz  
15 ihres scharfsichtigen Blickes, alle diese Kleinigkeiten, wie es denn  
sehr oft bei verständigen Leuten der Fall ist. Sie erhalten ihren  
Scharfsinn in einer ununterbrochenen Thätigkeit, und übersehen  
völlig eine Menge von geringfügigen Umständen, die nur gar zu  
oft, im Fortlaufe der Zeit, ihre klug ausgedachten Plane zertrüm-  
20 mern. Amaliens Mutter war eine Frau mit einer fast männlichen  
Gemüthsart; sie hatte in ihrer Jugend viel gelesen und gedacht,  
ja sich selbst mit einigen Fächern der Gelehrsamkeit bekannt  
gemacht; ihr Vater hatte sie früh an einen Mann verheirathet,  
der ihr gleichgültig war, und den sie | nach der Hochzeit nur  
25 aus Pflicht und Gewohnheit liebte. Ihr waren daher alle Emp-  
findungen der Liebe, und ihre Leiden und Freuden, unbekannt  
geblieben. Die Liebe ist es eigentlich, die dem edlen Charakter die  
letzte Vollendung geben muß; bei ihr waren, bei allen Vortreff-  
lichkeiten, die rauhen und widrigen Ecken geblieben. Sie hatte  
30 ihre Tochter nach einem eigenen Systeme erzogen, das sie aus  
keinem Buche gelernt hatte; sie hatte vorzüglich gestrebt, *Amalien*  
zu ihrer Vertrauten zu machen, die ihr keinen ihrer Gedanken,  
nicht die unbedeutendste ihrer Empfindungen verschwiege; es  
war ihr auch bis in das achtzehnte Jahr ihrer Tochter gelungen,

so daß das Verhältniß zwischen beiden mehr wie zwischen zwei Geschwistern war, als wie man es gewöhnlich zwischen Eltern und Kindern findet.

Aber in dieses achtzehnte Jahr fiel die merkwürdige Predigt, in welcher sich *Biederfeld* und *Amalie* zum erstenmale sahen. Wer kann die magische Kraft beschreiben oder begreifen, die so oft in einem einzigen Blick eines schönen Auges liegt? *Amalie* konnte dem Zuge gar nicht widerstehen, der jedesmal in der Kirche ihren Kopf dahin drehte wo *Biederfeld* stand, und *Biederfeld* hatte jedesmal eine solche Stellung gewählt, daß er in der ganzen Kirche nichts weiter als seine geliebte *Amalie* sehn konnte.

Man traf sich von ohngefähr in Concerten und in der Komödie, man sprach mit einander, und hatte sich hunderterlei unbedeutende Sachen zu erzählen. *Biederfeld* hätte gern um die Hand des Mädchens angehalten, allein sein Vermögen war zu klein, um diesen verwegnen Schritt zu wagen, und da er wußte, daß die Frau von *Bergen* zwar so viel besaß, um mit ihrer Tochter anständig leben zu können, aber nichts weniger als reich war, so erwünschte er in manchen Stunden den Zufall, seine Armuth, und die drückenden Verhältnisse unsrer Welt. Hundertmal nahm er sich vor, *Amalien* zu vergessen und sie nicht weiter aufzusuchen, und das Schicksal spielte ihm immer den Streich, daß er sie noch an demselben Tage irgendwo sah, und wenn er nur einen einzigen streifenden Blick ihres glänzenden Auges auffing, so hob ein Seufzer seine Brust, und alle seine Vorsätze kamen ihm so abgeschmackt vor, daß er sich selbst hätte verachten müssen, wenn er noch weiter daran gedacht hätte sie auszuführen.

*Amalien* ging es fast eben so. Sie konnte es selbst nicht begreifen, warum es ihr unmöglich sei, ihrer guten Mutter von *Biederfeld* und seiner Schönheit zu erzählen. Sie hatte schon oft seinen Namen auf der Zunge, aber wenn ihr dann der gütige aber doch ernste Blick ihrer Mutter begegnete, so schlug sie beschämt die Augen nieder, und fing irgend ein gleichgültiges Gespräch an, das ihr doch wichtiger als ihre Liebe dünkte.

Es kam aber bald eine Zeit, wo sie aus einer andern Ursache schwieg. Jetzt kamen ihr ihre Empfindungen nicht mehr kindisch und abgeschmackt vor, so daß sie sie aus Schaam verbarg, sondern sie fühlte sich nun über ihre Mutter erhaben, sie machte aus ihrer Liebe ein Geheimniß, weil sie sich einbildete, kein anderes Wesen könne die hohen und lautern Empfindungen ihres Herzens begreifen, jedes fremde Ohr dünkte ihr unheilig, um ihm den Namen *Biederfeld* und ihre Wünsche anzuvertrauen. Sie ward jetzt nachdenkend und liebte die Einsamkeit, sie las Gedichte mit Entzücken, und saß stundenlang in Träumereien verloren, so daß sie nichts sah und hörte, was um sie her vorging, und wie aus dem Schlafe auffuhr, wenn die Mutter sie zuweilen rief. Diese aber bemerkte noch immer nichts, sondern meinte, das lustige, flüchtige Mädchen komme nun nach und nach zu Verstande.

So gewiß ist es, daß alle Menschen, die wir im gemeinen Leben klug und verständig nennen, nur bis auf eine gewisse Linie mit ihrer Klugheit reichen, und sich jedesmal verrechnen, wenn sie sich weiter wagen. Die Frau von *Bergen* hatte nie geliebt, sie verstand also alle Symptome der Liebe an ihrer Tochter unrecht; ihre ganze Erziehung bis dahin war sehr gut und consequent gewesen, sie hatte für alle Fälle stets die besten und wirkendsten Mittel in Bereitschaft; aber hier verließ sie ihr guter Genius völlig, so daß sie ihre Tochter ganz frei und ungehindert den Weg gehen ließ, den sie sich selber ohne alle andre Beihülfe gebahnt hatte.

Es gab freilich auch manche Stunden, worin *Amalie* sich das unvernünftige ihrer Leidenschaft vorwarf, und wenn nur jemand gewesen wäre, dem sie sich ganz hätte vertrauen können, so wäre auch ihre Heilung vielleicht nicht unmöglich gewesen. Aber vom ersten Augenblicke hatte ihre Liebe den Reiz des Geheimnißvollen bekommen, das bewog sie, alles was vorfiel, jeden Blick und jede unvermuthete Zusammenkunft, jedes gesprochene Wort und jede kleine Aufmerksamkeit als ein heiliges Geheimniß zu betrachten, dessen Verhath ihr Unglück machen würde. — Er war so schön

und liebte sie so innig, wie hätte sie so grausam sein können, ihn nicht mit aller Zärtlichkeit wieder zu lieben?

Er drückte ihr eines Tages ein Billet in die Hand, so daß es niemand bemerkte. Sie besann sich am Abend lange ob sie es lesen sollte, ja sie hatte schon angefangen sich auszuziehen, um sich schlafen zu legen, als sie es dennoch erbrach, und unter langem Herzklopfen folgende Worte las:

Die Liebenswürdigste ihres Geschlechts verdient auch die höchste Liebe; für Sie war mein Herz geschaffen, weil es der Liebe am meisten fähig ist. Vom ersten Augenblicke, in welchem ich Sie sah, war es Ihr Eigenthum. Die Bande, die mich fesseln, sind zu süß, als daß ich jemals streben könnte, sie zu zerreißen: aber wäre es Ihnen wohl möglich, für die heftigste Liebe unempfindlich zu bleiben, wenn das höchste, das einzige Glück meines Lebens darin besteht, Ihnen nicht gleichgültig zu sein?

*Amalie* las das Billet, und las es immer wieder von neuem, sie wußte es schon auswendig, als sie noch immer nicht den Inhalt ganz begriffen hatte. Sie überlegte dann lange, wie sie sich nehmen solle, sie ergriff die Feder, um in ein paar Zeilen zu antworten, und kam in zehn Briefen, ohne daß sie es bemerkte, in so weitläufige, rührende Tiraden hinein, in denen sie von Unglück und Liebe, von Sehnsucht und Unmöglichkeit, Thränen und Verzweiflung durcheinander sprach, daß sie vor sich selber erschrak, und es nur nach einer großen Selbstüberwindung dahin brachte, daß sie ihrem Liebhaber in wenigen und zweideutigen Worten Bescheid gab. Sie legte sich hierauf zu Bette, konnte aber die ganze Nacht nicht schlafen.

Die Erklärung von beiden Seiten war nun förmlich geschehen, und mit der Annahme des ersten Briefes war zugleich eine große und ununterbrochene Correspondenz eröffnet. Der Liebhaber fand fast an jedem Tage Gelegenheit, seinem Mädchen einen Brief

zuzustecken oder zustecken zu lassen. Geheime Zusammenkünfte wurden veranstaltet, und alles ging den Weg, den solche Intriguen gewöhnlich nehmen, das Geheimniß wird zur Gewohnheit, und mit jedem neuen Tage werden neue Billette geschrieben, oder neue Zusammenkünfte veranstaltet.

Einige aufmerksame Beobachter, deren Geschäft es ist, alle Anekdoten und Familienvorfälle zu wissen, und die über alle Liebschaften ein förmliches Register halten, wollten nach einem halben Jahre bemerken, daß sich *Biederfeld* und *Amalie* weit seltner an öffentlichen Oertern sähen, weit weniger mit einander sprachen, und sich oft beide zu vergessen schienen. Sie schlossen auf einen Zank, auf eine Kälte, die gewöhnlicherweise irgend einmal bei solchen Begebenheiten eintritt, und oft durch die kleinsten Zufälligkeiten veranlaßt wird; ob sie sich irrten oder nicht, wird der Leser aus dem Verfolge dieser Erzählung erfahren, aber *Amalie* gab ihnen wenigstens zu ihren Schlüssen alle Gelegenheit, denn sie war außerdem zerstreut und traurig, man bemerkte, daß sie oft für sich seufzte, ein geheimer Kummer schien an ihrem Herzen zu nagen.

Ihrer Mutter selbst war seit einiger Zeit diese Veränderung im Wesen *Amaliens* aufgefallen, sie hatte aber nur wenig daraus geschlossen, weil sie überzeugt war, ihre Tochter würde sich ihr schon entdecken, wenn sie irgend etwas auf dem Herzen hätte. *Amalie* aber entdeckte ihr nichts, sondern bat bloß um die Erlaubniß, irgend ein musikalisches Instrument lernen zu dürfen; sie wählte vor allen übrigen die Laute, und sagte, sie hätte von einem Frauenzimmer sprechen hören, das sie vorzüglich gut spiele; man schickte nach dieser, und *Amalie* nahm täglich eine Stunde.

Bei den ersten Stunden war die Mutter selbst zugegen, und freute sich über die schnellen Fortschritte, die ihre Tochter machte. *Amalie* begriff in kurzer Zeit die Anfangsgründe der Kunst, und ihre Lehrmeisterin war außerordentlich mit ihr zufrieden. Die Mutter, die oft Besuche zu geben hatte, oder durch ein andres Geschäft abgehalten wurde, ließ ihre Tochter nachher in ihren

Lehrstunden allein, und schon nach einigen Wochen konnte ihr *Amalie* am Abende kleine Arien auf ihrer Laute vorspielen.

Plötzlich blieb die Lehrmeisterin aus, sie schien verschwunden, denn Niemand konnte von ihr Nachricht geben. Die Mutter war betrübt, daß die Lehrstunden unterbrochen wurden, und *Amalie* 5 noch mehr, die gerade im Begriff gewesen war, auf der Laute eine Künstlerin zu werden. *Amaliens* Betrübniß kehrte wieder, und die Mutter erkundigte sich von selbst bei ihr, was ihr fehle, erhielt aber keine befriedigende Antwort.

Um diese Zeit ward eine Vermählung bei Hofe gefeiert, und die öffentlichen Lustbarkeiten, die Pracht der Residenz, zog den Adel 10 der Provinzen nach der Hauptstadt. Unter den Fremden, welche täglich ankamen, befand sich auch der Graf *Holfeld*, einer der reichsten Edelleute, und aus einer der angesehensten Familien; er war ein Mann, der durch seine angenehme Bildung und durch 15 einen edlen Anstand sich jedermann empfahl, er war dreißig Jahr alt, und hatte sich auf Reisen gebildet; er besaß nicht jenes abgeschmackte, galante Wesen vieler jungen Herren, aber seine Unterhaltung war dafür auch um vieles angenehmer und verständiger, wenn nämlich der, mit dem er sprach, Verstand genug hatte, um 20 seinen Witz zu verstehn.

Der Graf sah *Amalien* von ohngefähr im Theater, und vom ersten Augenblick interessirte er sich für sie; er machte die Bekanntschaft der Mutter, und war häufig und am Ende fast täglich in ihrem Hause; er versäumte nichts, um seine Aufmerksamkeit für *Amalien* 25 zu beweisen, er war ihr Begleiter zu allen Concerten und Bällen, und die ganze Stadt sprach schon von ihm als dem künftigen Gatten des Fräuleins von *Bergen*, als *Amalien* dieser Gedanke noch gar nicht eingefallen war.

Die Mutter sah die Zuneigung des Grafen mit Wohlgefallen, 30 sie hatte bis jetzt ihre Tochter in Ansehung ihrer Hand völlige Freiheit gelassen, und schon mehrere Parthien zurückgewiesen, weil die Liebhaber nicht gewußt hatten, sich *Amaliens* Liebe zu erwerben; sie war überzeugt, ihre Tochter würde die Verdienste

des Grafen erkennen, und nichts gegen seinen Antrag einzuwenden haben. — *Amalie* schien auch dem Grafen entgegenzukommen, ihre Heiterkeit kehrte etwas zurück, und sie war sehr gern in seiner Gesellschaft.

5 | Die Mutter irrte nicht, wenn sie einen Heirathsantrag des Grafen erwartete, denn kaum waren vierzehn Tage verflossen, als der Graf ihr seine Vermögensumstände auseinander setzte, und um die Hand ihrer Tochter bat. Sie antwortete, daß dies ganz allein von *Amalien* abhinge. Der Graf verließ sie, und die Mutter ließ die 10 Tochter rufen, um sie selbst um ihre Neigung zu fragen.

Das Zimmer ward verschlossen, und die Mutter fing an: Liebe Tochter, du hast gesehn, daß es nie meine Absicht gewesen ist, dich zu irgend einer Heirath zu zwingen, wenn die Parthie auch noch so vortheilhaft war, ich habe alles immer auf deinen Ausspruch ankommen lassen: der Graf hat um dich angehalten, sage 15 mir aufrichtig, kannst du ihn lieben?

Ich erkenne, antwortete *Amalie*, die Vorzüge des Grafen, ich schätze ihn so, wie ich bis jetzt noch keinen Mann geschätzt habe, ich würde an seiner Seite eine glückliche Gattin sein, aber liebste 20 Mutter, ich kann ihn nicht heirathen!

Du achtest ihn, du würdest mit ihm glücklich sein, und kannst ihn doch nicht heirathen? Wie verstehst du das?

*Amaliens* Augen flossen von Thränen über, sie stand auf, und sank zu den Füßen ihrer Mutter nieder, sie schluchzte und konnte 25 nicht sprechen. Ein gewaltiger Schmerz schien ihr Inneres zu erschüttern, einzelne Ausrufungen entfuhrn ihr unwillkürlich.

Was ist dir, meine Tochter? rief die Mutter aus. Was ist dir, mein Kind? — dein Herz wird zerrissen, schütte dein Leiden aus in den Busen deiner Mutter.

30 | Ach! rief *Amalie*, Ihre Tochter ist sehr unglücklich; darf ich Ihnen mein Unglück vertrauen? Wird sich Ihre zärtliche Liebe nicht in Haß und Abscheu verwandeln? — Ach nein, denn meine innere Quaal, meine Verzweiflung hat mich schon hinlänglich bestraft.

Nun so rede, meine Tochter! O ich unglückliche Mutter! Sollte ich mich in dir geirrt haben? — Sollte alle meine Zärtlichkeit, meine liebevolle Sorge unnütz gewesen sein? —

Ich will Sie nicht hintergehn, sagte *Amalie* mit einem schmerzlichen Ton, ich habe Sie lange genug hintergangen, aber jetzt will ich aufrichtig sein. — Ja, Mutter, Sie sehn zu Ihren Füßen ein unglückliches, ein verführtes Mädchen, die desto unglücklicher ist, da der geliebte Verführer sie nach dem Verlust ihrer Unschuld verlassen hat.

Die Mutter erschrak. Welcher Schmerz, von ihrem einzigen, geliebten Kinde dies Bekenntniß zu hören; sie betrachtete sie lange stumm, dann hob sie sie sanft von der Erde auf, und schloß sie in ihre Arme.

Du bist doch mein Kind, meine geliebte Tochter, rief sie aus. — Laß uns jetzt daran denken, wie wir dein Unglück erleichtern, statt darüber zu klagen. Trockne deine Thränen, und vertraue dich mir ganz; dieser Fehltritt wird dir für die Zukunft die beste und lehrreichste Warnung sein.

*Amalie* weinte von neuem, und beschwor ihre Mutter, ihr zu verzeihen. Sie entdeckte ihr, daß sie sich seit zwei Monaten schwanger fühle, und die Mutter fing an, über ihren Zustand nachzudenken.

Meine Tochter, fing sie an, der Graf will dich heirathen, und sein Antrag ist für uns der vorthellhafteste. Es wäre etwas leichtes, die Heirath jetzt zu vollziehen, und ihn zu hintergehn; man könnte ihn auch mit deiner Niederkunft betrügen, aber mein Gefühl empört sich dagegen. Das Geheimniß könnte endlich doch entdeckt werden, und du wärst dann doppelt unglücklich. Auch verheimlichen wollen wir deine Schwangerschaft nicht, um dich nach der Entbindung mit ihm zu verheirathen, sondern die ganze Welt soll sie erfahren. — Nur muß alles nach meinem Plan mit großer Behutsamkeit und Vorsicht gethan werden, besonders muß der Graf noch einige Zeit hingehalten werden. — Frage mich jetzt noch nicht, wie alles dies veranstaltet werden soll;

genug, ich werde dir alles weitläufig vorschreiben, was du thun und lassen sollst. — Aber jetzt erzähle mir umständlich deine Geschichte.

Ich soll also alle Schmerzen von neuem empfinden? sagte *Amalie*. — Sie bedachte sich einen Augenblick, und dann erzählte sie, was der Leser zum Theil schon weiß, ihre Liebe gegen *Biederfeld*, wie diese Leidenschaft entstanden und gewachsen sei, und welchen unglücklichen Ausgang sie endlich genommen habe.

Ich bat Sie so inständig, sagte sie, mir auf der Laute Unterricht geben zu lassen; ach! dies war nichts als eine Erfindung meines Liebhabers, weil er dies Instrument vorzüglich gut spielte. Er kam in Weiberkleidern, und wir waren täglich allein. — Seine Liebe, meine Schwachheit, — die Gelegenheit, — ach! ich vergaß endlich mich und die Tugend, und stürzte in den Abgrund, der mich seitdem so elend gemacht hat. — Kaum war der Fehltritt geschehn, so verließ mich der Ungetreue plötzlich; er kam nicht wieder, und ich habe seitdem nicht einmal einen Brief, nicht eine einzige Nachricht von ihm erhalten, wo er sich aufhält.

*Amalie* weinte und seufzte von neuem. Die Mutter tröstete sie, soviel sie konnte. Wir müssen, sagte sie endlich, auf Mittel denken, deine Schande zu verhüten. — In acht Tagen sollst du verheirathet sein, aber nicht an den Grafen, ob ich dich gleich für ihn bestimmt habe.

Ich bitte Sie, liebe Mutter, sagte *Amalie*, erklären Sie mir das Räthsel, das mir durchaus unbegreiflich ist.

In acht Tagen, antwortete die Mutter, bist du verheirathet, in drei Monaten Wittwe, jedermann erfährt dann deine Niederkunft, und du wirst dann die Frau des Grafen.

Das alles ist mir noch immer unbegreiflich, sagte *Amalie*; — wen soll ich denn in acht Tagen heirathen?

Laß mich nur selber den Plan ausführen, den ich entworfen habe. Der Graf muß sich auf ein paar Tage entfernen; erwiedere seine Liebe, wenn er mit dir davon spricht. —

Schon am folgenden Tage sagte die Frau von *Bergen* mehreren

ihrer Anverwandten, daß der Graf von *Silbersee* sich um ihre Tochter bewürbe; sie kenne seine Familie und seine Güter, die sehr ansehnlich wären, nur von der Residenz weit entlegen. Er habe ihr geschrieben, daß er in einigen Tagen selber kommen wolle, um *Amalien* den Vorschlag zu thun. 5

Der Graf *Holfeld* besuchte indeß *Amalien* täglich, und sagte ihr, daß er sich jetzt genöthigt sehe, auf einige Zeit nach seinen Gütern zurückzureisen, weil ihm seine Mutter geschrieben habe, sie sei krank geworden, und wünsche ihn zu sehn.

Er reiste ab, und die Mutter freute sich darüber, daß ein Zufall sich so gut in ihren Plan füge. — Kaum war er abgereist, so ward ein Ehekontrakt aufgesetzt, in welchem der Graf von *Silbersee* als ihr Eidam genannt war. Der Notarius schrieb in ihrem Zimmer den Kontrakt fertig, und der Graf von *Silbersee* trat in das Zimmer, ein Mann, der ziemlich alt war, eine große schwarze Perücke trug, und ein prächtiges Kleid, — *Amalien* umarmte und unterzeichnete. — Die Mutter, denn niemand als sie, war dieser Graf, entfernte sich darauf wieder, kam in ihren weiblichen Kleidern zurück, und unterzeichnete noch einmal. Dann ging der Notarius zu einigen Verwandten, und erhielt auch ihre Unterschrift. 20

Es war sehr gut, daß die strenge, unerbittliche Obrigkeit nie etwas von diesem Unternehmen einer zärtlichen Mutter erfahren hat. Sie würde nur den Betrug gestraft haben, ohne die mütterliche Liebe in Anschlag zu bringen.

Man fuhr mit einigen Freunden auf ein benachbartes kleines Gut; die Mutter spielte hier die nämliche Rolle. *Amalie* ward mit dem Grafen getraut, und weder die Gäste noch der Prediger hatten die Mutter erkannt; denn die Mutter hatte vorgegeben, sie sei krank, und müsse also in der Stadt zurückbleiben. 25

Man blieb einige Tage auf dem Gute. *Amalie* ging und fuhr mit ihrem Gemal, dann mußte der Graf von *Silbersee* abreisen, um auf seinen Gütern manche Sachen, die dort vorgefallen waren, in Ordnung zu bringen. — Der Graf *Holfeld* war indeß zurückgekommen, seine Mutter war gestorben. 30

*Amalie* hatte schon vorher, auf Anrathen ihrer Mutter, ein paar Worte an ihn geschrieben, worin sie ihm meldete, daß sie den Bitten und Befehlen ihrer Mutter nicht habe widerstehen können, den Grafen *Silbersee* zu heirathen; sie bitte um seine künftige Achtung, wenn sie auch jetzt nicht mehr auf seine Liebe rechnen dürfe. 5

Der Graf war wirklich über diesen unerwarteten Vorfall niedergeschlagen. Er besuchte die Mutter und die Neuverheirathete; man sah, daß der Graf *Amalien* immer noch liebte. Er bat um die Erlaubniß, sie in der Abwesenheit ihres Mannes zuweilen besuchen zu dürfen; sie ward ihm gern zugestanden. 10

So vergingen zwei Monate. *Amalie* weinte noch zuweilen über ihren Verführer, sie war aber doch mehr getröstet. Sie zeigte zuweilen Briefe von ihrem falschen Gemal, und sagte dann, daß sie sich schwanger fühle.

Nach drei Monaten erhielt sie einen Brief, worin der Graf *Silbersee* schrieb, daß er krank geworden sei. Sie war darüber, wie es einer rechtschaffenen Frau geziemt, betrübt; sie wollte durchaus abreisen, aber ein unglücklicher Fall, der in ihrer Schwangerschaft gefährlich war, hielt sie zurück, und nach einigen Tagen erhielt sie die unglückliche Nachricht vom Tode ihres Gemals. Die ganze Stadt wußte sie in wenigen Stunden. 20

Ein lautes Jammern und Wehklagen im Hause! Vielleicht sind wenige wirklich gestorbene Ehemänner so aufrichtig bedauert worden, als dieser, der nirgends existirt hatte. Alle Bedienten gingen schwarz. *Amalie* ließ sich vor niemand sehn; man fuhr vor, um zu condoliren, und alles was zur Trauer und den dabei üblichen Ceremonien gehört, geschah in aller Form. 25

Der Graf *Holfeld* freute sich im Herzen über diesen glücklichen Zufall. Er besuchte nach einiger Zeit die trostlose Wittwe, und glaubte zu bemerken, daß sie noch freundschaftlicher als vordem mit ihm umgehe. 30

Die Mutter war mit der Tochter aufs Land gereist; der Graf hatte sie begleitet. *Amalie* kam nieder, und der Graf war Pathe des jungen Sohns.

Der Graf erklärte sich immer deutlicher für *Amalien*. Sie hatte sich an seine Gesellschaft und seine Liebe gewöhnt. Das Trauerjahr war zu Ende, er hielt um *Amalien* an, Mutter und Tochter willigten ein, und die Verlobung ward nach wenigen Tagen gefeiert.

Ein Fremder stürzt plötzlich in den Saal, und *Amalie* fliegt ihm wie unwillkürlich in die Arme. Es war *Biederfeld*. Ein allgemeines Erstaunen! *Holfeld* stand versteinert da! —

O ich habe dich wieder! rief *Biederfeld* aus, und drückte die verlorne Geliebte fester an seine Brust.

Was wollen Sie? rief die Mutter, die jetzt die ehemalige Lehrmeisterin ihrer Tochter erkannte. — *Amalie* lag halb ohnmächtig in seinen Armen, und konnte nur das Wort stammeln: Treulosser! —

Nein, das bin ich nicht, rief er aus, bei Gott nicht! — Er erzählte nun weitläufig, wie er vor einem Jahre plötzlich in ein Duell sei verwickelt worden, nach welchem er auf einige Zeit habe entfliehen müssen. Er sei hierauf gefährlich krank geworden, und habe also | seiner Geliebten keine Nachricht von sich geben können. Jetzt komme er zurück; sein reicher Onkel sei gestorben, und habe ihn zum Erben eingesetzt, und sein einziger Wunsch sei jetzt, durch die Hand *Amaliens* beglückt zu werden. —

Der Graf *Holfeld* sah jetzt den Zusammenhang der Geschichte, und verließ die Gesellschaft mit schwerem Herzen, aber ohne, wie ein jüngerer Liebhaber vielleicht gethan hätte, in Verzweiflung zu fallen. — Die Verlobung der lange Getrennten ward nun gefeiert, und die Mutter war vergnügt darüber, daß ihr Plan nun unnütz sei; denn, sagte sie, jedes Geheimniß kann doch endlich entdeckt werden, und setzt dann immer die Personen, die dabei interessirt sind, in ein verdächtigeres Licht, als sie eigentlich verschulden.

## Die Rechtsgelehrten.

Erzählung.

1795.

5 | In einer angesehenen Stadt Deutschlands lebte *Werner*, ein Mann,  
der wegen seiner gründlichen Kenntniß der Rechte in der Gegend  
weit umher berühmt war: aus entlegenen Städten kamen sogar  
oft Leute zu ihm, um sich seines Raths zu bedienen, oder ihm  
verwickelte Prozesse aufzutragen. Auf diese Art hatte sich *Werner*  
10 in vielen Jahren ein sehr ansehnliches Vermögen gesammelt, und  
da er sehr sparsam lebte und stets fleißig arbeitete, wuchs sein  
Kapital mit jedem Jahre.

*Werner* hatte eine schöne Tochter von achtzehn Jahren, der es  
nicht an Liebhabern fehlte, weil ihr Vater in der Stadt für einen  
15 reichen Mann bekannt war; hundert Schmetterlinge umflogen  
vergeblich den goldenen Schein ihres Vermögens, sie unterhielt  
sich mit allen, ohne einem einzigen auch nur den kleinsten Vor-  
zug zu geben. Keiner von allen Freiern verstand die Kunst, das  
Herz der Tochter oder des Vaters zu rühren, der ihren Aufwand  
20 von Witz und Windbeuteleien nur als eben so viele Feuerwerke  
ansah, die angezündet würden, um seine Tochter zu belustigen,  
und die nicht die mindeste Spur zurücklassen, wenn sie eine  
Zeitlang geleuchtet haben. Er wünschte sich immer einen Schwie-  
gersohn, der die Rechte vollkommen inne | habe, damit er ihn  
25 dereinst im Alter bei seinen verworrenen Arbeiten unterstützen,  
und dem er sein großes Kapital von Schikanen, Rechtsverdrehun-  
gen, und die ganze Alchymie seiner erworbenen Erfahrungen  
vermachen könne. *Werner* hatte keine männlichen Erben, und  
es schmerzte ihn daher schon außerordentlich, daß sein Fami-  
30 lienname mit ihm verlöschen solle; aber den Gedanken konnte  
er durchaus nicht ertragen, daß alle seine Gelehrsamkeit, das  
Pfund, mit dem noch so mancher hätte wuchern können, mit ihm  
solle begraben werden. Er warf daher seine scharfsichtigen Augen  
umher, um unter den vielen Jünglingen und Männern einen Mann

nach seinem Herzen zu entdecken, aber er fand nirgends, was er suchte.

Der eine war ihm zu klug und vorschnell, sprach für einen jungen Menschen viel zu vernünftig und absprechend, so, daß er sich in seiner Gesellschaft einigemal einfältig vorgekommen war, und dies Gefühl war ihm unerträglich, besonders aber in der Gegenwart von jüngern Leuten. — Ein anderer trug Hut und Rock viel zu sehr à l'Anglois, als daß zu hoffen stand, man könne aus ihm einen vernünftigen Rechtsgelehrten ziehn. — Ein dritter, der sich weniger nach dem Modejournal trug, war zu empfindsam, sprach mit Enthusiasmus gegen die unnöthige Verlängerung der Prozesse, und verglich zuweilen die Advokaten mit ungeschickten Badern, die oft, um eine Krankheit zu heben, dem Patienten so viel Blut ablassen, daß er hernach an einer Entkräftung stirbt. — Noch ein anderer war ihm zu philosophisch, und wollte alles auf das erste Princip der Moral zurückführen, sprach von den verschiedenen Denkformen, und verstand sich im Gegentheil nicht auf die mannichfaltigen Münzsorten des deutschen Reichs. — Ich kann hier unmöglich alle Liebhaber *Louisens* schildern, weil ich sonst eine Bildergalerie aller jungen Leute der Stadt liefern müßte; so wie es nothwendig war, sich geschmackvoll zu kleiden und das Theater zu besuchen, eben so nothwendig war es, eine Zeitlang in *Louisen* verliebt zu sein, ihr auf allen Schritten zu folgen, und täglich einigemal ihrem Fenster vorüberzugehn.

*Louise* schien, wie gesagt, eine von den unempfindlichen Schönen zu sein, die alle Huldigungen mit eben der Kälte empfangen, mit der sie die Zeitungen lesen, denn sie interessirte sich wirklich für einen Artikel im Modejournal weit lebhafter, als für alle französischen und griechischen Epigramme, die die jungen Herren an sie richteten. Aber für jedes Herz liegt ein Pfeil in Amors Köcher versteckt, um auch einmal eine poetische Redensart anzubringen, und eben so allgemein angenommen der Satz ist: »Alle Menschen müssen sterben.« eben so allgemein richtig ist die Behauptung: »Alle Menschen müssen sich Einmal verlieben.« —

Vielleicht bloß um diesen Satz nicht unwahr zu machen, kam *Eduard Schmidt*, ein junger, wohlgewachsener Mensch, in *Louisens* Geburtsstadt an. Er machte mit Herrn *Werner* Bekanntschaft, weil dieser einen verwickelten Prozeß für den Onkel des jungen Menschen übernehmen sollte. Dieser Onkel war ein reicher Kaufmann, und hatte seinen elternlosen Neffen zu sich genommen, der fast alle seine Geschäfte betrieb. Der alte *Werner* sah den jungen *Eduard* fast täglich, und dieser sah fast eben so oft dessen Tochter; *Louisens* Schönheit zog ihn an, und er gehörte schon nach einigen Tagen unter die Anzahl ihrer öffentlichen Liebhaber.

*Eduard* hatte kaum einige Wochen hindurch so *Louisen* den Hof gemacht, als er sich plötzlich zurückzog, und sie doch in derselben Zeit viel lieber, als vorher, hatte. Er wollte nicht gern zu dem großen Haufen gehören, der aus Eitelkeit oder Langeweile das Mädchen belagerte, er schätzte sie zu sehr, um ihr eine alberne erzwungene Achtung zu beweisen, die die meisten Liebhaber nur zeigen, um ihren Witz geltend zu machen, oder um in der Uebung zu bleiben, Abgeschmackheiten zu sagen. Es giebt gewisse empfindsame Herzen, die nur auf einzelne Tage den sogenannten galanten Ton der Welt annehmen können, und auch diese Tage nachher bereuen, die die Narrheit haben, noch etwas außer ihrem Verstande zu achten, nämlich ihr Herz: zu diesen Thoren gehörte *Eduard*; denn man kann diese Leute allerdings Thoren nennen, weil sie sich in der großen Welt nur gar zu häufig lächerlich machen, nachher ihre Empfindungen verschließen, und von jedermann verkannt, und für einfältig gehalten werden. Die Empfindsamkeit ist auch jetzt so etwas verächtliches geworden, daß es selbst die Schüler nicht mehr der Mühe werth finden, sich mit ihr einzulassen. Man findet allenthalben Leute, die über die Empfindungen spotten, alle unsere Lustspiele sind noch immer voll davon, daß man nicht zu stark fühlen solle, obgleich die wenigen empfindsamen Carrikaturen, die man vielleicht noch findet, gewiß nicht des Aufwandes von Witz werth sind, den man dabei anzuwenden strebt.

| *Louise* bemerkte mit Mißvergnügen die Zurückziehung des jungen Fremden, und eben dadurch, daß sie ihn nun gar nicht mehr zu bemerken strebte, ward ihr Auge immer unwiderstehlicher zu ihm hingezogen. Wir finden in tausend Büchern tausend Vorschriften, wie man einer so gefährlichen Leidenschaft, als die Liebe ist, entgegen könne: alle diese Regeln aber scheinen von Leuten erfunden, die nicht verliebt waren, oder wenigstens den Zustand des Verliebtseins schon lange vergessen hatten, denn ihr Rath ist in den vorkommenden Fällen gar nicht auszuführen. So wandte *Louise* nicht ihre Blicke von *Eduard* ab, sondern sie sah ihm heimlich nach, wenn er die Straße hinunterging, in Gesellschaften erkundigte sie sich nach ihm, wenn es auf eine gute Art geschehen konnte; es war ihr interessant, wenn er anders, als gewöhnlich gekleidet, und in welche Häuser er hineinging.

*Eduard* ahndete von dem allen nichts, er war zu bescheiden, um es sich zuzuschreiben, wenn *Louise* aus dem Fenster sah, indem er durch die Straße eilte, er bemerkte nicht den freundlichen Gegenruß, den er für sein ziemlich linkisches Kompliment erhielt. Er suchte sich über ihre Unempfindlichkeit zu trösten, und ihren Namen aus seinem Gedächtnisse zu verdrängen.

Aber diese Bemühung war durchaus vergebens; denn da er mit dem Vater fast täglich Geschäfte hatte, ihn an manchen Tagen so gar mehr als einmal sah, so ward er dadurch nur gar zu oft an seine unglückliche Liebe erinnert. Er öffnete jedesmal mit einem tiefen Seufzer die Thür des Hauses, er sah sich jedesmal um, ob nicht vielleicht durch einen Zufall *Louisens* | Zimmer offen stehe, oder ob sie ihm nicht vielleicht auf dem Gange begegne; er wünschte täglich seine Geschäfte für seinen Onkel geendigt, und erschrak dann wieder vor dem Gedanken der Abreise. Ein Verliebter weiß selten genau, was er wünscht, seine Gedanken sind so dunkel und verworren, wie eine Gegend, die nur schwach vom Monde erleuchtet wird.

Herr *Werner* war eines Tages so eben ausgegangen, als *Eduard* in das Haus trat, um ihn zu sprechen; *Louise* begegnete ihm und

entschuldigte ihren Vater. Er bat um die Erlaubniß, ihn im Hause erwarten zu dürfen; *Louise* führte ihn auf das Zimmer ihres Vaters, und leistete ihm aus Höflichkeit Gesellschaft. — Beide waren in einer ziemlich großen Verlegenheit, man suchte aus allen Ecken mühsam ein Gespräch hervor, das nur so eben noch zusammenhielt; *Eduard* schoß endlich dadurch förmlich Bresche und hob alle Verlegenheit auf, indem er *Louisen* auf die feurigste Art seine Liebe erklärte.

*Louise* war lange zweifelhaft, wie sie sich nehmen solle, diese Erklärung kam ihr zu unerwartet, als daß sie irgend einige Maaßregeln auf diesen Fall hätte ergreifen können; in dieser Verlegenheit gestand sie ebenfalls ihre Zuneigung, sie hatte alle die gewöhnlichen Waffen des weiblichen Geschlechts verloren, und so endigte sich die Scene mit Küssen und Umarmungen.

Kaum hatten sich die beiden Zärtlichen eine ewige, felsenfeste Treue geschworen, als der Rechtsgelehrte *Werner* in das Zimmer trat. *Louise* entfernte sich mit Ehrerbietung vor der Gelehrsamkeit ihres Vaters, und die beiden Männer gingen an ihr Geschäfte. Aber | der Schreibtisch sammt allen Sesseln tanzten und waltzen vor den Augen des bezauberten Liebhabers, er war immer im Begriff, dem Vater den Schwur seiner ewigen Treue zu wiederholen und ihn *geliebte Louise* zu nennen; der Alte hielt den jungen Menschen für etwas betrunken, weil er heute gar nicht klug aus ihm werden konnte. *Eduard* entfernte sich sobald als möglich.

Der Weg war nun einmal gebrochen, und die beiden Liebenden sahen sich täglich, außer den mündlichen Gesprächen aber wechselten sie noch Briefe; *Eduard* nahm ein Zimmer in einem Hause, das dem *Wernerschen* grade überstand, und er sah nun auch noch so viel aus dem Fenster, als es nur seine Geschäfte zulassen wollten.

Je mehr *Eduard* nach und nach der öffentliche und ernsthafte Liebhaber *Louisens* wurde, um so mehr zogen sich die übrigen jungen Herrn zurück; sie sahen, daß ihnen endlich jemand vorgezogen wurde, die Coquetterie war also in demselben Augenblicke

auf beiden Seiten eingestellt, in welchem *Louise* die Eitelkeit ihrer Anbeter beleidigt hatte. *Louise* vermißte ihre vorigen Besuche nicht, und der Vater, den seine Arbeiten beschäftigten, bemerkte keine Veränderung.

Den Liebenden verfliegen Wochen und Monate wie angenehme 5  
Tage, ihre Phantasie ist unaufhörlich beschäftigt, sie haben stets mit so wichtigen Vorfällen zu thun, daß sie gar nicht die Abschnitte der Zeit bemerken würden, wenn sie nicht eines Spazierganges wegen sehlichst auf den einen Tag hofften, und ihnen ein andrer wieder wegen einer kleinen Zwistigkeit auf | ewig merkwürdig 10  
bliebe. Auf diese Art war jetzt ein halbes Jahr verflossen, und *Louise* wunderte sich sehr, als es so plötzlich und unerwartet Winter ward, und *Eduard* stampfte mit den Füßen, als er einen Brief von seinem Onkel bekam, in welchem ihm dieser befahl, die Stadt zu verlassen und zu ihm zu kommen. 15

Nun waren beide in der heftigsten Bewegung; man seufzte und weinte, man verwünschte den Onkel und das Schicksal, man wollte dem alten *Werner* die gegenseitige Liebe entdecken, aber *Louise*, die ihren Vater kannte, kam bald von dieser Uebereilung zurück. *Eduard* hatte kein eignes Vermögen, er hing noch ganz von seinem Onkel ab, und der alte *Werner* war viel zu sehr ein Freund des Gewinsten, als daß er nicht bei dieser Entdeckung hätte schäumen und aufbrausen sollen. 20

Was den Jammer noch mehr vermehrte, war, daß *Eduard* mit seinem Onkel eine weite Reise über's Meer thun sollte, um mit diesem eine Handelsspekulation auszuführen. Die Gefahren des Todes stellten sich der Phantasie des Mädchens so lebhaft dar, daß sie in Ohnmacht fiel, als ihr der Geliebte zuerst die schreckliche Neuigkeit ankündigte. — »Ich bin elend, unglücklich und verlassen!« rief sie zu wiederholtenmalen, als sie wieder zum 30  
Leben erwachte. *Eduard* vergaß in dem Augenblicke seinen eignen Kummer, und suchte sie zu trösten, aber seine Bemühung war vergebens.

Der Tag des Abschieds kam endlich; *Werner* bedauerte die

Abreise des jungen Mannes, den er so oft gesehen hatte, er wünschte ihm Glück auf dem Meere | und gab ihm einige gute Lehren auf den Weg, dann ging er wieder in sein Zimmer und setzte ruhig seine Arbeiten fort. Aber wie sehr war dieser Abschied 5  
von dem verschieden, den *Eduard* von seiner Geliebten nahm! Man konnte fast kein Wort sprechen, häufige Thränen erstickten bei beiden die Sprache, *Louise* schien der Verzweiflung nahe, und *Eduard* verließ sie endlich, ging nach Hause, und reiste, in eine dumpfe Betäubung versunken, ab.

Da saß nun das Mädchen einsam auf ihrem Zimmer, und sahe mit gepreßtem Herzen dem rollenden Wagen nach. Alle ihre schönen Träume gingen so plötzlich aus, alles verlosch, wie die Sonne hinter einem Nebel, sie dachte unaufhörlich an *Eduard* und den schrecklichen Abschied. Bei dieser großen Spannung ihrer Lebensgeister fiel sie in ein Fieber, das ihr bald die Röthe von den Wangen und die Munterkeit aus den Augen nahm. Die Vorsorge des Vaters und des Arztes stellten sie zwar nach einiger Zeit wieder her, aber sie verlor darum nicht den melancholischen Blick, mit dem sie jetzt die Welt betrachtete, sie war gern allein, und las in der Einsamkeit 20  
die zärtlichen Briefe, die sie von *Eduard* erhalten hatte; sie küßte tausendmal die geliebten Schriftzüge, und sprach mit dem Papier, als wenn Er es wäre, kurz, sie beging alle die Thorheiten, die die kälteren Menschen so oft verlachen, die aber das zartere Herz mit Freuden und Qualen überschütten.

Glücklich ist der, der unter solchen Umständen einen Vertrauten findet, dem er sich ganz hingiebt, mit dem er täglich über das Unglück seiner Lage spricht, der | ihm antwortet, wenn es auch nur die allerabgenutztesten Trostgründe sein sollten, denn der Schmerz spricht sich nach und nach aus der Brust über die 30  
Lippen hinweg; je mehr man von einem Gegenstande redet, und sich in Worten erschöpft, je mehr vergißt man nach und nach den Gegenstand selbst. Aber *Louise* war nicht so glücklich, sie mußte ihre Empfindungen ganz in sich selbst verschließen, und eben deswegen wurden sie dauernder und peinvoller; sie suchte

auch keine Seele, der sie sich vertrauen wollte, obgleich vielleicht manche ihrer Freundinnen es verdient hätten; denn die tiefem Empfindungen einer feinen Seele vertragen nicht die kalte äußere Luft, wahrhaft empfindende Menschen schämen sich gewöhnlich, von ihren Empfindungen zu sprechen, zwischen ihren Lippen und ihrem Herzen giebt es keine andre Brücke, als einen tiefen Seufzer, der für die meisten Ohren eine Hieroglyphe ist.

*Werner* erhielt nach mehreren Wochen einen Brief von einem seiner Korrespondenten, daß das Schiff des *Eduard Schmidt* und seines Onkels unglücklich gewesen, und daß beides, Mannschaft und Ladung, in einem heftigen Sturme untergegangen sei. *Werner* schüttelte den Kopf, und erinnerte sich nach langer Zeit wieder einmal des jungen Menschen, er trug gar kein Bedenken, diese Nachricht seiner Tochter bei Tische, als eine von den vielen Neuigkeiten, mitzutheilen. *Louise* ward blaß und ging auf ihr Zimmer, wo sie mehrere Stunden in einer todtenähnlichen Betäubung lag. Alle ihre Hoffnungen, selbst die entferntesten, waren nun untergesunken, alles öde und nächtlich um sie her, sie wagte es nicht, einen Blick in die Zukunft zu werfen, ja nur an den folgenden Tag zu denken, auf einem unabsehlichen wilden Meere trieb sie einsam und verlassen auf einem kleinen Nachen umher. In den ersten Anfällen der Verzweiflung faßte sie den Vorsatz zu sterben und ihrem Geliebten nachzufolgen, sie machte hundert seltsame und schreckliche Entwürfe, ihre Blicke waren starr und unbeweglich auf den Boden gerichtet. Aber so wie die Schwäche der menschlichen Seele tausendfaches Unglück erzeugt; so liegt auch wieder in ihr der größte, ja der einzige Trost für den Elenden, daß sein Geist sehr bald einer hohen Spannung erliegt, unvermerkt läßt er die Flügel sinken, und fällt wieder in die Welt, in die gewöhnliche Alltäglichkeit zurück. So kehrte auch *Louise* wieder zurück, aber der Schreck, der Gram, die unaufhörliche Furcht, die Reue, alle ihre Wünsche so plötzlich zerschmettert zu sehen, warfen sie aufs Krankenbette. Der Vater, der seine Tochter zärtlich liebte, ließ jetzt sogar oft manche von seinen Arbeiten liegen, um ihr Gesellschaft

zu leisten und Trost zuzusprechen, der Arzt bot seine ganze Kunst auf, um sie dem Tode, der sie schon als seine Beute ansah, wieder zu entreißen. Seine Sorgfalt gelang ihm endlich, *Louise* war außer Gefahr.

Des Vaters Freude, der sein Kind schon verloren gegeben hatte, überstieg alle Gränzen, er sahe sich und seiner gewöhnlichen Kaltblütigkeit gar nicht mehr ähnlich, er belohnte den Arzt reichlich, und behauptete diesem in's Angesicht, daß er ihn nie genug belohnen könne; eine Redensart, die bis dahin noch Niemand aus seinem Munde gehört hatte.

Neun bis zehn Meilen von der Stadt besaß *Werner* ein kleines Landgut mit einem Garten und Weinberge. Wenn es seine Geschäfte erlaubten, reiste er in manchen Jahren des Herbstes dorthin, lebte einige Wochen auf dem Lande, und kehrte mit erneuerter Gesundheit zur Stadt und zu seinen Geschäften zurück. Auf Anrathen des Arztes reiste er jetzt mit seiner Tochter dorthin, in der gesunden Landluft sollte ihre Gesundheit gänzlich wieder hergestellt werden.

Es schien auch wirklich, als wenn sich *Louise* auf dem Lande auffallend erholte; ihre Farbe kehrte etwas zurück, und ihr Betragen ward munterer; sie war auf dem Lande von keinen Gesellschaftern geängstigt, die ihr zur Last fielen, indem sie sich einbildeten, die Trauernde zu zerstreuen; sie belustigte sich hier auf einsamen Spaziergängen und in Gesellschaft der schönen Natur. Nach Verlauf von einigen Wochen wollte der Vater wieder zur Stadt zurückkehren, sie bat ihn aber so dringend und anhaltend, daß er sie dort ließ und er allein nach Hause fuhr.

Er kam an und fand eine Menge von Prozessen liegen, die ihm alle seine Zeit raubten. *Louisens* Briefe meldeten ihm indeß, daß sie von Tage zu Tage gesünder und froher werde, und daß sie ihn mit völlig hergestellter Gesundheit wieder zu sehen hoffe; diese Briefe waren die Erquickung und Erholung des Vaters, der oft bei seinen überhäuftten Arbeiten anfang, mürrisch und verdrüßlich zu werden.

Um diese Zeit kam ein junger Mensch von der Universität zurück, der von allen Professoren der Rechte Empfehlungsschreiben an *Werner* hatte. Er war nämlich auf der Akademie außerordentlich fleißig gewesen, hatte kein Kollegium versäumt, und war den Professoren mit seinen Besuchen außerordentlich oft zur Last gefallen; und da es eine in Europa übliche Sitte ist, daß man einem solchen Menschen, der uns recht oft Langeweile gemacht hat, bei seiner Abreise Briefe mitgiebt, damit er auch einigen unsrer Bekannten die Zeit verderbe, so war der Herr Kandidat *Besenberg* sehr reichlich mit diesen Anweisungen zum Ennüyiren ausgesteuert. Er war ein Mensch, der in allen Sachen, die nicht zur Rechtsgelehrsamkeit gehören, völlig unwissend war; sein Benehmen war linkisch und lächerlich; wenn er nicht über Paragraphen der Novellen sprechen konnte, so schwieg er lieber stille, denn er hatte den Grundsatz, daß man sich in jedem Diskurse über sein *Brodstudium* unterrichten müsse, sonst mache man nur, wie ein Verschwender, mit Lippen und Athem unnöthigen Aufwand. Er war ohne Vermögen, aber dabei so geizig, daß er von dem wenigen, was er auf der Universität gehabt hatte, noch ein kleines erspartes Kapital mit sich brachte: er rasirte und frisirte sich selbst, er war sich selbst Bedienter und Freund, denn bis dahin hatte er noch keine Seele gefunden, die sich die Mühe gegeben hatte, mit ihm zu sympathisiren. Dieser Mann kam jetzt an, und überreichte dem alten *Werner* mit einer demüthigen Verbeugung seine Empfehlungsschreiben.

*Werner* faßte sogleich eine große Hochachtung für einen jungen Menschen, den ihm die Professoren, seine alten Bekannten, so außerordentlich lobten. Er bat ihn zum Essen und über Tische führte man sehr lehrreiche Gespräche, es wurden mehrere schwierige Fälle abgehandelt und abdisputirt; *Werner* fand, daß der Kandidat in manchen Sachen, die er jetzt schon etwas | vergessen hatte, besser Bescheid wisse, als er; und da ihm dieser endlich nach geendigter Mahlzeit, mit dem dankenden Kusse das Kompliment in den Mund steckte, daß er nun erst von der Universität auf die

wahre *hohe Schule* der Rechtsgelehrsamkeit gekommen sei, um sich völlig auszubilden, so ward *Werner* von der lebenswürdigen Bescheidenheit des jungen Menschen so bezaubert, daß er von diesem Augenblicke sein wärmster und aufrichtigster Freund war.

*Besenberg* war, trotz seiner *Einfalt*, gescheidt genug, um zu bemerken, daß er an dem alten Rechtsgelehrten einen großen Gönner gefunden habe, er suchte ihm daher auf alle Art zu schmeicheln, er ging oft lange um ihn herum, bis er irgend einen Einfall anbringen konnte, den er für ein schickliches und erquickliches Kompliment hielt, und da die meisten Menschen ihr Ohr sehr willig selbst den plattesten Schmeicheleien hinhalten, die manchmal nur durch eine feine, kaum bemerkbare Linie von den Sottisen getrennt sind: so erfreute sich *Werner* herzlich über diesen Bewunderer, den er gefunden hatte. — Sie setzten ihren Umgang fort, und *Werner* gewann seinen Freund mit jedem Tage lieber, er ließ ihn endlich unter seiner Aufsicht arbeiten, und war mit der Art, mit welcher dieser es that, außerordentlich zufrieden. *Besenberg* vermehrte indessen auch seine Kenntnisse, und lernte seine Theorie praktisch anwenden. Der Alte lernte immermehr die Gelehrsamkeit seines jungen Freundes kennen, sah seinen unermüthlichen Fleiß, dachte an sein Alter und an die Schwäche, die diesem bald folgen würde, und nahm sich endlich in einer frohen Stunde | vor, *das Glück des jungen Menschen zu machen*.

Es giebt wenig Menschen, die den kühnen Ausdruck, *Glück machen*, bedenken, es wird täglich davon mit eben der Leichtigkeit gesprochen, wie vom *Tuch machen* oder andern Manufakturwaren, und man sieht nur gar zu gewöhnlich Münzen und Banken als *Niederlagen* und *Vorrathskammern* an, in welchen *Glück* für ganze Generationen liegt. Neuere Künstler sollten sich gar nicht mehr die Mühe geben, die Fortuna oder irgend eine Göttin mit einem großen Füllhorn abzubilden, in unsrer Mythologie ersetzt ein gefüllter Geldbeutel einen ganzen Schwarm von Göttern, die in der fabelhaften Zeit, in der Kindheit der Welt, am Glücke der Menschen arbeiteten. Manche Leute, welche behaupten, es gäbe in unserm Zeitalter

weniger Royalisten, als ehemals, haben es ganz vergessen, wie alle Menschen, sie selbst mitgerechnet, vor den gemünzten Bildnissen der gekrönten Häupter niederknien und sie anbeten: denn die Regenten sitzen als Werkmeister und Inspektoren in den Fabriken des *menschlichen Glücks* oben an, und regieren und gebieten über 5  
Farbe und Modell, spediren dann das Produkt in ihre Länder, und lassen es unter ihre Untergebene vertheilen, jedem sein Maaß, je nachdem sie glauben, daß es ihm heilsam sei.

Das *Glück*, welches der alte *Werner* jetzt machen wollte, bestand in nichts anderm, als seine Tochter dem jungen *Besenberg* zur Frau 10  
zu geben, und ihm bei seinem Tode sein Vermögen und seine Praxis zu hinterlassen. In den müßigen Abendstunden sann | er diesem Plane weiter nach, und baute ihn unmerklicher Weise so aus, daß er endlich zum festen Entschlusse geworden war.

Die Tochter kam zurück, und bei weitem froher und gesunder 15  
als vorher, sie hatte etwas von ihrer sonstigen Munterkeit wieder bekommen, ihre Augen hatten wieder Feuer und ihre Wangen Röthe; der Vater freute sich, und der Arzt ward in seinen Bemerkungen über die Heilsamkeit der Landluft bestätigt. *Besenberg* machte ihr seine Aufwartung, und zergliederte ihr den Zusammenhang von einigen verwickelten Prozessen, die er im Begriff 20  
war, noch mehr zu verwickeln, um einen unauflöselichen Knoten daraus zu machen, den man nachher entweder mit dem Messer zerschneiden müßte, um lauter unbrauchbare Enden zu bekommen, oder ihn zum Andenken des menschlichen Scharfsinns ganz 25  
und gar liegen zu lassen.

Es bedarf gar keiner Erinnerung, daß der Rechtsgelehrte *Besenberg* *Louisen* durchaus mißfiel, sie antwortete ihm in der ersten Unterredung fast gar nicht, oder mit Unwillen, sie gähnte oft, und verließ ihn endlich. Der Advokat aber bemerkte es gar nicht, 30  
daß er ihr mißfallen hätte; daß sie so wenig gesprochen hatte, schrieb er ihrer Bescheidenheit zu, und war herzlich mit sich selbst zufrieden. Der Vater eröffnete nun seinem künftigen Schwiegersohne seinen Plan, der für Entzücken und Dankbarkeit außer sich

war; er zweifelte keinen Augenblick, daß er das Herz der Tochter gewinnen würde, da der Vater so sehr für ihn eingenommen war. *Louise* hörte mit Erstaunen und Schreck den Vorschlag ihres Vaters, sie machte hundert Einwendungen, die aber alle nicht 5  
gehört wurden; der Vater hatte sich diesen Gedanken so fest in den Kopf gesetzt, daß ihn keine Ueberredung und keine Bitten verdrängen konnten; und da *Louise* auch glaubte, es würde mit der Ausführung des Projekts nicht so sehr geeilt werden, so bot sie nicht alle ihre Kunst auf, um den Vater von diesem Vorsatz 10  
zurückzubringen.

*Besenberg* betrug sich von jetzt in *Louisens* Gesellschaft ganz als ihr Bräutigam, er gab sich gar keine Mühe, ihre Gunst zu gewinnen, weil er sich als ihren privilegierten Geliebten ansah; das einzige was er that, war, daß er sich ein neues, etwas moderneres 15  
Kleid machen ließ. *Louise* hielt immer alles noch für Scherz, und lächelte zuweilen über den seltsamen Bräutigam, wenn er sie auf der Promenade führte, und so gravitatisch neben ihr hinging, sie so mit seinen Augen bewachte, als wenn es kein Vorübergehender wagen sollte, mit einem Blicke seine Braut auch nur zu streifen. 20  
*Werner* hatte seinen Vorsatz allen seinen Bekannten mitgetheilt, und *Besenberg* empfing die Gratulationen mit dem kältesten und gesetztesten Wesen von der Welt.

*Louise* hörte von ihrem Vater, von *Besenberg*, von allen ihren Freundinnen und Bekannten, daß sie eine Braut sei, daß sie es 25  
am Ende selbst glaubte. Ihre Schwermuth war kälter geworden, lag aber immer noch über allen ihren Stunden ausgebreitet; in Gesellschaft verstellte sie sich etwas mehr, aber sie fühlte sich in der Einsamkeit immer noch unglücklich, das Leben erschien ihr in einem gleichgültigen Lichte, und alle Freuden standen weit weg, 30  
in einer nebligten Ferne. | Sie gewöhnte sich daher beinahe an den Gedanken verheirathet zu werden, in ihrer Gefühllosigkeit war ihr auch der Mann ziemlich gleichgültig, dem sie zu Theil werden sollte, da ihr das Schicksal jenen entrissen hatte, den sie einzig mit Liebe umfassen konnte. Ein Mensch, der sich unglück-

lich fühlt, ist auch weit leichter zu einem kleinlichern Egoismus geneigt, als die Seele, die durch Freude und Hoffnung aufrecht erhalten wird; sie überlegte daher zuweilen, wenn sie allein war, daß es im Grunde für sie, wenn sie doch einmal heirathen sollte, am vortheilhaftesten wäre, einen einfältigen Mann zu nehmen, 5  
 der sich mehr seinen Geschäften, als ihr, widmete, der ihr daher nicht so zu Last fallen würde, als ein anderer, der ihr seine Liebe aufdringen wollte, — und so gewöhnte sie sich nach und nach, einen Gedanken ruhig zu ertragen, der ihr, wenn *Eduard* noch gelebt hätte, fürchterlich gewesen wäre. 10

Nur ward sie manchmal auf ihr künftiges Schicksal aufmerkamer, wenn sie das Betragen ihres Bräutigams genauer beobachtete. Er that ihr auch nicht den kleinsten Schritt entgegen, stand nicht in der geringsten Furcht ihr Mißfallen zu erregen, sondern sah sie für ein Kapital an, das ihm so sicher, wie in der Bank liege, und 15  
 auf keinen Fall verloren gehen könne. Hat der Mensch aber einmal auf seine Hoffnungen resignirt, und seine Aussicht begränzt: so gewöhnt er sich nachher an sein trübes Schicksal, wie an das trübe Wetter, das er nicht ändern kann. Dies war der Fall mit *Louisen*; um ihren Vater nicht aufzubringen, that sie jeden Schritt, den dieser forderte, der nur noch darauf wartete, daß sich *Besenberg* ansäßig machen sollte, um ihn förmlich zu seinem Schwiegersohne zu erklären. 20

Der Winter und der Sommer vergingen unter allerhand unbedeutenden Vorfällen, die Zeit mindert alle Leiden, sie nimmt nicht den Gram von uns weg, aber sie rückt uns unvermerkt weiter von ihm fort, bis er uns immer kleiner und kleiner erscheint, und endlich sich in dem Nebel der Vergangenheit verliert. Jedes Unglück erscheint uns dann nur wie ein Traum, der uns einige Stunden hindurch ängstigte, der helle Tag, der uns umgiebt, verspottet die dunklen Phantomen, die es nicht wagen, näher zu rücken. 30

Es war jetzt die Zeit der Weinlese da, und der alte *Werner* machte wieder den Plan, sein Landgut in dieser fröhlichen Zeit zu besuchen; er wollte dort zugleich die Verlobung seiner Tochter und

ihres Vielgetreuen feiern, der dazu die glänzendsten Anstalten machte. Er legte nämlich sein natürliches Haupthaar ab, und ließ sich dafür das passendere Haar von einer Ziege anmessen, er warf sich über Hals und Kopf in die Gravität hinein, und gab den letzten Resten des jugendlichen Aussehens ihren Abschied, er ließ sich 5  
 examiniren, bestand außerordentlich gut, und war nun geschwornener und sehr berühmter Advokat. Man gratulirte von allen Seiten, und die Stadt pries sich glücklich, ein solches Subjekt innerhalb ihren Mauern zu besitzen.

Man machte schon Anstalten zur Abreise, als der junge Herr *von Rosenfeld* um die Erlaubniß bat, in ihrer Gesellschaft zu reisen, um ganz in der Nähe des *Wernerschen* Gutes einen Vetter zu besuchen. *Werner* schätzte es sich für eine Ehre, und veränderte nun den Plan, um die Reise noch lustiger zu machen. Er miethete nämlich ein 15  
 Schiff, um mit diesem gemächlich den Strom hinunter bis unter die Fenster seines Landhauses zu fahren; in dieses Schiff wurden die nöthigen Sachen besorgt, und an einem heitern Herbstmorgen stieg die ganze Gesellschaft ein, und das Schiff stieß fröhlich und munter vom Lande.

*Rosenfeld* war ein lebhafter, feuriger, junger Mensch, er gehörte zu den Leuten, die sich für witzig halten, und in diesem Irrthume jedermann beleidigen, der in ihrer Gegenwart bescheiden bleibt. Er hielt sich für einen allumfassenden Kopf, weil er in manche Kollegia auf der Universität, von der er erst kürzlich zurückgekommen war, als Hospes hineingelaufen war, und von ohngefähr die vorgetragenen Sachen so ziemlich verstanden hatte. Er ging mit vielen Leuten um, bloß um sie kennen zu lernen, und lernte sie nur kennen, um ihnen in Gegenwart von andern Sottisen zu sagen. Er machte Gedichte ohne Reim und Rhythmus, und mit häufigen 25  
 Sprachfehlern, er war eitel und verliebte sich in jedes Mädchen, bloß um seinen Bekannten sagen zu können: er sei in die und die ganz erstaunlich verliebt; er war immer elegant frisirt, ärgerte sich aber bei jeder Gelegenheit gern, und schlug sich mit der Hand vor den Kopf, weil er sich einbildete, ein kleines Herabhängen der

Haare in die Stirn kleide ihn vorzüglich gut. Wenn man mit ihm sprach, so antwortete er bei hellem Wetter zuweilen durch einen Triller, bei trübem durch Pfeifen, bloß um seine Originalität auszudrücken. Die jetzige Reise machte er eigentlich nur, um nachher sagen zu können, er habe sie gemacht, denn in dieser Absicht 5  
 beging er die meisten seiner Narrheiten. Dieser Mensch war ein Gift, aber | zugleich ein Gegengift, wenn man lange mit *Besenberg* zusammen gewesen war; denn in solchen Stunden erschien dieser quecksilberne Narr gegen jenen sauertöpfischen, versessenen dummlakonischen Narren liebenswürdig, aber wenn man eine 10  
 Zeitlang mit ihm gesprochen hatte, ward er so fade und abgeschmackt, daß man mit Emsigkeit die Gesellschaft des eingepuderten Advokaten wiedersuchte.

Natürlich war schon, als man die Stadt noch nicht aus dem Gesichte verloren hatte, *Rosenfeld* in *Louisen* verliebt, er sang einige 15  
 Arien, die er ihr mit den Augen widmete, und gleichsam überreichte, er maß ihren Liebhaber mit verächtlichen Blicken, und trank bei der ersten Gelegenheit Brüderschaft mit ihm, um sich in seiner Gesellschaft noch weniger geniren zu dürfen. Das Wetter war schön, die Gegenden, denen man vorbeifuhr, reizend, alle 20  
 Seelen waren daher heiter gestimmt, und man nahm seine lustige seltsame Galanterie mit Beifall auf. Für feinere Seelen ist dies ein Wink, nicht zu närrisch zu werden, sie fallen dann ihrem wilden Humor in den Zügel, aber *Rosenfeld* stieß ihm, dadurch aufgemuntert, beide Sporen in die Seiten, und galloppirte unbesonnen 25  
 weiter, ohne vor oder hinter sich zu blicken. *Louise* war zum erstenmale wieder in einer humoristischen Stimmung, sie ward daher von der Narrheit ihres neuen Liebhabers unterhalten, es machte ihr Freude, ihn mit dem richterlichen *Besenberg* zu vergleichen, und zu bemerken, wie sich beide von Herzen verachteten. 30

Man stieg zuweilen ans Land, um spazieren zu gehen und zu essen; diese Gelegenheiten nutzte *Rosenfeld* neben *Louisen* zu wandeln, und ihr seine funkelnagelneue Leidenschaft durch blühende Metaphern zu verstehen zu geben, sie antwortete immer

in Scherz, in welchem man weder Ja noch Nein sagt, sondern sich wie ein gejagtes Amphibium aus dem einen Gebiete in das andere rettet. *Rosenfeld* nahm die Sache immer wichtiger, er glaubte am Ende selbst, und schwur es sich sogar heimlich zu, er sei diesmal 5  
 recht ernsthaft verliebt. — Im Schiffe spottete er dann wieder über den steifen ungelenten Bräutigam, der ihm lateinische Sticheleien zurückgab, die in dieser todten unverständlichen Sprache für *Rosenfeld* ihre Spitze verloren; man fing sogar einigemal an, etwas zu zanken, aber der Vater spielte immer den Friedensstifter, 10  
 und ließ es nicht zu den letzten Gährungen des Witzes von beiden Seiten kommen, und selbst das schaukelnde Schiff neigte sie oft muthwillig nahe zusammen, als wenn sie sich umarmen sollten, doch *Rosenfeld* that es nicht, und *Besenberg* hätte es nicht gelitten, um sich Anzug und Perücke nicht verderben zu lassen.

Alle springen endlich aus dem Schiffe, sie richten sich ein, *Rosenfeld* bleibt im Dorfe, und verschiebt noch den Besuch bei seinem 15  
 Vetter, um *Louisen* desto näher zu sein.

Jeder unterhielt sich, so gut er konnte, *Louise* ging oft einsam spazieren, oft auch in das Dorf, und besuchte Bäuerinnen, die sie 20  
 im vorigen Jahre hatte kennen lernen; *Rosenfeld* folgte ihr auf allen Schritten, er suchte sie für sich geneigt zu machen, und malte ihr daher in langen Beschreibungen die schöne | Natur aus, die sie deutlicher und besser gemalt dicht vor Augen hatte. Es gelang ihm endlich etwas, zwar nicht *Louisens* Neigung zu gewinnen, aber 25  
 doch ihr ihren Bräutigam noch unangenehmer zu machen, sie ließ ihm dies merken, und *Rosenfeld* versprach ihr, sie von diesem Ueberlästigen zu befreien.

Auf diese Art waren ohngefähr acht Tage verflossen, als *Werner* einen Tag für die Feierlichkeit der Verlobung bestimmte, es sollte 30  
 dabei Niemand weiter zugegen sein, als der junge *Rosenfeld*, und ein paar Bekannte aus der Nachbarschaft.

Jetzt muß der Autor noch zwei Personen kurz beschreiben, die in dem historisch-vaterländischen Pastoral-Schauspiele, welches sich dialogisirt darstellen soll, Mitspieler waren.

Herr *Erich* war ein Prediger des benachbarten Dorfes. Er trug sich ganz schwarz, den Kragen und die Stiefelmanschetten ausgenommen, er sah immer ehrwürdig aus, und lachte daher auch nur ungerne, damit ihm die Gravität nicht unvermerkt aus den Gesichtszügen entwische. Wenn man ihn nur ausah, wurde man schon erbaut; er sprach so langsam und bedächtig, daß man seiner Rede hundert Schritt vorauslaufen konnte, und überzeugt sein, daß sie ihren Fuß in dieselben Fußstapfen setzen würde. Er hatte vor keinem Menschen Achtung, der nicht wenigstens über dreißig Jahr alt war, er sprach überaus gern mit Dummen, weil diese sich von ihm belehren ließen, und ihre etwannigen Widersprüche nur dazu dienten, ihm Gelegenheit zu neuen Belehrungen zu geben; demüthiger Knecht nannte er sich darum gern, damit das: | »Wohlwürden,« desto besser abstechen möchte: dabei glaubte der Mann aber stets, er sei ein Mann nach dem Herzen Gottes, weil er wissentlich keine von den Todsünden begangen hatte, und kitzelte sich in den Abendstunden oft damit, wie es nach seinem Tode in der Leichenrede immer heißen würde: »Der Wohlselige, in dem Herrn Entschlafene.« —

Der zweite war ein ausgedörrter, hypochondrischer Amtmann, der aus einem Anfall von Schwermuth sich auf seine Renten gesetzt hatte, und diese andächtig und in der Furcht des Herrn verzehrte. Er war ein wenig sparsam, und die Bauern, die überhaupt in den Distinctionen nicht sehr Bescheid wissen, nannten ihn geizig. Als er noch Amtmann war, las er fleißig die Bibel; seine Lieblingsstelle war: »Lasset einen jeden Tag für das Seine sorgen:« er verstand darunter die Gefälle und Abgaben. Sein zweiter Spruch war: »Gebet den Armen, doch lasset die Linke nicht wissen, was die Rechte thut;« — da er aber ein wenig mißtrauisch war, so mochte er wohl seine rechte Hand doch nicht für verschwiegen genug halten, sondern etwa argwöhnen, sie könnte manches bei dem häufigen Händefalten der Linken wieder erzählen; er hielt es daher für das Gescheidteste, den Armen gar nichts zu geben. — Dabei war er in seinen Reden einsylbig, sprach und sang

ungern, that, so viel es möglich war, alle Reden in Gedanken ab, und ward deswegen für ungemein klug gehalten, weil er gar nicht sprach.

Und nun geht der Vorhang auf: — —

*Werner*, *Besenberg* und *Louise* saßen in ihrem Zimmer, als jemand klopfte, und Pastor *Erich* hereintrat. —

| *Werner*. Es freut mich ungemein, daß Sie mir haben die Ehre erzeigen wollen. Sie umarmen sich. — Wie haben sich Ihre Wohlwürden seitdem befunden? Wir haben uns lange nicht gesehn.

*Erich*. Wohl, Gott sei Lob und Dank, wohl — Ja, es ist eine geraume Zeit; sie vergeht schnell. — Die Mamsell Tochter?

*Louise* verneigt sich.

*Werner*. Aufzuwarten.

*Erich*. Habe die Ehre von Herzen zu gratuliren.

*Louise* verneigt sich.

*Werner*. Danke gehorsamst.

*Erich*. Sie thun jetzt einen wichtigen Schritt in Ihrem Leben, Gott wird Ihnen seinen Segen zukommen lassen.

*Louise* verneigt sich.

*Werner*. Ich hoffe, das wird er, Herr Prediger. Der *Amtmann* trat herein.

*Amtmann*. Guten, guten Tag, werthgeschätzter Herr *Werner*. — Wie befunden?

*Werner*. Wohl, wohl, freue mich unendlich. — Umarmungen.

*Amtmann*. Gratulire gehorsamst. — Hab' auch ein neues Pferd gekauft.

*Werner*. Danke unterthänigst. —

*Amtmann*. Der Herr Bräut' gam?

*Besenberg*. Habe die Ehre.

*Amtmann*. Gratulire.

| *Besenberg*. Viel Gnade, Freude für mich, und sage gehorsamsten Dank.

*Erich*. Sie sind gesonnen, sich heut christlich in dem Herrn mit sammen zu verloben?

*Werner.* Wenn es dem Himmel gefällt, so ist es unser allerseitiger Wille. — Belieben Sie doch gütigst Platz zu nehmen; belieben Sie zu kosten. — Er schenkt ein, man trinkt.

*Amtmann.* Gut Glas Wein.

*Besenberg.* Ungemein excellent und delikat! — 5

*Rosenfeld* tritt herein, und macht von allen Seiten Verbeugungen, die beiden Fremden sehen sein Luftspringerwesen mit großen Augen an.

*Rosenfeld.* Ich habe die Ehre meinen herzlichsten Glückwunsch abzustatten, daß die ewig lächelnde Fortuna stets in ihrem Hause wohnen möge. 10

Verbeugungen; er setzt sich und fixirt beständig *Louisen*, lächelt, und man sieht, daß er sich auf seinen Verstand etwas zu Gute thut. Er hatte nämlich einen Universitätsfreund von sich in der Nähe aufgetrieben, einen Menschen, der von Jugend auf in Privatkomödien die erste Rolle gespielt hatte. Mit diesem und einem Kammermädchen hatte er einen Plan abgeredet, um die Verlobung auf jeden Fall zu hintertreiben. *Wachtel*, so hieß sein Freund, setzte den Genuß seines Lebens darin, Bekannte und Unbekannte zum Besten zu haben, er lief oft verkleidet umher, fand sich in jede Rolle gleich ganz gut, die er spielen wollte, und war selbst seinen besten Freunden zuweilen unkenntlich. Auf die Geschicklichkeit dieses Menschen verließ sich *Rosenfeld*, er erwartete ihn in kurzer Zeit, und suchte daher die Gesellschaft vorzubereiten. 20

*Rosenfeld.* Ich trinke auf Ihr Wohlsein, Herr Bräutigam, und auf die lange Dauer dieser Freude. 25

*Besenberg.* *Gratias!* — Sie wird dauern unaufhörlich, bis spät im Alter, werthgeschätzter Herr *Rosenfeld*.

*Rosenfeld.* Dafür können Sie aber nicht gut sagen, mein Herr, ich habe schon manchmal erlebt, daß dies Glück nur bis drei Tage nach der Hochzeit währte. 30

*Besenberg.* Dieses kann nur bei Menschen der Fall gewesen sein, die sich nicht so zärtlich liebten.

*Erich.* Bei den Gottlosen.

*Amtmann.* Richtig. —

*Rosenfeld.* Es entsteht aber zuweilen ein gar plötzliches Unglück. Ich habe Fälle erlebt, die außerordentlich seltsam waren, und herrlichen Stoff zu Komödien liefern würden. Und so können Sie auch nicht dafür stehn — — 5

*Besenberg.* Ich glaube aber dafür stehn zu können, ich bin noch bis jetzt Gottlob in keiner Komödie erschienen.

*Rosenfeld.* Was nicht ist, kann noch werden; Gott führt seine Heiligen oft wunderlich.

*Werner.* Nein, auch ich will Bürge dafür sein. 10

*Rosenfeld.* Ich will auch eben nicht länger zweifeln; — aber Sie werden sich doch in der Kirche aufbieten lassen?

*Besenberg.* Ohne Zweifel.

! *Erich.* Unsre Religion bringt es so mit sich. 15

*Rosenfeld.* Sie fürchten doch keinen Einspruch?

*Besenberg.* Wo sollte denn der Einspruch herkommen?

*Rosenfeld.* Man kann manchmal nicht wissen, Sie sind jung, haben ein empfindsames Herz, — wenn dies nicht mehr frei wäre —

*Besenberg.* Hypothesen!

*Werner.* Ich kenne meinen Schwiegersohn. 20

*Rosenfeld.* Sie sind so zuversichtlich?

*Besenberg.* Das kann ich sein.

*Rosenfeld.* Besinnen Sie sich, ich bin Ihr aufrichtiger Freund, und ich möchte nicht gern —

*Besenberg.* O, lassen wir die Späße. 25

*Rosenfeld* heimlich zu ihm. Aber geben Sie doch klein bei, ich weiß ja alles.

*Besenberg.* Nun, was wissen Sie denn?

*Werner.* Was haben Sie denn für Heimlichkeiten, Herr Sohn?

*Besenberg.* O, nichts; ich werde nur ein wenig gefoppt, es beliebt dem Herrn von *Rosenfeld*, einen gnädigen Scherz mit mir vorzunehmen. 30

*Rosenfeld.* O nicht im mindesten, ich bin heut weit ernsthafter, als gewöhnlich.

*Besenberg.* O man kennt sie schon.

*Rosenfeld* mit verstelltem Zorne. Man kennt mich? — Nein, mein Herr, aber nun soll man mich und auch Sie kennen lernen. Ich hätte gern geschwiegen, | wenn es wäre möglich gewesen, aber da Sie mich nun selbst auffordern —

*Werner.* Wie? Was ist denn? Ums Himmels willen!

*Erich.* Unfriede? — Mit nichten müsse sich der in so angenehme Gesellschaft einschleichen.

*Rosenfeld.* Der Herr da fordert mich nun durch seine Beleidigungen auf, alles zu sagen. — Es mag also sein, — und kurz und gut, ich sage Ihnen, es kann und wird allerdings Einspruch geschehen.

*Einspruch?* riefen alle mit einer Stimme.

Ja, meine Herren, fuhr *Rosenfeld* sehr ernsthaft fort, dieser Mensch da hat ein armes Mädchen verlassen, und unglücklich gemacht. —

Ich ein Mädchen unglücklich gemacht? Hat man je dergleichen gehört! rief *Besenberg* mit dem größten Erstaunen.

*Rosenfeld.* Er hat ihre Liebe gemißbraucht, und sie dann auf die schändlichste Weise verrathen. Die Pflicht und die christliche Liebe fordern mich auf, zu sprechen.

*Werner.* Nun, so sprechen Sie, mein Herr, sprechen Sie!

*Besenberg.* Ich falle aus den Wolken — ich bin versteinert, — boshafte Lügen. —

*Rosenfeld.* Lügen? — Nun, so will ich Ihnen denn Jemand her-einführen, und ich will doch sehen, ob Sie den auch werden Lügen strafen.

Er ging.

Die ganze Gesellschaft war hoch verwundert. *Be|senberg* protestirte in abgebrochenen Worten unaufhörlich gegen diese Beschuldigung. — *Rosenfeld* kam mit dem Kammermädchen zurück.

*Rosenfeld.* Hier steht nun die Unglückliche vor Ihnen, meine Herren. — Sehn Sie nur, wie der Bösewicht in ihrer Gegenwart roth wird. —

*Besenberg.* Ich roth?

*Rosenfeld.* Kennen Sie nicht diese Person?

*Besenberg.* Woher sollt ich sie denn kennen? —

Was, *Christoph*, fuhr das Mädchen auf, Du willst mich nicht kennen? — Ach, wie viel Gottlosigkeit hat der Mensch hinter seinen Ohren! — Er kann sich so ehrlich und dumm anstellen. — Die Schlange unter Blumen.

*Besenberg.* Die Sache wird ernsthaft, meine Herrn! — entweder ich bin verrückt, oder ich habe dieses Mädchen nie mit Augen gesehen! —

*Boshaft* bist Du, rief *Charlotte* wüthend aus. — Nicht mit Augen gesehen? — Ach mir gehn die Augen und der Verstand über solche Niederträchtigkeiten über! — Nicht mit Augen gesehen? — Hab' ich nicht neben Dir auf der Universität in der kleinen Gasse gewohnt? — Hast Du mich nicht immer in Deinem blauen abgetragenen Mantel besucht? — Hast Du nicht —

*Besenberg.* Das Weibsbild ist offenbar im Kopfe verrückt.

*Charlotte.* Ja, aus Liebe zu Dir, Du Undankbarer! — Ach, was soll ich nun anfangen, da er so verstockt ist, und mich gar nicht einmal kennen will? — Ach, ich bin ein unglückliches Mädchen auf Zeitlebens!

| *Besenberg.* Der kürzeste Weg wäre, hier eine gerichtliche Untersuchung anzustellen.

*Charlotte.* Ja, ja, thu es nur, damit Deine Schande und Deine Niederträchtigkeit recht offenbar werden, damit es die ganze Welt erfährt, wie hinterlistig Du mich betrogen hast.

*Werner.* Ich weiß beim Himmel nicht, was ich denken soll.

*Besenberg.* Daß das ohne Zweifel ein Streich vom Herrn von *Rosenfeld* ist.

*Rosenfeld.* Von mir, nun so wollt' ich — —

*Erich.* Sapienti sat! — Man sollte die erhitzten Gemüther wieder ein wenig beruhigen, ehe der Diskurs fortgesetzt wird.

*Amtmann.* Jeder sollte sich besinnen, ein Glas Wein trinken, und dann mit Bedacht weiter reden.

*Werner.* Hier ist nichts zu besinnen; mir fängt an der Kopf

umherzugehn. — Sollte ich mich so geirrt haben? Sollten alle meine Plane so in Einem Augenblicke zerfallen?

*Besenberg.* Ich betheure öffentlich und laut meine Unschuld, ich schwöre, daß mir diese Kreatur unbekannt ist, ich erkenne sie nicht und werde sie nie erkennen! 5

*Charlotte.* Kreatur? — Kreatur? — O, das soll einem nicht durch die Seele gehn, das soll nicht kränken! — Man könnte verrückt drüber werden. — Aber schon gut, schon gut, ich habe meinen Vater herbestellt, wir wollen doch sehn, ob Sie dem auch so dreist ins Gesicht leugnen werden. 10

| *Besenberg.* Das werd' ich, das werd' ich ganz ohne Zweifel.

*Werner.* Leugnen ist noch kein Beweisen, und auf die Beweise kömmt es hier einzig und allein an. Wie gesagt, ich weiß gar nicht mehr, was ich denken soll.

*Besenberg.* Sie fangen an zu zweifeln, werthgeschätzter Herr Schwiegervater? 15

*Werner.* Den Namen, Herr Sohn, verbitt' ich mir, bis die Geschichte da ausgemacht ist. Das scheint mir jetzt noch im weitesten Felde zu liegen.

*Besenberg.* Ich schwöre — 20

*Charlotte.* Hören Sie nicht darauf, er schwört falsch, er hat mir auch geschworen, und seinen Schwur doch gebrochen. — Kommen Sie nur herein lieber Vater und räumen Sie hier etwas auf.

Jetzt trat ein langer alter Mann von ehrwürdigem Ansehn in das Zimmer, es war Niemand anders als der verkleidete *Wachtel*. 25 Er trug ein Kind in den Armen, das ohngefähr ein Jahr alt zu sein schien.

Ich bitt' um Verzeihung, daß ich so dreist bin. Ich bin der Vater dieses unglücklichen Mädchens und der Großvater dieser armen verlassenen Waise hier. Der gottlose Mensch da hat mir einen 30 Enkel gegeben, und will nun sein Blut nicht anerkennen.

*Besenberg.* Enkel!! —

Allen versagte das Wort im Munde, sogar der Amtmann blickte auf und betrachtete aufmerksam das Kind.

*Rosenfeld.* Gar kein Zweifel, denn sehn Sie nur, ist ihm das Kind nicht wie aus den Augen geschnitten? —

| *Besenberg.* Ueber diese Frechheit will mir fast der Verstand stille stehn.

5 *Wachtel.* Glaube nicht, daß Du mit Deiner Bosheit glücklich Deinen Endzweck erreichen wirst. — Und sollte sich Niemand anders weiter finden, so bin ich fest gesonnen, Dir den Hals umzudrehen. Ich halte es für die Pflicht eines Vaters.

10 *Besenberg* griff erschrocken nach seiner Halsbinde, das Zimmer ward ihm zu eng und kam ihm wie eine Mördergrube vor, er schien sich ein Wild zu sein, das man von allen Seiten jagte, und dessen Fell und Fleisch man schon unter die Anwesenden vertheilt hatte.

15 *Werner.* Ihre Miene wird immer verwirrter, Sie wissen nichts Vernünftiges zu antworten, das böse Gewissen sieht ihnen aus den Augen heraus.

*Amtmann.* Er ist quasi vogelfrei.

*Besenberg.* Vogelfrei? — Vogelfrei? — Wissen Sie denn, was der Ausdruck bedeutet, mein Herr?

20 *Wachtel.* Daß Du der größte Schurke auf Gottes weitem Erdboden bist. — Ach, meine Herrn! ein alter Vater fühlt sich zu sehr gekränkt, als daß er seinen Zorn in Schranken halten könnte, die starken Gefühle der Natur vergessen die Höflichkeit, — und Thränen machen mir die Zunge schwer.

25 *Erich.* Armer Alter! Da habt Ihr ein Glas Wein! Erholt Euch wieder.

*Wachtel.* Danke, danke, wohlwürdiger Herr. — Ach, Herr, er ist ja um nichts besser, fast um nichts reicher, als ich bin, wir sind ja alle nur Menschen, | warum will er meine Tochter denn nicht zur Frau nehmen? — Aber nein, es ist wahr, er ist kein Mensch, er ist 30 ein Ungeheuer von der größten Sorte!

*Charlotte.* Ach schimpft nicht so Vater, ich liebe ihn doch immer noch. —

*Rosenfeld.* Nun Herr *Besenberg*, fassen Sie einen kurzen Entschluß! Sind Sie der jämmerlichen Rolle noch nicht bald überdrü-

ßig, die Sie spielen? Erklären Sie sich, wollen Sie das Mädchen heirathen? Hier ist ein Herr Geistlicher, der sogleich die Mühe über sich nehmen wird, Sie beide zu kopuliren.

*Erich.* Um Unrecht wieder Recht zu machen, mit Freuden.

*Werner.* Meine Tochter bekömmt er nun so in alle Ewigkeit nicht.

Dies ging dem armen Advokaten denn doch zu weit, er sprang auf und stieß den Priester heftig von der Seite, der ihm die Hand freundlich zur Friedensstiftung entgegen streckte. Der Amtmann rückte schnell hinter den Tisch, und *Rosenfeld* folgte ihm mit einer Kapriole. Wüthend nahte sich *Besenberg* *Wachteln* und dem Kinde. Das schändliche Balg! rief er aus, und hob tückisch die Hand auf, um dem Kinde einen derben Schlag zu geben, als *Louise* plötzlich weinend hervorstürzte, und mit dem Ausruf: mein *Eduard!* den Kleinen in ihre Arme schloß, und mit Thränen und Küssen bedeckte.

Ein neues Erstaunen machte alle Gesichter starr, alle waren wie in einem bezauberten Feenschlosse, Niemand traute mehr seinen Sinnen. — Nur *Werner* schien nun plötzlich den Zusammenhang der ganzen Geschichte zu errathen, er war vor Zorn nicht Herr seiner selbst, er eilte schäumend auf *Louisen* zu, die erschrocken zur Thür hinaus und zur Treppe hinuntereilte.

Die verkleideten Personen vergaßen ihre Rolle und redeten in ihrer natürlichen Sprache, sie fanden ganz andere Scenen vor, als sie einstudirt hatten, und waren wie betäubt; man hielt es gar nicht mehr der Mühe werth, die vorige Geschichte in Erwähnung zu bringen, sondern man dachte nur an die plötzliche Wendung, die sie genommen hatte: nur *Besenberg* saß jetzt kühn und trotzig im Gefühl seiner Unschuld da.

Athemlos, bleich, mit verworrenem Auge kam *Louise* zurück, — und wer an ihrem Arme? — *Eduard Schmidt*, der todtgeglaubte. Eine wunderbare Begebenheit drängte die andere, dem alten *Werner* tanzte das Zimmer und alle Meublen vor den Augen umher; man erkannte sich, man suchte Worte und fand vor Erstaunen

keine; man fragte und wartete auf keine Antwort; wie eine Gesellschaft von Betrunknen sprach alles durch einander, Nachsätze voran, und die Vordersätze hinkten hinter her. — Als der Sturm der Verwunderung und Verwirrung sich etwas gelegt hatte, klärte sich alles auf, *Eduard* hatte sich damals im Schiffbruche gerettet, sein Onkel war gestorben und er hatte dessen Vermögen geerbt, hatte aber wegen tausenderlei Hindernisse nicht schreiben können; die Briefe in der Stadt waren liegen geblieben, und er hatte sich nun selbst auf den Weg nach dem Gute gemacht, seine *Louise* wieder zu sehn, er drückte sie und seinen Sohn zärtlich in seine Arme, die Verlobung ward noch an demselben Tage gefeiert.

! *Besenberg* und *Rosenfeld* waren beide gleich verdrüsslich, ersterer, weil ihm die Braut nun gänzlich mit dem Vermögen des Alten genommen war, und *Rosenfeld* darüber, daß er nun alle seine Maschinen vergebens hatte spielen lassen.

Man sühte sich von allen Seiten wieder aus, und in wenigen Wochen feierten *Louise* und *Eduard* ihre Hochzeit. —

**Der Fremde.**

1796.

5 | Wenn sich Jemand die Mühe giebt, irgend eine Geschichte ernsthaft zu erzählen, so ist es die Pflicht der Zuhörer aufmerksam zu sein, und wenigstens nach dem Schein seinen Erzählungen Glauben beizumessen. Aber bei jeder Geschichte, die sich nur etwas über das Alltägliche erhebt, auszurufen: *credat Judaeus apella!* mit  
10 der Zweifelsucht den Verfasser queer über den Weg zu laufen, ist äußerst unartig; wenn der Leser alles besser weiß, so sollte er, meines Bedünkens nach, gar nicht mehr lesen. Ich flehe daher die Gutherzigkeit aller an, die diese Erzählung aufschlagen, mir doch ja auf mein Wort zu glauben, nicht die Belege aus Akten zu fordern,  
15 und einem Schriftsteller soviel Ehrgefühl zuzutrauen, daß er nicht eine ganze hochansehnliche Versammlung vorsätzlich mit Lügen wird hintergehen wollen. Ich hoffe, der Verfasser des *Genius* und der *Memoir's des Grafen von G...* hat nicht den Schriftstellerglauben so sehr durchlöchert, daß nicht noch mancher derbere Leser in  
20 dem Netze sollte stecken bleiben.

Sind Sie aber in einer sehr ungläubigen Stimmung, so machen Sie Feuer im Kamin, setzen Sie sich dicht umher, und löschen Sie das Licht aus. Lassen Sie die Feuerbrände ihr mattes auf- und niederschießendes Licht im Zimmer verbreiten, und dann nehmen

25 | Sie das Buch und fangen Sie an zu lesen: ich habe immer gefunden, daß ein Kaminfeuer die Phantasie erhebt, und den vorlauten Verstand etwas zum Schweigen bringt, und damit in nachfolgender Erzählung ja nicht zuviel Verstand hineingerathen möchte, schreibe ich sie vorsorglicherweise ebenfalls beim Kaminfeuer.

30 | Es gab eine Zeit, da sich viele von den beliebtesten Historien anfangen: »Es war einmal ein Mann« u. s. w. Es sollte mir nicht viel Mühe und Scharfsinn kosten um zu beweisen, daß dies die wahre Art sei, eine Erzählung anzufangen; ich will aus diesem Anfange gewiß eben so viel herausbringen, als manche Commentatoren

aus den ersten Versen des Homer demonstrirt haben. Die Aufmerksamkeit wird sogleich unmittelbar auf den Hauptgegenstand gelenkt, mit dessen Lage und Beschaffenheit man sogleich bekannt gemacht wird. Zu diesem Mittelpunkte drängen sich dann alle Theile der Geschichte, und man steht unvermerkt mitten in der Verwicklung. — Also:

Es war einmal ein Mann, der war jung, schön und reich. Er liebte ein Mädchen und ward von ihr wieder geliebt. Seine Aussicht in die Zukunft war die heiterste.

Seine Liebe war nicht die Wirkung einer plötzlichen Laune, die immer eben so schnell verblüht, als sie entsteht, sondern ein vertrauter freundschaftlicher Umgang hatte seit Jahren diese Liebe gegründet. *Friedrich Löwenstein* und *Amalie Willmann* waren im Blüthenalter des Lebens, sie empfanden das reine Glück einer unschuldigen ungestörten Liebe, sie überließen sich ruhig der wechselnden Zeit, die für sie nur ein breiter | glänzender Strom des Vergnügens war. Beider Eltern hatten von Jugend auf ihre Liebe begünstigt, man setzte schon den Tag zur Verlobung fest, als das Ziel ihrer Wünsche noch weiter zurück gerückt ward.

*Löwenstein* mußte abreisen, um in einer entlegenen Gegend eine Erbschaft zu heben, deren Ueberlieferung man sich dort widersetzte. Er nahm von *Amalien* zärtlichen Abschied, beide trösteten sich mit dem Gedanken, daß sie sich sehr bald wiedersehen würden. *Löwenstein* reiste ab.

In seinem ersten Briefe meldete er sogleich, daß die Schwierigkeiten größer wären, als er sie sich vorgestellt habe, daß ihm ein Prozeß drohe, bei welchem er gegenwärtig sein müsse, und daß er leider nur durch Schrift zu seiner Geliebten sprechen könne. *Amalie* war betrübt, und tröstete sich nur durch die häufigen Briefe, die sie schrieb und empfing.

Der junge *Lindner* kam jetzt von seinen Reisen zurück, ein Mensch, mit dem *Amalie* schon in der Jugend bekannt gewesen war. Seine Familie war eine von den angesehensten in der Pro-

vinzialstadt, in welcher *Amalie* wohnte; man besuchte sich gegenseitig, und *Lindner* zeichnete sehr bald *Amalien* von allen übrigen Freundinnen aus. Er war ein schöner Mann, der sich völlig auf der Reise gebildet hatte, er erzählte mit vielem Interesse von den Gegenständen, die er gesehen, und von den kleinen Abentheuern, die er bestanden hatte. Da er sehr lebhaft und geistreich war, verstand er die Kunst, auch das Uninteressanteste anziehend zu machen. Aber *Amalie* suchte sehr bald seine Gesellschaft zu vermeiden, denn seine Auszeichnung setzte sie in Verlegenheit, und der feurige Blick, der zuweilen ihrem Auge begegnete, machte sie erröthen.

*Lindner* bemerkte dieses Zurückziehen, und um so eifriger drängte er sich ihr auf, alle seine Bemühungen waren nur nach ihr gerichtet, sein Witz strebte nur nach ihrem belohnenden Lächeln. Er war in einem unaufhörlichen Zweikampf mit *Amaliens* Blicken begriffen, ihr Auge machte ihn verlegen, und doch that es ihm wohl, wenn es auf ihm ruhte.

So vergingen Tage und Wochen, und *Lindner* bemerkte endlich, daß er *Amalien* liebe; eine Entdeckung, die ihn außerordentlich niederschlug, weil er wußte, daß sie mit *Löwenstein* versprochen sei. Er zwang sich seine Leidenschaft zu unterdrücken, aber seine Vernunft war schwächer als seine Liebe, er verlor Schlaf und Munterkeit, und der blühende Jüngling ging bleich und abgezehrt wie ein Schwindsüchtiger umher. —

Er entdeckte sich seinem Vater, der alles für seinen einzigen Sohn anzuwenden versprach. Er ging auch wirklich und stellte die ganze Lage der Sachen den Eltern *Amaliens* in das hellste Licht, er sprach mit dem Mädchen selber, aber er kam ohne Trost zu seinem Sohne zurück.

Dieser überließ sich nun gänzlich seiner Schwermuth; die heftige Liebe ist zu eigensinnig, um den Vorstellungen und Bitten der Freunde und Verwandten Gehör zu geben. Er war jetzt immer allein, sein liebster Aufenthalt war der Kirchhof, wo er unaufhörlich vor dem Erbbegräbniß seiner Familie auf und niederging,

und | den Stamm einer Linde mit seinen Thränen benetzte, in welchen *Amalie* einst auf einem ihrer Spaziergänge zum Scherz ihren Namen geschnitten hatte. Es währte nicht lange, so zog ihm die zu große Spannung der Seele ein hitziges Fieber zu, an welchem er starb.

Seine Eltern sahen ihn schweigend und weinend in die Gruft setzen, in welcher sie vor ihrem Sohne hatten ruhen wollen. Der Vorhang fiel rauschend vor der Bühne ihres Lebens und ihrer Hoffnungen nieder, sie hatten jetzt in der Welt nichts weiter zu thun, als ihren Sohn zu beweinen und zu sterben.

*Amalie* war über diesen unglücklichen Vorfall äußerst betrübt, sie schrieb ihrem Geliebten alle Umstände dieser traurigen Begebenheit, der ihr dafür die erfreuliche Nachricht gab, daß er nun die frohe Aussicht habe, in wenigen Wochen seine verdrießlichen Geschäfte zu beendigen, und dann auf den Flügeln der Liebe zu ihr zurückzueilen.

Mit Sehnsucht erwartete *Amalie* die Ankunft *Löwensteins*; dieser eilte so sehr es nur möglich war, um den höchsten Freuden des Lebens in die Arme zu fliegen.

Alles war geendigt, *Löwenstein* rasselte über die Chausseen nach seiner Heimath zurück, seine Liebe erschien ihm bei seiner langen Abwesenheit in einem ganz neuen Gewande, er nahm sich nicht die Mühe die Gegenstände um sich her anzublicken, denn *Amalies* Bildniß füllte einzig seine Seele und seine Augen, so daß er sie allenthalben wandeln sahe, in jedem grünen Busche, auf jedem Fußsteige, zwischen den Kornfeldern; in dem | vor ihm fahrenden Wagen konnte Niemand anders als *Amalie* sitzen, und er ließ dann so schnell fahren, als wenn ihm seine Geliebte entfliehen wollte, um in den fremden Wagen hinein zu sehen und sich betrogen zu finden. — Der fremde Boden eilte unter ihm hinweg, und er begrüßte freudig die Gränze seines Vaterlandes. Jedes Dorf und jeder Baum kam ihm hier schon so vertraut und freundschaftlich vor, er versenkte oft seinen Blick in den kühlen Schatten der Gebüsche, und sprach wie im Traume nur von ihr, er redete sie schon

an und fragte, was sie mache, und horchte dann auf das Gesäusel der Baumwipfel über sich, um sich aus den unverständlichen Accenten eine süße Antwort herauszuhören.

Das freundlichste Abendroth stand auf den Hügeln, als er nur noch ohngefähr eine Meile von seinem Wohnorte entfernt war; er bildete sich ein, in der rothen Gluth schon die Spitzen der vaterstädtischen Thürme zu entdecken, als durch einen Stoß das Rad von der gebrochenen Axe abliefe, und der Wagen im Felde stehen bleiben mußte. *Löwensteins* Unruhe war zu heftig, um die Ausbesserung des Wagens abzuwarten. Er übertrug dem Bedienten die Aufsicht über das Gepäck, und eilte fort, um noch zu Fuße vor dem Einbruch der Nacht seine Vaterstadt zu erreichen.

Der Weg führte durch einen dichten Eichenwald, der sich bis nahe vor die Thore der Stadt erstreckte. Man ging über kleine Hügel und durch anmuthige Thäler; oft schien sich der Weg, der sich plötzlich wandte, in das Dickicht des Waldes zu verlieren, und dann lag wieder | eine frische grüne Wiese da, rings von hohen Waldbäumen umkränzt. *Löwenstein* eilte, und überließ sich ganz dem wunderbaren Spiele seiner Phantasie. Er war als Knabe manchmal auf diesen Fußsteigen gegangen, war nachher lange nicht in diese Gegend gekommen, und bemühte sich nun die dunkeln und verworrenen Erinnerungen festzuhalten, die ihm zuweilen wie schwarze Wolken vorüberfuhren. Ein Abendwind ging durch die rauschenden Gebüsche hinter ihm her, graue Wolken flatterten um die Kronen einzelner schlanker Fichten, ein räthselhafter Widerschein des Abendrothes stand mitten im dunkeln Walde, und äugelte durch die grüne Finsterniß. Mit seinen Knabenjahren fielen ihm manche Ängstlichkeiten dieses Alters ein, er erinnerte sich lebhaft, wie er manchmal beim einsamen Wiederhall seiner Fußstritte kalt und bleich geworden war, und er horchte jetzt unwillkührlich auch auf das Echo seines Ganges, das in den dicht gepflanzten Eichen wie sein Genius in der Ferne wandelte; er fuhr zusammen, und eilte noch schneller, um diese Furcht von sich abzuschütteln.

In diesen dämmernden Abendstunden, von Wäldern und stummer Einsamkeit umgeben, erscheint uns das gewühlvolle menschliche Leben gewöhnlich trübselig und freudenleer, eine unbekannte Furcht vor unbekanntem Gegenständen nimmt uns bei der Hand, und wie mit einem neu geschaffenen Blicke sehen wir in die Welt hinein, die alle ihre bunten Farben verloren hat, und in einer monotonen Trübheit daliegt. *Löwensteins* Phantasie war gespannt, und es ist nicht zu verwundern, wenn er jeden Athemzug des Windes aufmerksamer | behorchte, und zuweilen hinunter in die zitternde Dämmerung sah, die hinter ihm lag.

Die Finsterniß hängte noch dichtere Schleier zwischen die Bäume, als er wirklich einen deutlichen Fußtritt hinter sich zu hören glaubte. Ungewiß stand er still und wartete auf das Näherkommen. Ein blauer Mantel wogte und wühlte sich aus den übereinanderliegenden Schatten hervor, ein Mensch näherte sich ihm langsam, als wie in tiefen Gedanken versunken. Mit einem kleinen Schauer grüßte *Löwenstein* zuerst, und eine freundliche Stimme dankte ihm, und bat ihn um seine Begleitung durch den dunkeln und einsamen Wald.

Es war ein junger Mensch, der auch nach der Stadt wollte, und *Löwenstein* schüttelte plötzlich seine Furcht und alle seine drückenden Gefühle von sich, und zog die Luft des Himmels mit großen freien Zügen ein, die er eben erst wie Kerkerdünste durch die Zähne eingeathmet hatte. Das Gespräch lenkte sich bald auf die Stadt und ihre Bewohner, und der junge Unbekannte schien in den meisten Familien sehr zu Hause zu sein. *Löwenstein* unterhielt sich an manchen Anekdoten und unbedeutenden Stadtneuigkeiten, die ihm der Fremde mittheilte; ein lebhaftes Gespräch machte, daß er die Länge des Weges und die Dunkelheit gar nicht bemerkte.

Ich bin diesen Weg noch nicht oft gegangen, begann der Unbekannte, darum geh' ich in der Finsterniß gern in Gesellschaft, um mich in den kreuzenden Fußsteigen nicht zu verirren, oder, wenn

ich | falsch gehe, wenigstens nicht allein zu sein, denn ich muß Ihnen meine Schwachheit gestehen, ich fürchte mich leicht in der Nacht.

*Löwenstein.* Ich habe diese Kinderei heute auch zum erstenmale an mir bemerkt. — Die Phantasie spielt uns oft seltsame Streiche.

*Der Fremde.* Die Finsterniß erscheint unserm Geiste als ein feindseliges Wesen, das die Umrisse aller sichtbaren Gegenstände verwandelt und verwirret, und uns so in eine fremde bis dahin unbegreifliche Welt versetzt. Es schneidet dann eine Ahnung durch unser Gemüth, wie wenn all' unser Wissen, all' unser Glück nur ein leeres taubes Chaos wäre, und dies macht uns betrübt und wirft unsern stolzen Geist darnieder.

*Löwenstein.* Wir vernehmen dann gleichsam in jedem vorübergehenden Laute eine Stimme, die uns aus unserm kläglichen Schläfe zu wecken strebt.

*Der Fremde.* Der Wald fängt schon vor uns an licht zu werden; wir sind nicht mehr weit von der Stadt.

*Löwenstein.* O Himmel! sehn Sie, sehn Sie dort — ich sehe schon die zerstreuten Lichter, die mir durch den Nebel entgegen blicken!  
Ich werde sie wiedersehn!

*Der Fremde.* Sie sind sehr vergnügt.

*Löwenstein.* Ach Freund, ich eile einem Mädchen in die Arme, das ich so innig, so einzig liebe, und dessen Gegenliebe mich zum glücklichsten Menschen macht.

*Der Fremde.* Bemerken Sie, wie das, was | wir unsern Geist nennen, von den äußern Gegenständen abhängt. Jetzt da wir im freien Felde stehen, die Stadt mit ihren Lichtern wie ein Sternamphitheater vor uns sehen, ist alles das in Ihrer Seele erloschen, was Sie eben so schön und bedeutungsvoll sagten.

*Löwenstein.* Ach Freund, die Liebe stärkt unser Auge, auch in der trübsten Verworrenheit ein reizendes harmonisches Ganzes zu finden.

*Der Fremde.* Die Liebe? — Ach ja, in Ihren Jahren dachte ich gerade so.

*Löwenstein.* Sie scheinen doch, soviel ich sehen kann, nicht viel älter als ich zu sein.

*Der Fremde.* Ich zweifle selbst. — Aber glauben Sie mir, ein einziger Tag, eine einzige Stunde können den Jüngling in einen Greis verwandeln. 5

*Löwenstein.* Sie sind melancholisch und ich beklage Sie. —

*Der Fremde.* Daß die Menschen doch so gern damit zufrieden sind, wenn sie einem fremdartigen Wesen einen *Namen* geben; mit einem Worte ist alles in Richtigkeit gebracht, und sie glauben die Erscheinung zu verstehen, die ihnen unbegreiflich ist. — 10

*Löwenstein.* Sie sind vielleicht in der Liebe unglücklich gewesen.

*Der Fremde.* *Liebe ist auch nur ein Name*; ach! die Menschen wissen nicht, was sie wollen. — Warum lieben sie und streben nach Gegenliebe? Ich glaube die einzige Ursache, warum wir leben, ist um zu sterben. 15

*Löwenstein.* Welch ein trübseliger Gedanke! — | Aber Sie denken ihn *jetzt* nur, das Morgenroth oder das künftige Jahr wird ihn aus Ihrer Seele nehmen, und dann haben Sie doch immer Unrecht gehabt.

*Der Fremde.* Unrecht? und deswegen, weil kein Gedanke und keine Stimmung im Menschen die *letzte* bleibt? 20

*Löwenstein.* Ich bitte Sie, besuchen Sie mich zuweilen, ich will es versuchen, Sie heiterer zu machen.

Er nannte ihm seinen Namen und seine Wohnung.

*Der Fremde.* Ich will Sie besuchen; wenn Sie sich nur nicht verheiratheten. Sie wären mir dann noch einmal so theuer! 25

*Löwenstein.* Sind Sie ein Weiberfeind?

*Der Fremde.* Ich kann sie nicht lieben. —

*Löwenstein.* Ich wette, man hat Ihnen Streiche gespielt; aber Sie werden sich gewiß mit dem Geschlechte wieder versöhnen. 30

*Der Fremde.* Ich zweifle.

*Löwenstein.* Lernen Sie mein Mädchen kennen, und Sie werden es. — Ich bitte Sie hiermit zu meiner Hochzeit.

*Der Fremde.* Ich danke Ihnen, und ich werde ohnfehlbar kommen.

Der Unbekannte stand jetzt vor einem kleinen Gebäude stille. — Wir müssen Abschied nehmen, sagte er, denn hier ist meine Wohnung.

*Löwenstein.* So klein und eng? — Ist es Ihnen nicht unbequem? — Zwar die Aussicht und das Leben im Freien ersetzt das wieder. 5

| *Der Fremde.* Der Mensch braucht wenig, und Raum am allerwenigsten, wenn er mit sich selbst zufrieden ist. — Leben Sie wohl, an Ihrem Hochzeitstage seh' ich Sie.

10 *Löwenstein* reichte ihm die Hand, und aus dem Mantel reichte ihm der Fremdling die seinige. *Löwenstein* drückte sie warm und herzlich, und schrie auf, als er ein kaltes dürres Todtenbein fühlte. — Der Unbekannte verschwand hinter eine Thür.

15 Mit Grausen und Angst kämpfend blieb *Löwenstein* lange wie fest gewurzelt; hinter ihm stand eine große Linde, ein Alter ging vorbei, den er zitternd fragte, wem die kleine Wohnung gehöre.

Der Alte schüttelte bedenklich den Kopf, und sagte ihm, daß es das *Lindnersche Erbbegräbniß* sei.

Schneidend kamen alle Erinnerungen zu *Löwenstein* zurück, er 20 kannte jetzt den Kirchhof recht gut, der vor dem Thore lag; mit zitternden Füßen wankte er in die Stadt.

Sie begrüßte ihn nicht so herzlich und patriarchalisch, als er erwartet hatte, alle Häuser kamen ihm vor wie große steinerne Säрге; mit einem kalten Entsetzen ging er durch die Straßen, wie er 25 es als Knabe empfunden hatte, wenn er die Geschichte jener Stadt las, deren Einwohner in Steine verwandelt wurden.

30 *Amalie* und ihre Eltern kannten den Bleichen, vor Frost Zitternden, nicht wieder, seine Phantasie war | zu sehr zerrüttet, er erzählte ihnen den ganzen Vorfall. *Amalie* ward still und trübsinnig, alle Freuden des Wiedersehens blieben aus. Der Vater gab sich Mühe, die ganze Sache philosophisch zu erklären; *Löwenstein* habe die Geschichte *Lindners* im Sinne gehabt, sei plötzlich auf den Kirchhof gerathen, und seine Phantasie habe ihm alle Begebenheiten untergeschoben.

*Löwenstein* war einige Tage bettlägrig; er erinnerte sich jetzt, was der bleiche Unbekannte über die Freuden des Lebens gesagt hatte, und fand alles so wahr und passend. — Besuche, alle Arten von Zerstreungen stellten ihn nach und nach wieder her; er dachte nur an die Erscheinung, wenn er allein war; so nahte sich der Tag, 5  
der zur Hochzeit bestimmt war; der Priester legte die Hände der Liebenden in einander, und beide waren unaussprechlich glücklich.

In der Gesellschaft der Fröhlichen wird auch der Trübsinnige heiter, aber der Glückliche findet sich selig. *Löwenstein* war auf dem höchsten Gipfel seiner Wonne, Musik und Wein begeisterten ihn so sehr, daß er beinahe in eine frohe Laune verfiel, die an den Wahnsinn gränzte. Ein Bedienter rief ihn hinaus, weil ihn vor der Thür jemand sprechen wollte. — Ein Gepolter — Geschrei — *Löwenstein* wird blutend in den Saal gebracht, vom Wein betäubt 15  
war er die Treppe hinuntergestürzt; der Arzt, der geholt ward, sprach ihm das Leben ab. — Er sagte während der Todeszuckungen mit schwacher Stimme, daß *Lindner* auf der Mitte der Treppe gestanden, und ihn mit derselben Todtenhand hinuntergewinkt habe. 20

| *Amalie* stieß einen lauten Schrei aus als er starb, sie sprach wahnsinnig und zeigte den Gästen den gestorbenen *Lindner*, der an der Saalthüre stehe, und sie starr betrachte. —

Sie starb nach einigen Wochen in den heftigsten Ausbrüchen des Wahnwitzes. 25

## Die Brüder.

Eine Erzählung.

1795.

5 | In der Nähe von *Bagdad* lebten *Omar* und *Machmud*, die Söhne einer armen Familie. Als der Vater starb, erbten sie nur ein kleines Vermögen, und jeder von ihnen beschloß, zu versuchen, wie hoch er damit sein Glück bringen könne. *Omar* zog fort, um eine kleine Reise zu machen, und den Ort zu finden, wo er sich niederlassen  
10 wolle. *Machmud* begab sich nach *Bagdad*, wo er einen kleinen Handel anfang, der in kurzer Zeit sein Vermögen um ein Ansehnliches vermehrte. Er lebte sehr sparsam und eingezogen, und sammelte sorgfältig jede Zechine zu seinem Kapitale, um mit diesem wieder etwas Neues zu unternehmen. Auf diese Art bekam er bei meh-  
15 reren reicheren Kaufleuten Kredit, die ihm zuweilen einen Theil der Schifffracht abtraten und gemeinschaftliche Spekulationen mit ihm versuchten. Durch wiederholtes Glück ward *Machmud* dreister, er wagte größere Summen, und sie trugen ihm jedesmal reichliche Zinsen. Nach und nach ward er bekannter, seine  
20 Geschäfte wurden größer, er hatte bei vielen Leuten Summen ausstehen, so wie er von vielen andern Gelder in den Händen hatte, und das Glück schien ihm beständig zu lächeln. *Omar* war im Gegentheile unglücklich gewesen, keiner von seinen vielen Versuchen war ihm gelungen; er kam jetzt ganz arm, fast ohne Kleider,  
25 nach *Bagdad*, hörte von seinem Bruder und ging zu ihm, um bei ihm Hülfe zu | suchen. *Machmud* freute sich, seinen Bruder wieder zu sehn, beklagte aber seine Armuth. Da er sehr gutmüthig und weich war, gab er ihm sogleich eine Summe aus seiner Handlung, und richtete ihm davon ebenfalls einen Laden ein. *Omar* fing an  
30 mit Seidenwaaren und Kleidern für Frauen zu handeln, und das Schicksal schien ihm in *Bagdad* günstiger, sein Bruder hatte ihm die Summe Geldes geschenkt, und er hatte es daher nicht nöthig, sich wegen der Wiederbezahlung zu ängstigen. Er war in allen Unternehmungen unbesonnener als sein Bruder, und eben deswegen

glücklicher; er war bald mit einigen Kaufleuten bekannt, die bis dahin mit *Machmud* ihre Geschäfte gemacht hatten, und es gelang ihm, sie zu seinen Freunden zu machen: dadurch verlor sein Bruder manchen Vortheil, der jetzt auf seine Seite fiel. *Machmud* hatte sich jetzt eine Gattin gewählt, die ihn zu manchem Aufwande  
5 nöthigte, den er bis dahin nicht gemacht hatte; er mußte von seinen Bekannten Summen aufnehmen, um Schulden zu bezahlen. Andre Gelder, die er erwartet hatte, blieben aus, sein Kredit sank, und er war der Verzweiflung nahe, als er die Nachricht erhielt, daß eins von seinen Schiffen untergegangen sei, ohne daß man das  
10 mindeste habe retten können: jetzt meldete sich ein Gläubiger, der dringend die Bezahlung seiner Schuld verlangte. *Machmud* sah ein, daß an dieser Zahlung sein ganzes noch übriges Glück hänge, er beschloß also in dieser äußersten Noth seine Zuflucht zu seinem  
15 Bruder zu nehmen. Er eilte zu ihm, und fand ihn sehr verdrüßlich, weil er gerade einen kleinen Verlust erlitten hatte. — Bruder, begann *Machmud*, ich komme in der äußersten Verlegenheit mit einer Bitte zu dir.

| *Omar*. Sie betrifft?

*Machmud*. Mein Schiff ist gescheitert, alle Gläubiger drängen mich und wollen von keinem Aufschube wissen, mein ganzes Glück hängt von diesem Tage ab, leihe mir nur auf kurze Zeit zehntausend Zechinen.

*Omar*. Zehntausend Zechinen? — Du versprichst dich doch nicht, Bruder?  
25

*Machmud*. Nein, *Omar*, ich kenne die Summe recht gut, die ich fordre, und nur grade so viel, nicht eine Zechine weniger, kann mich von der schimpflichsten Armuth retten.

*Omar*. Zehntausend Zechinen?

*Machmud*. Gieb sie mir, Bruder, ich will alles anwenden, sie dir  
30 in kurzem wieder zu erstatten.

*Omar*. Wer sie hätte! — mir sind Schulden ausgeblieben, — ich weiß selbst nicht, was ich anfangen soll, — man hat mich noch heut erst um hundert Zechinen betrogen.

*Machmud*. Dein Kredit wird mir diese Summe leicht verschaffen können.

*Omar*. Aber niemand will jetzt Geld ausleihen, Mißtraun von allen Seiten: nicht *ich* bin mißtrauisch, das weiß der Himmel! —  
5 aber es würde jedermann vermuthen, daß ich das Geld für *dich* verlange, und du weißt selbst am besten, an wie schwachen Fäden oft das Zutrauen hängt, das man zu einem Kaufmanne hat.

*Machmud*. Lieber *Omar*, ich muß dir gestehen, ich hatte diese Bedenklichkeiten nicht von dir vermuthet. Ich würde mich in umgekehrtem Falle nicht so argwöhnisch und saumselig finden lassen.

| *Omar*. Das sagst du *jetzt*. Auch bin ich gar nicht argwöhnisch — ich wollte, ich könnte dir helfen: Gott ist mein Zeuge, daß es mich freuen würde.

*Machmud*. Du kannst es, wenn du nur willst.

*Omar*. Alles, was ich besitze, würde die verlangte Summe noch nicht vollmachen.

*Machmud*. O Himmel! ich hatte mir einen Vorwurf daraus gemacht, daß mein Bruder nicht der erste war, bei dem ich Hülfe suchte, — und wahrlich es schmerzt mich, daß ich ihm auch nur mit Einem Worte zur Last gefallen bin.

*Omar*. Du wirst böse; das solltest du nicht, denn du hast Unrecht.

*Machmud*. Unrecht? — Wer von uns beiden thut nicht seine Pflicht? — Ach, Bruder, ich kenne dich nicht wieder.

*Omar*. Ich habe erst heute hundert Zechinen eingebüßt, dreihundert andere stehn mir auch gar nicht sicher, und ich muß mich auf ihren Verlust gefaßt machen. — Wärest du in der vorigen Woche zu mir gekommen, o — ja, da herzlich gern —

*Machmud*. Soll ich dich denn an unsre ehemalige Freundschaft erinnern? — Ach, wie tief kann uns das Unglück erniedrigen!

*Omar*. Du sprichst da auf eine Art Bruder, die mich fast beleidigen sollte.

*Machmud*. Dich beleidigen? —

*Omar*. Wenn man alles mögliche thut, — wenn man selbst Noth leidet und fürchten muß, noch mehr zu verlieren; — soll man da

nicht gekränkt werden, | wenn man für seinen guten Willen nichts als bitterm Spott, tiefe Verachtung zurück empfängt?

*Machmud.* Zeige mir deinen guten Willen, und du sollst meinen wärmsten Dank empfangen.

*Omar.* Zweifle nicht länger daran, oder du bringst mich auf; ich bleibe lange kalt, ich kann viel ertragen, aber wenn man mich auf solche ausgesuchte Art kränkt —

*Machmud.* Ich merke es recht gut, *Omar*, daß du den Beleidigten spielst, um einen bessern Vorwand zu haben, völlig mit mir zu brechen.

*Omar.* Du würdest nicht auf diesen Gedanken kommen, wenn du dich nicht auf solchen Kleinlichkeiten ertappt hättest. Die Laster argwöhnt man von andern am leichtesten, mit denen man selbst am meisten vertraut ist.

*Machmud.* Nein, *Omar*, weil du mich doch durch diese Sprache zum Prahlen aufforderst, ich handelte nicht so gegen dich, als du, ein unbekannter Fremdling, nach *Bagdad* kamst.

*Omar.* Also für die fünfhundert Zechinen, die du mir damals gabst, verlangst du jetzt von mir zehntausend?

*Machmud.* Hätte ich's vermocht, ich hätte dir damals mehr gegeben.

*Omar.* Freilich, wenn du es verlangst, muß ich dir die fünfhundert Zechinen zurück geben, ob du es gleich nicht gerichtlich erweisen kannst.

*Machmud.* Ach, mein Bruder! —

*Omar.* Ich will sie dir schicken. — Erwartest du keine Briefe aus Persien?

| *Machmud.* Ich erwarte nichts mehr.

*Omar.* Aufrichtig, Bruder, du hättest dich etwas mehr einschränken sollen, auch nicht heirathen, wie ich es bis jetzt noch immer unterlassen habe; aber du warst von Kindheit an ein wenig unbesonnen. Laß dir das zur Warnung dienen.

*Machmud.* Du hattest ein Recht, mir die verlangte Gefälligkeit zu verweigern, aber nicht dazu, mir so bittere Vorwürfe zu machen.

*Machmud* verließ mit tiefgerührtem Herzen seinen undankbaren Bruder. — So ist es denn wahr, rief er aus, daß nur Gewinnsucht die Seele des Menschen ist! — Nur sie selbst sind ihr erster und letzter Gedanke! für Geld verkaufen sie Treue und Liebe, stoßen die schönsten Gefühle von sich weg, um das nichtswürdige Metall zu besitzen, das uns mit schändlichen Fesseln an diese schmutzige Erde kettet! — Eigennutz ist die Klippe, an der jede Freundschaft zerschellt, — die Menschen sind ein verworfenes Geschlecht! — Ich habe keine Freunde und keinen Bruder gekannt, nur mit Kaufleuten bin ich umgegangen. Ich Thor, daß ich von Liebe und Menschenfreundlichkeit zu ihnen sprach! nur Geldstücke muß man ihnen wechseln!

Er machte einen Umweg, ehe er nach Hause ging, um seinen Schmerz etwas erkalten zu lassen. Er weinte, als er das tobende Marktgewühl sah, wie jedermann gleich den Ameisen beschäftigt war, in seine dumpfe Wohnung einzutragen, wie keiner sich um den Andern kümmerte, als nur wenn er mit seinem Gewinn zusammenhing, alle durch einander laufend, so empfindungslos, wie Zahlen. — Er ging trostlos nach Hause.

| Sein Schmerz vermehrte sich hier; er fand die fünfhundert Zechinen, die er seinem Bruder einst mit dem besten Wohlwollen gegeben hatte; sie waren bald eine Beute der stürmenden Gläubiger. Alles was er besaß, ward öffentlich verkauft; eines seiner Schiffe lief in den Hafen, aber die Ladung diente nur, um alle seine Schulden zu bezahlen. Arm, wie der Bettler, verließ er die Stadt, ohne vor dem Hause seines hartherzigen Bruders vorüberzugehen.

Seine Gattin, die ihn in sein Elend begleitete, tröstete ihn und suchte seinen Kummer zu zerstreuen; aber es gelang ihr nur wenig, das Andenken seines Unglücks war noch zu frisch in *Machmuds* Gedächtniß, er sah noch immer die Thürme der Stadt vor sich, in der sein Bruder wohnte, der kalt und ungerührt bei seinem Unglücke geblieben war.

*Omar* fragte niemand nach seinem Bruder, um ihn nicht bemitleiden zu dürfen, er bildete sich ein, es könne vielleicht noch alles gut gegangen sein. Indessen hatte sein Kredit doch auch durch seinen Bruder gelitten, man ward mißtrauischer gegen ihn, und mehrere Kaufleute vertrauten ihm nicht mit der Leichtigkeit ihre 5  
Gelder wie ehemals. Dazu kam noch, daß *Omar* jetzt sehr geizig, und auf sein erworbenes Vermögen stolz ward, so daß er sich viele Feinde machte, die sich freueten, wenn er irgend einen Schaden erlitt.

Es schien, als wenn das Verhängniß seine Undankbarkeit gegen 10  
seinen Bruder bestrafen wolle, denn Ein Verlust folgte in kurzer Zeit auf den andern. *Omar*, der gern das Verlorne schnell wieder erlangen wollte, wagte größere Summen, und auch diese gingen verloren. | Er hörte auf, Gelder, die er schuldig war, zu bezahlen, das Mißtrauen gegen ihn ward allgemein, alle Gläubiger meldeten 15  
sich zu gleicher Zeit, *Omar* kannte niemand, der ihn aus dieser Verlegenheit würde helfen wollen; er sah keinen andern Ausweg vor sich, als in der Nacht heimlich die Stadt zu verlassen, und zu versuchen, ob ihm das Glück in einer andern Gegend günstiger sein würde. — 20

Das kleine Vermögen, das er noch mit sich hatte nehmen können, war bald verzehrt. Seine Unruhe wuchs in eben dem Grade, als sein Geld abnahm; er sah der drückendsten Armuth entgegen, — und doch keinen Ausweg ihr zu entfliehen.

Unter Klagen und schwermüthigen Gedanken war er so bis an 25  
die persische Gränze gewandert. Er hatte jetzt alles Geld, bis auf drei kleine Münzen ausgegeben, die grade nur noch hinreichten, um ein Abendessen in einer Carawanserei zu bezahlen; er fühlte Hunger, und da sich die Sonne schon zu neigen anfang, eilte er, um einen Zufluchtsort zu erreichen, in welchem er noch in dieser 30  
Nacht, vielleicht in der letzten, herbergen könne.

Wie unglücklich bin ich! sprach er zu sich selbst. Wie verfolgt mich das Schicksal und fordert mein Elend, welche schreckliche Aussicht eröffnet sich mir! — Ich werde von den Allmosen mit-

leidiger Seelen leben müssen, es ertragen müssen, wenn man mich verhöhrend abweist, nicht murren dürfen, wenn der Verschwender frech vorüber geht, mich keines Anblicks würdigt, und hundert Goldstücke für eine elende Spielerei verschleudert. — 5  
O Armuth, wie kannst du den Menschen erniedrigen! — wie ungleich und ungerecht theilt das Glück | seine Schätze aus. Es schüttet seinen ganzen Reichthum über den Lasterhaften, und läßt den Tugendhaften Hungers sterben.

Die Felsen, die *Omar* überstieg, machten ihn müde, er setzte 10  
sich auf eine Rasenerhöhung am Wege nieder und ruhte aus. Da schleppte sich an Krücken ein Bettler vor ihm vorüber und murmelte eine unverständliche Bitte; er war zerlumpt und abgezehrt, sein brennendes Auge stand tief im Kopfe, und seine bleiche Gestalt zerschnitt das Herz und zwang es zum Mitleiden. Die Aufmerksamkeit *Omars* ward wider seinen Willen auf diesen Gegenstand des Abscheus gelenkt, der murmelnd seine dürre Hand nach ihm ausstreckte. Er fragte nach dem Namen des Bettlers, und merkte jetzt, daß dieser Unglückliche auch taub und stumm sei.

O wie unaussprechlich glücklich bin ich! rief er aus, — und ich 20  
klage noch? Warum kann ich nicht arbeiten; — warum nicht durch das Werk meiner Hände meine Bedürfnisse erwerben? Wie gern würde dieser Elende mit mir tauschen und sich glücklich preisen! Ich bin undankbar gegen den Himmel.

Von einem plötzlichen Mitleiden ergriffen, zog er die letzten 25  
Silbermünzen aus seiner Tasche und gab sie dem Bettler, der nach einem stummen Danke seinen Weg fortsetzte.

*Omar* fühlte sich jetzt außerordentlich leicht und froh, die Gott- 30  
heit hatte ihm gleichsam ein Bild vorgehalten, wie elend der Mensch sein könne, um ihn zu belehren. Er fühlte jetzt Kraft in sich, die Armuth zu erdulden und durch seine Thätigkeit wieder abzuwerfen. Er machte Plane, wie er sich ernähren wolle, und wünschte | nur gleich eine Gelegenheit herbei, um zu zeigen wie fleißig er sein könne. Er hatte nach seinem edeln Mitleiden gegen den Bettler, nach der Freigebigkeit, mit der er ihm sein ganzes

übriges Vermögen hingegeben hatte, eine Empfindung, wie er sie bis dahin noch nicht gekannt hatte.

Ein steiler Fels stand an der Seite, und *Omar* bestieg ihn mit leichtem Herzen, um die Gegend zu überschauen, die der Untergang der Sonne verschönerte. Er sah hier zu seinen Füßen gelagert 5 die schöne Welt mit ihren frischen Ebenen und majestätischen Bergen, mit den dunkeln Wäldern und rothglänzenden Strömen, über alles das goldene Netz des Abendroths ausgespannt; und er fühlte sich wie ein Fürst, der alles dies beherrsche, und den Bergen, Wäldern und Strömen gebiete. 10

Er saß oben auf der Felsenspitze in dem Anschauen der Gegend versunken. Er beschloß hier den Aufgang des Mondes abzuwarten und dann seine Reise fortzusetzen.

Das Abendroth versank und Dämmerung fiel aus den Wolken nieder, ihr folgte bald die finstre Nacht. — Die Sterne flimmerten 15 am dunkelblauen Gewölbe, und die Erde ruhte und schwieg in einer feierlichen Stille. *Omar* sah mit starren Augen in die Nacht hinein, und sein Auge verlor sich schwindelnd in die unendliche Zahl der Sterne, er betete an die Majestät Gottes und fühlte heilige Schauer durch seine Seele ziehn. 20

Da war's als wenn sich ein Lichtstrahl am fernen Horizont erhöbe, blauleuchtend zog er empor und näherte sich wie ein glänzendes Feuer dem Mittelpunkte des Himmels. Die Sterne traten bleicher zurück, und wie ein Widerschein des Morgens flimmerte es durch den ganzen | Himmel und regnete in zarten, rothdämmernden Strahlen herab. — *Omar* erstaunte über die wunderbare 25 Erscheinung und ergötzte sich an dem schönen und seltsamen Lichte: die Wälder und Berge umher funkelten, die fernen Wolken schwammen in blassen Purpur, wie ein goldenes Gezelt wölbte sich der Schein über *Omar* zusammen. 30

Sei mir gegrüßt, Edler, Mitleidiger, Tugendhafter, rief eine süße Stimme von oben herab, du erbarmest dich des Elends, und der Herr sieht mit Wohlgefallen auf dich herab.

Wie verhallende Flötentöne säuselten die Winde der Nacht um

*Omar*, seine Brust hob sich froh und beklemmt, sein Auge war vom Glanze, sein Ohr von den himmlischen Harmonieen trunken. Und aus dem Glanze schritt eine Lichtgestalt hervor, und stellte sich vor den Entzückten; es war *Asrael*, der glänzende Engel Gottes. — 5 Steige mit mir auf diesen rothen Strahlen in die Wohnung der Seligen, rief die süße Stimme, denn du hast es durch deinen Edelmuth verdient, das Paradies mit seinen Seligkeiten zu schauen.

Herr, sprach *Omar* zitternd, wie soll ich dir als ein Sterblicher folgen können? Mein irdischer Leib ist noch nicht von mir genommen. 10

Gieb mir deine Hand, sprach die Lichtgestalt. — *Omar* reichte sie ihm mit bebendem Entzücken, und sie wandelten auf den rothen Strahlen durch die Wolken, zwischen den Sternen hindurch, und die süßen Töne gingen hinter ihnen, und Morgenroth legte sich in 15 ihren Weg, und Blumendüfte würzten die Luft.

Plötzlich ward es Nacht, *Omar* schrie laut auf, und lag in dicker Finsterniß unten am Fuße des steilen | Felsen mit zerschmetterten Armen. Der Mond hob sich eben dunkelroth hinter einem Hügel hervor, und warf die ersten ungewissen Strahlen in das 20 Felsenthal.

O ich dreimal Unglücklicher! rief *Omar* jammernd aus, als er seine Besinnung wieder gesammelt hatte. — Hatte der Himmel nicht genug an meinem Elende, daß er mich in einem lügnerischen Traume von der Spitze des Felsen schleudert, meine Glieder zerbricht, damit ich dem Hunger zum Raube werden soll? — Belohnt 25 er so das Mitleiden, das ich mit einem Elenden hatte? — Wer war jemals unglücklicher als ich?

Eine Gestalt schleppte sich mühsam vorüber, die *Omar* für den Bettler erkannte, dem er heut den Rest seines Vermögens gegeben 30 hatte. *Omar* rief ihn jammernd an, er solle die Wohlthat, die er von ihm empfangen, mit ihm theilen, aber der Krüppel keuchte gleichgültig in seinem Wege weiter, und *Omar* wußte nicht, ob er ihn nicht gehört habe, oder sich nur verstelle, um ein Recht zu haben, sich nicht um ihn zu kümmern. Bin ich nun nicht elender,

als dieser Verworfene? klagte *Omar* durch die Nacht. — Wer wird sich mein erbarmen, da mir nun alles genommen ist, was mich noch trösten konnte?

Er seufzte tief und seine Arme schmerzten ihn, wie glühende Feuer brannte es in den Gebeinen, und jeder Athemzug gab ihm 5  
Pein. Er überlegte schweigend sein Schicksal, und dachte jetzt zuerst wieder an seinen Bruder. —

O, wo bist du Edelmüthiger! rief er aus, vielleicht hat dich das Schwert des Todesengels schon getroffen, das Elend hat dich vielleicht in der drückendsten Armuth verzehrt, und du hast in der 10  
Todesstunde deinem armen | Bruder geflucht. — Ach ich habe es um dich verdient, ich leide jetzt die Strafe für meinen Undank, für meine Hartherzigkeit, der Himmel ist gerecht! — Und ich konnte noch so stolz einhergehn, und Gott zum Zeugen meiner Tugend 15  
anrufen? — O Himmel! vergieb dem Sünder, der sich ohne Murren deiner Züchtigung unterwirft.

*Omar* verlor sich in trüben Gedanken, er erinnerte sich, mit welcher brüderlicher Liebe ihn *Machmud* damals, als er zum erstenmale verarmet war, aufgenommen hatte, er warf es sich vor, daß 20  
er es unterlassen habe ihn zu retten, und auf diese Art seinen Dank gegen seinen Bruder abzubezahlen; er wünschte den Tod als das Ende seiner Strafe und seiner Leiden.

Der Mond erleuchtete die Gegend hell, und eine kleine Carawane von einigen Kameelen zog sich langsam durch das Thal. Die Liebe zum Leben erwachte bei *Omar*, er rief die Vorüberziehenden 25  
mit kläglicher Stimme um Hülfe an. Man legte ihn behutsam auf ein Kameel, um in der nächsten Stadt seine Wunden verbinden zu lassen, die die Carawane mit dem Anbruch des Tages erreichte. Der Kaufmann verpflegte den Unglücklichen selbst, und *Omar* 30  
erkannte in ihm seinen Bruder. Seine Beschämung war ohne Grenzen, so wie das Mitleiden *Machmuds*. Der eine Bruder bat um Verzeihung, und der andere hatte schon vergeben; Thränen flossen von dem Angesichte beider, und die rührendste Versöhnung ward zwischen ihnen gefeiert.

*Machmud* hatte sich nach seiner Verarmung nach *Ispahan* gewandt, und war dort mit einem alten reichen Kaufmann bekannt geworden, der ihn bald lieb | gewann und ihn mit seinem Vermögen unterstützte. Das Glück war dem Vertriebenen günstig, und 5  
er erlangte sein verlorenes Vermögen in kurzer Zeit wieder; sein alter Wohlthäter starb, und setzte ihn zum Erben ein. —

Als *Omar* geheilt war, reiste er mit seinem Bruder nach *Ispahan*, wo ihm dieser eine neue Handlung einrichtete. *Omar* vermählte sich und vergaß nie, wie viel Dank er seinem Bruder schuldig sei. 10  
Beide lebten von dieser Zeit in der größten Eintracht, und waren für die ganze Stadt ein Muster der brüderlichen Liebe.

**Die  
beiden merkwürdigsten Tage  
aus  
Siegmunds Leben.**

Eine Erzählung.  
1796.

5 | Es war schon gegen Abend, als ein Wagen vor dem Gasthofe still hielt, und ein junger Mensch munter und fröhlich herausstieg, um sich vom Wirth ein Zimmer anweisen zu lassen. Es entstand ein Laufen im ganzen Hause, Treppe auf und nieder, um Licht und Feuerung zu besorgen, alle Schritte hallten fünffach von den großen Gewölben wieder, man führte den Fremden auf sein Zimmer und ließ ihm Wachlichter auf sehr eleganten Leuchtern da, und Herr *Siegmund* merkte aus allen Zeichen, daß er hier zwar in ein vornehmes, aber gewiß sehr theures Wirthshaus gerathen sei.

Mag's doch! sagte er ganz laut, indem er mit zuversichtlichen Schritten in seinem Zimmer auf- und abging, und flüchtig die englischen Kupferstiche betrachtete. Ich bin morgen vielleicht schon Rath, und alle Sorgen für die Zukunft sind gehoben.

Er sah aus dem Fenster; es war auf der Gasse noch ziemlich hell, und selbst hell genug, um ein allerliebstes Gesichtchen im gegenüberstehenden Hause zu bemerken, das aufmerksam nach ihm hinüber sah. Seine Augen begegneten ihren freundlichen Blicken, er grüßte endlich, und sie dankte verbindlich.

| Der zukünftige Rath sah bei so guten Vorbedeutungen die Stadt mit sehr günstigen Augen an. Er träumte sich hundert angenehme Abentheuer, und sah es sehr ungern, als sich die Schöne von ihrem Fenster zurückzog, und er nur noch hinter ihren Vorhängen das Licht bemerkte, das sehr oft seine Stelle veränderte, und bald näher zum Fenster, bald weiter zurück gesetzt ward.

Er ließ ebenfalls die Vorhänge herunter. Der Ofen wärmte das Zimmer nur wenig, und da er von dem Fahren noch eine gewisse Unruhe im Körper verspürte, so nahm er die Lichter, verschloß die Stube, und bestellte unten in der Küche, daß er zum Abendessen zurückkommen würde. Es wurde ziemlich spät gegessen, und er hatte daher zum Spazierengehn noch Zeit genug.

*Siegmond* liebte nichts so sehr, als aufs Gerathewohl die Straßen einer fremden Stadt zu durchkreuzen, bald hier, bald dort zu verweilen, und die mannichfaltigen wunderbaren Eindrücke in seine Seele aufzunehmen, die die fremden Gegenstände, die unbekanntes Häuser in ihm erregten. Es war ein angenehmer Herbstabend, 5 allenthalben stand der Rauch des Abendessens über den Häusern und vermischte sich mit dem Dunste des feuchten Herbstnebels, der thauend in die Gassen niedersank; der Mond fing eben an die Dämmerung gelb zu färben, und aus den Fabriken kehrte jauchzend der Schwarm der jungen und alten Arbeiter nach Hause. 10 Mädchen durchstreiften Arm in Arm die entfernteren Gassen und plauderten laut durch einander, um die vorübergehenden jungen Leute aufmerksam zu machen, und desto leichter ein interessanteres Gespräch | mit diesen anzuknüpfen. Kleine Jungen balgten sich, und die Bettler sumsten ihre Bitten dreister den Eilenden nach. 15

*Siegmond* labte sich an den abwechselnden Gestalten, er stand oft still und sah durch ein niedriges Fenster in die sparsam erleuchtete Stube, deren Schein so anlockend, und deren enge von der Lampe schwarzgeräucherte Wände so abschreckend waren. Die Familien der Handwerker saßen um runde Tische und verzehrten froh und 20 lebhaft kauend ihr Abendbrod; in andern Stuben saß eine emsige Alte beim Haspel, und zählte aufmerksam seine Umwälzungen, um morgen ihr gesponnenes Garn abzuliefern. Oft stand *Siegmond* still, wenn er in der Ferne auf den Fluren der Häuser ein Licht wahrnahm, und die hin und herschießenden Schatten; oder wenn sich eine Thür unter dem Schall einer lauten Klingel öffnete, und der Hausherr mit vielen Bücklingen einen Besuch entließ, der mit einer ehrbaren Laterne nach Hause schritt. — *Siegmond* las bei solchen Wanderungen das ganze menschliche Leben gleichsam 25 cursorisch, er dachte sich in jede Familie hinein, und erinnerte sich seiner frühesten Kinderjahre, wo ihm in trüben regnigten Nächten der Schein des Lichts aus den Häusern immer wie ein Feenland gewinkt hatte. — Er bestieg in seinem poetischen Taumel endlich noch den Wall der Stadt, und sah nun auf der einen Seite

dunkelflimmernde Lichter, ein dumpfes Geräusch von Wagen und Stimmen durcheinander, die sich ablösenden Wachten und das Schlagen der Glocken, Häuser hinter Bäumen versteckt, und der Abendwind, der im rasselnden Laube nachsuchte, einen Kahn 5 auf dem kleinen Flusse: — auf der andern Seite das freie Feld mit | Nebelwolken, mit fernen Hügeln und Wäldern, Bauern, die nach Hause fahren, Mühlen, die ihren einförmigen Takt im kleinen Wasserfall unermüdet wiederholen, Stimmen, von denen er nicht wußte, wo sie hingehörten, wandernde Vögel; — als er so alle die einzelnen zerstreuten Gemälde in ein einziges in seiner 10 Phantasie sammelte, so war er mit sich und seinem Schicksale außerordentlich zufrieden, er dachte sich sein künftiges Leben hier recht schön, und es befahl ihn unter seinen Hoffnungen nur die dunkle Beklemmung, die sich fast jeglichem Menschen in fremden 15 Gegenden nähert.

*Siegmond* überließ sich seinen Träumereien und ging immer in verkehrten Richtungen, wie sie der Zufall ihm bot. Er überließ sich gern einer unbestimmten Ahndung, um sich mühsam aus kreuzenden Wegen heraus zu finden, und am Ende mußte er 20 gewöhnlich doch zum Fragen seine Zuflucht nehmen.

Die Szenen in den Straßen hatten sich jetzt sehr geändert, aus den Wirthshäusern tönte Musik und stampfender Tanz, die Fenster klirrten von fröhlichem Gelächter, Schattenspielleute zogen orgelnd und singend durch die Straßen, und kontrastirten seltsam 25 mit den heiligen Liedern, die aus manchen unerleuchteten Dachstuben herunter winselten; an manchen Orten wurde gezankt, Bettler lehnten betrunken an den Ecken, und nahmen jetzt das Mitleid übel, das sie noch vor kurzem erfleht hatten. Die Grazien wandelten einsamer und stiller und viele waren in männlicher 30 Begleitung; nur aus den vornehmern Häusern rauchten die Schornsteine noch und bewölkten den Mond.

Eben wollte sich *Siegmond* nach seinem Gasthofe erkundigen, als er ein lautes Gezänk durch die | stille Straße schallen hörte; es machte ihn aufmerksam, und er ging dem kreischenden Tone

nach. — Auf der steinernen Treppe eines kleinen Hauses stand ein ältlicher wohlgekleideter Mann in einem Winkel und schien in das Haus zu wollen. Eine alte Weiberstimme versagte ihm den Eingang. — »Und Sie wissen ja ein für allemal, daß Mamsell nichts mit Ihnen zu sprechen hat,« — rief es zu wiederholten Malen kreischend aus dem Hause heraus; der alte Mann hatte aber immer wieder die Klingel in der Hand, und machte mit gedämpfter Stimme neue Vorschläge, von denen die Alte nichts wissen wollte. Die Kapitulation währte eine geraume Zeit, und *Siegmund*, der hier eine lustige Scene aus einem komischen Stücke zu sehn glaubte, konnte sich am Ende nicht mehr halten, sondern fing an überlaut zu lachen. Der alte Mann sah sich brummend um, und ging dem Lachenden hart vorüber nach Hause. Dieser erkundigte sich nun nach seinem Gasthofs, und die Reihe, ausgelacht zu werden, war jetzt an ihm, denn er stand dicht davor. — Das Haus, vor welchem die merkwürdige Kapitulation vorgefallen war, war dasselbe, aus welchem in der Dämmerung das allerliebste Mädchen gesicht heraus gesehn hatte. —

Er ging in das Wirthszimmer, wo man schon stark mit Essen und politischen Gesprächen beschäftigt war. Es war gerade um die Zeit, als Dümouriez sein Heer verlassen hatte, und dieser Schritt den Verstand und die Imagination aller Leute beschäftigte, man schrie und eiferte, um ihn zu vertheidigen oder zu verdammen, es wurde seine Gesundheit getrunken und an einer andern Stelle auf ihn geflucht, ein Spieler schalt ihn niederträchtig und sprach mit Enthusiasmus von den hohen Pflichten der Vaterlandsliebe; ein Gelehrter, der kürzlich einen Traktat über die römischen Sylbenmaße herausgegeben hatte, bewies, daß Dümouriez den ganzen Feldzug ohne die nöthigen taktischen Vorkenntnisse unternommen hätte; ein anderer sprach mit Verachtung von ganz Frankreich, und war schon halb betrunken, das arme Land hatte ihm in seinem eignen Weine Waffen wider sich in den Mund gegeben. —

Aber, meine Herren, der *Präsident* ist völlig meiner Meinung! rief ein kleiner untersetzter Mann hinter dem Tische hervor.

Sehr natürlich, antwortete der *Spieler*, weil Sie immer *seiner* Meinung sind.

Die ganze Gesellschaft lachte, und der kleine Mann ward roth, er wollte zu verstehen geben, daß er dem Präsidenten gar manches über die Zeitläufte unter den Fuß gebe, allein er fand kein Gehör. Je näher er die Parallele zwischen sich und dem Präsidenten zog, je deutlicher ward es den Zuhörern, daß er nichts als ein Echo seines Gönners sei, und manche spielten ziemlich handgreiflich darauf an, daß er nur durch sein Wiederhallen eine einträgliche Stelle suche. Der Mann ward immer hitziger und röther, und wandte sich vorzüglich mit seinen schutzsuchenden Blicken an *Siegmund*, dem die Verlegenheit des aufgelaufenen Gesichts wehe that, und der deswegen eine kleine Pause benutzte, um die Rechtfertigung des Kleinen über sich zu nehmen. —

Muß man denn, meine Herrn, immer nur Vortheil suchen, fing er an, wenn man der Meinung eines klugen angesehenen Mannes beitrifft? Soll man ihm der Höflichkeit, der Freundschaft, ja seiner eignen Ueberzeugung zum Trotz nur stets *widersprechen*, bloß um | der Welt zu zeigen, daß man unabhängig von ihm leben könne? Nur der Egoismus kann in allen Schritten Eigennutz entdecken. — Und warum soll ich auch nicht die unschädliche Schwachheit eines Vornehmen auf eine unschädliche Art benutzen dürfen? Wir sind selbst gegen unsere vertrautesten Freunde nie ganz aufrichtig, wir geben ihnen manches zu, wovon wir nicht überzeugt sind, wir behalten in den herzlichsten Stunden eine gewisse Lebensart bei, wir schonen ihrer Schwachheiten, um sie nicht gegen uns aufzubringen, und damit sie wieder andere Schwächen an uns übersehn. *Hanc veniam damus petimusque vicissim.*

Schön, rief der Mann aus, der den Traktat geschrieben hatte — Schade, daß Sie ein Sophist sind, und für Sophistereien einen Spruch des redlichen Horatii citiren.

Machen wir es in unserm ganzen Leben anders? fuhr *Siegmund* fort, und machen sich wohl die edelsten Menschen Vorwürfe darüber? — Wer giebt dem Müller das Recht, einem Wasserfalle

sein Mühlenrad unterzustellen, so daß die Wellen, statt frei und ungehindert fortzufließen, erst angespannt werden, um mit Mühe ein ungeheures Rad zu drehen? —

Eine seltsame Ideenkombination! rief der Traktatenschreiber. —

Nicht so seltsam kombinirt, antwortete der Mann, der in Verlegenheit gewesen war, und dessen Gesichtswellen sich jetzt zur Ruhe legten: — nicht so seltsam, als Sie die Ode *Justum et tenacem* etc. erklärt haben. —

*Sutor ne ultra crepidam!* antwortete kaltblütig der Gelehrte, und warf sein Motto wie einen Fehdehandschuh über den Tisch hinüber. Der Gegner hatte eine außerordentliche Fertigkeit im Rothwerden, denn schneller als in einem erhitzten Thermometer stieg nun das Blut wieder in die aufgedunsenen Wangen. Er schöpfte frischen Athem, als *Siegmund* wieder von neuem anfang:

Wenn wir die Schwäche eines Menschen ertragen, so ist dies nichts als eine Pflicht der Menschenfreundlichkeit; bringt es aber der Zufall mit sich, daß wir durch diese Schonung irgend einen Vortheil erlangen können, so sind wir große Thoren, wenn wir uns nicht an dem Geländer festhalten, das uns einen steilen Pfad hinauf begleitet. Wer wird nicht bergunter langsam gehn, und einem bergabrollenden Steine aus dem Wege treten?

Der Freund des Präsidenten ward ein Freund *Siegmunds*, und bekräftigte alles, was dieser sagte, mit sehr gewichtvollen Blicken, die er langsam in der Gesellschaft herumgehn, und dann an dem überwundenen Gelehrten hängen ließ. *Siegmund* war ohne es zu wollen der Sprecher in diesem langweiligen Parlamente geworden, und alle Augen waren nach seinem Munde gerichtet. Man fragte den Wirth heimlich, wer der verständige Fremde sei; dieser aber wußte es selber nicht, und man hatte von *Siegmund* nur eine desto größere Hochachtung, da man seinen Namen und Charakter nicht kannte.

Die Gäste zerstreuten sich nach und nach, nur der kleine dicke Mann blieb mit *Siegmund* im Zimmer; dieser spürte jetzt einen weit

größeren Muth, da er mit seinem Vertheidiger das Feld behalten hatte. Er wagte es jetzt dreister, sich in philosophischen Sentenzen zu ergießen, und *Siegmund* war gutmüthig genug, alles zu bestätigen, da er einmal sein Sekundant geworden war. Beide versprachen es sich, Freunde zu bleiben und sich öfters zu besuchen. — Man trennte sich und *Siegmund* ging schlafen.

Er wachte mit den angenehmsten Vorstellungen auf, die Sonne schien hell in sein Zimmer, und die freundlichen Tapeten und ihre Kupferstiche lachten ihm entgegen; er ließ sich frisiren und zog sich an. — Das hübsche Mädchen lag wieder im gegenüberliegenden Fenster, er grüßte, sie dankte, er sah noch einigemal hinüber, und stellte sich dann vor den Spiegel, um seinen Anzug und Anstand zu mustern. Dann ging er gedankenvoll im Zimmer auf und ab, und sagte zu sich selbst:

Es kann mir nicht fehlschlagen, meine Empfehlungen sind zu gut und dringend; es wäre Beleidigung des Generals, wenn man mir die Stelle versagte: Und warum sollt' ich eine unnütze und lächerliche Deutschheit und Biederkeit und wie die närrischen Titel weiter heißen mögen, affektiren? Man empfiehlt sich den Menschen immer auf das vortheilhafteste, wenn man recht demüthig erscheint, und sich gar nicht zu empfehlen sucht; man darf nur die Leute selber sprechen lassen, und sie finden, daß man ganz außerordentlich vernünftig redet. — Bis jetzt haben die eingebildeten Weltreformatoren noch nichts genützt, aber wohl sich und andern geschadet. — Wenn es in unserer Welt dazu gehört, daß man schmeichelt um ein Amt zu bekommen, eben so, wie man sich examiniren läßt, — je nun, so kann ich nicht begreifen, warum ich nicht etwas schmeicheln sollte, um in einen Zustand zu gerathen, daß ich mir kann schmeicheln lassen. Das Ganze ist doch wahrhaftig nicht unangenehmer, als wenn ich auf der Hieherreise mit dem Wagen umgeworfen und einen Arm gebrochen hätte, und doch wäre es wahrlich auch nur geschehn, um hier *Rath* zu werden. Der Präsident hat viele Schwächen, sie sollen mir eben so viele Haken werden, um mein Glück zu ergreifen.

Als er diese Rede geendigt hatte, ging er zum Wirth hinunter, um sich jemand von seinen Leuten auszubitten, der ihn zum Präsidenten führen könne. — Was ist das für ein Mädchen, die dort drüben wohnt? fragte er den Wirth zu gleicher Zeit ganz vorübergehend.

Der Wirth schüttelte bedenklich den Kopf. — Es ist eine von denjenigen, sagte er halb lächelnd und halb böse — nun, Sie verstehen mich wohl; sie lebt so auf ihre eigne Hand, wie man so zu sagen pflegt. Eine niederträchtige Kreatur! sie hat schon manchen jungen Mann ausgezogen. — Nehmen Sie sich nur vor der boshaften Person in Acht, setzte er spottend hinzu, sie kann sich so fromm und unschuldig stellen: ein wahres Krokodill, ein Ungeheuer!

*Siegmund* hatte nicht Zeit, um den Schmähungen des Wirths noch länger zuzuhören, er ging und sahe nach den Fenstern des Madchens hinauf, sie blickte ihm nach, und er schickte ihr nach dem, was er so eben gehört hatte, einen sehr verächtlichen Blick zu, und ging in die nächste Quergasse, ohne sich noch einmal umzusehn.

Nachdem sie durch mehrere Straßen gegangen waren, zeigte ihm der Bediente gerade vor ihm ein sehr ansehnliches Haus, dessen vornehme Treppe, die großen Fenster und alles von dem aristokratischen und reichen Besitzer zeugten. Das Herz fing ihm an etwas zu klopfen, da er nun in kurzem den Mann persönlich vor sich sehen sollte, der seinem Glücke den Ausschlag geben konnte. Er hatte sich den Präsidenten so viel | als möglich gedacht, aber es war doch immer ein fremder Mensch, mit dem er jetzt in Unterhandlungen treten sollte; sein Anzug erschien ihm jetzt bei weitem nicht so vortheilhaft, und auf dem hallenden, mit Marmor gepflasterten Flure schien es ihm sogar, als wäre er nicht Menschenkenner genug, um den Präsidenten so ganz in seine Gewalt zu bekommen, als er sich erst eingebildet hatte.

Er ward in das Vorzimmer geführt, um auf die Ankleidung des Präsidenten zu warten, er schickte ihm die Briefe des Generals hin-

ein, und hatte Muße genug, um ängstlich die prächtige Möblirung des Zimmers zu mustern.

Als er in Gedanken seine Komplimente wiederholt, mehrmals leise und zahm auf dem getäfelten Boden auf- und abgegangen war, seine Uhr aufgezogen, ob es gleich noch nicht Zeit war, Taback aus einer recht eleganten Dose, einem Präsenten, genommen hatte, um es sich von neuem ins Gedächtniß zu rufen, daß er doch auch schon ehemals mit vornehmen Leuten, und zwar auf einem ziemlich vertrauten Fuße, umgegangen sei, trat der Präsident endlich zu ihm in das Zimmer, und hielt nachlässig den Brief des Generals in der Hand.

Verbeugungen, gnädig und demüthig, und von beiden Seiten ein Schritt plötzlich zurück, Verlegenheit, besonders auf *Siegmunds* Gesichte, indem man sich gegenseitig erkannte: denn der Präsident war Niemand anders, als der alte Mann, den er gestern im Mondenscheine vor der Thür seines Gasthofs so derb ausgelacht hatte.

Das Benehmen des Präsidenten setzte sich leicht | wieder zu einer zurückstoßenden Kälte, die den vornehmen Leuten so leicht zu Gebote steht. *Siegmund* war in einer Verwirrung, die alles konfundirte, was er dachte und was er sagen wollte, die prästabilirte Harmonie war auf einige Minuten in ihm gestört, und er stammelte dem Präsidenten eine unzusammenhängende Entschuldigung ins Gesicht, daß er ihn gestern Abend unbekannterweise in der bewußten Gegend ausgelacht habe. Der Präsident fragte sehr ernsthaft und wie verwundert, was er meine, und *Siegmund* vermochte es kaum, sich auf seinen Beinen aufrecht zu erhalten.

Als er sich etwas erholt hatte, sah er ein, daß ihm unter diesen Umständen nur zwei Wege offen ständen, entweder sogleich den Präsidenten zu verlassen, Pferde zu nehmen, und nach seiner Geburtsstadt zurückzureisen, oder den Versuch zu machen, alles auf eine feine Art wieder ins Geleise zu bringen. Er entschloß sich zum letzten, da er sich erinnerte, daß er die gehoffte Stelle schon immer als sein Eigenthum angesehen und darnach alle Einrich-

tungen getroffen habe. Er fiel sich in den Zügel, und suchte bei der Dämmerung aller Sinne und Begriffe den rechten Weg wieder zu finden. Aber ich möchte den Mann sehn, der nach so vielen Unglücksfällen noch fein sein kann und doch ein Deutscher ist.

Der Präsident war verstockt genug, dem armen Sünder auch nicht einen einzigen Schritt entgegen zu thun, oder ihm Pardon anzubieten; er hatte vielleicht ein Wohlgefallen an den Krümmungen und wunderbaren Windungen des Supplikanten, der die Füße in alle mögliche Tanzpositionen brachte, der die Uhrkette und die Augenbraunen kniff, und nichts sehnlicher | wünschte, als der Präsident möchte seine goldene Dose zur Erde fallen lassen, um sie ihm mit der demüthigsten Behendigkeit wieder reichen zu können.

Nach den gewöhnlichen Eingangsredensarten, von — »Leidthun« — »wünschen, ein andermal dienen zu können« — den Trauerkutschen, die unsre Hoffnungen so oft zu Grabe begleiten, kam endlich die abschlägliche Antwort zum Vorschein, die schon lange den armen Candidaten wie ein herannahendes Gewitter geängstigt hatte. *Siegmund* war ohne Trost, als jetzt der kleine *Bellmann* durch den Saal ging und ihn der Präsident sehr freundlich in sein Zimmer beschied, in welches er ihm sogleich folgen würde. Es fiel ihm schneidend ein, wie er gestern den Gönner des kleinen Mannes gespielt habe, und dieser heut mit einem Menschen so vertraut umging, der ihm fürchterlich war. Der Präsident suchte jetzt absichtlich die Visite abzukürzen, so wie *Siegmund* sie verlängerte, ohne eigentlich zu wissen, warum er es that. — Der Präsident sagte ihm endlich, daß der Mann, den er eben gesehn habe, derjenige wäre, dem die Stelle schon versprochen sei, auf die er gehofft habe. *Siegmund* fiel aus den Wolken.

Es giebt Momente im Leben, wo die Verlegenheit Stoß auf Stoß so auf uns einstürmt, daß wir uns endlich in blinder Verzweiflung widersetzen. Dies ist der Augenblick, wo alles Thierische im Menschen gewöhnlich die bessere geistige Materie zu Boden ringt,

der gefährliche Augenblick, in welchem der Mensch allen feinern Empfindungen Abschied giebt, wo er in seinem Gegner den fühlenden Menschen verkennt und bloß den Feind wahrnimmt. In diesem stürmischen Augenblicke | entdeckte *Siegmund* dem Präsidenten seine ganze Lage; wie er seinen vorigen Posten aufgegeben habe, weil er die hiesige Rathsstelle gewiß geglaubt, wie er Geld aufgenommen und nun nicht wieder zu bezahlen wisse, wie ihn jetzt plötzlich tausend Unannehmlichkeiten bestürmten, an die er bis dahin gar nicht gedacht habe.

Der Präsident zuckte die Schultern, eine Mitleidsbezeugung, mit der die Leute noch freigebiger sind, als mit Seufzern. Es kam ihm sogar ein Einfall, den er für witzig hielt, so daß er ihn unmöglich unterdrücken konnte.

Sie glaubten, sagte er mit sehr spitzigem Munde, daß *guter Rath* hier so theuer sei, daß man Sie auf den Händen tragen würde.

Man sieht, es war ein Wortspiel, die verschrieenste Abart unter den verschiedenen Arten des menschlichen Witzes; daß es außerdem noch unartig war, bedarf gar keiner Erwähnung.

Sie bringen mich zur Verzweiflung! rief *Siegmund* so aus, als wenn er schon wirklich verzweifelt wäre; der Präsident erschrak bei diesem Sprunge über die gewöhnliche Lebensart hinweg, er sicherte sich hinter einen prächtigen Sessel, vor dem *Siegmund* wie ein begeisterter Prophet stand und Reden führte, wie die verfolgte Tugend.

O wehe mir, daß ich sah, was ich sah, fuhr er fort zu klagen, und wandte eine Stelle aus dem Ovidius Naso auf seine Umstände an. Was konnte ich dafür, daß man Sie nicht in das bewußte Haus hineinlassen wollte? Was konnte ich dafür, daß ich Sie dort traf und wider meinen Willen lachen mußte? | Ist Ihnen das Glück eines Menschen nicht theurer, als daß Sie es ganz so vom Zufalle und Ihren Launen abhängen lassen? — O, widerrufen Sie Ihr Urtheil und verhöhn Sie mich nicht in meinem Unglücke, denn ich hab' es nicht verdient, schicken Sie mich nicht so ohne Trost fort, und bestrafen Sie, wenn Sie können, den Zufall, nicht mich. —

Mein Freund, antwortete der Präsident mit einer unausstehlichen philosophischen Kälte — Ihr Unglück besteht ja eben darin, daß Sie mit diesem Zufall zusammengetroffen sind. Ist dies nicht vielleicht ein Wink des Verhängnisses, daß Sie unglücklich sein sollen? Ja, es ist Ihr Verhängniß, denn Sie sind ja unglücklich und haben nicht die Kunst verstanden, mein Herz zu Ihrem Vortheil einzunehmen, weil es das Schicksal nicht so haben will. Bewundern Sie die Anzahl von Zufällen, die Sich gleichsam mühsam aneinandergereiht haben, um diese Wirkung hervorzubringen.

Ich sehe nichts als Ihren Zorn und Unwillen, Ihre Hartherzigkeit mit meinem Unglücke, antwortete *Siegmund*. — Können Sie, ohne Reue zu fühlen, so ungerecht sein?

*Ungerecht?* Der Präsident fing unwillig dies Wort auf. — Und wo liegt denn, mit Ihrer Erlaubniß, die Ungerechtigkeit? — Wenn ich einen Freund habe, der mir schon seit lange eine Menge von Gefälligkeiten erzeigt hat, und ich finde nun endlich Gelegenheit, ihm wieder etwas Vortheilhaftes zuzuwenden, sollt' ich es da unterlassen, und diesen Nutzen einem Menschen gönnen, der mir fremd ist? Warum soll ich meinem Freund nicht nützen, wenn ich die | Gelegenheit dazu in Händen habe? — Ich halte es nicht für ungerecht, sondern für meine erste Pflicht. — Sie können nicht für den Zufall, aber ich eben so wenig für den, daß die Stelle schon meinem guten Freunde versprochen ist. — Leben Sie wohl.

Der Präsident machte ihm eine nachlässige Verbeugung, und der kleine *Bellmann* trat wieder aus dem Zimmer des Präsidenten; der Beschützer zog sich zurück, und der kleine Mann begleitete unsern Helden bis an die Treppe. *Siegmund* machte den Versuch, diesen wieder wie gestern zu imponiren; aber alle seine Kunst war vergebens, der kleine Mann kannte jetzt das Verhältniß, in welchem sie beide standen, und war fast eben so unhöflich als der Präsident selbst. Er bot ihm ein kaltes Lebewohl, und ging dann hochmüthig wieder in die Thür zurück.

Auf der Straße sah sich *Siegmund* ein paarmal um, um frische Luft zu schöpfen; er betrachtete die Vorübergehenden genau, um

das Gesicht des Präsidenten in seinem Gedächtnisse zu verwischen; aber dieses stand mit allen seinen kalten und verhöhnenden Zügen wie angenagelt in seiner Phantasie da. Er ging in die erste Straße hinein, um nur das vornehme Haus aus den Augen zu verlieren, das ihm gleich beim ersten Anblick von so übler Vorbedeutung gewesen war. Es kam ihm vor, als wenn ihn alle Menschen höhnisch betrachteten, als wenn seine ganze Unterredung mit dem Präsidenten auf seiner Stirn geschrieben stehe.

Wie anders erschienen ihm alle Straßen jetzt, als gestern Abends! Das Gewühl der Menschen, die Kaufläden, die Thätigkeit, alles schlug ihn nieder, denn alles war ein Bild des Erwerbes, des Strebens nach | Wohlstand; eine Vorstellung, die ihm gestern Abend so wohl gethan hatte, und die ihm jetzt verhaßt war. — Wie tief war er in seinen Ideen seit einer Stunde gesunken!

Wenn ein Mensch in einer großen Verlegenheit ist, geht er gewöhnlich sehr schnell, er will allen unangenehmen Gedanken vorüberreichen nach einem Moment der Ruhe und Zufriedenheit hin, der boshaft mit jedem seiner Schritte wieder einen Schritt voranläuft. *Siegmund* stieß an manche Lastträger, die ihm ihre Flüche nachschickten; Kutscher schimpften von ihrem Bock herunter, weil er ihnen zwischen die Pferde lief; eine alte Frau fing ein jämmerliches Geheul an, weil er ihr einige Töpfe zerbrochen hatte, die er in der zerstreuten Eil mit dem sechsfachen Preise bezahlte. — Er ward des Getöses überdrüssig, und bestieg jetzt langsam, um sich wieder zu erholen, den Wall der Stadt.

*Siegmund* ward sehr verdrüsslich, als er auch hier die gehoffte Ruhe und Einsamkeit nicht fand. Geputzte Herren und Damen schritten vorbei, um gesehn zu werden. Männer gingen laut disputirend vorüber; — kein einziger Spaziergänger, der sein Auge an der schönen Natur erquickt hätte, und auch *Siegmund* that es nicht, denn er überlegte bei sich sein künftiges Schicksal.

O hätte ich nur meine gestrigen Empfindungen zurück! und lehnte sich an einen Baum. — Ich Thor! daß ich mich gestern des Kleinen so lebhaft annahm, und mir mein Genius nicht zuflüsterte,

daß ich für meinen ärgsten Feind die Waffen ergreife! — Was soll ich nun anfangen? — dem General meine Verlegenheit melden? — Er ist froh, daß er sich seiner Verbindlichkeiten gegen mich entledigt hat. — Eine andre Stelle suchen? — Aber welche? —

Alles machte ihn betrübt, er sah in die Straßen der Stadt hinein, und verachtete das Treiben und Drängen der Menschen recht herzlich. Die Glocken riefen die Leute vom Spaziergange zum Mittagessen; aber er hörte es nicht; der Wall ward nach und nach leer, doch er achtete nicht darauf, und befand sich in der Einsamkeit ungestörter und glücklicher. Es währte aber nicht lange, so kamen die Spaziergänger zurück; ja ihre Anzahl war größer, als Vormittags, die Damen waren noch geputzter und sahen ängstlich nach dem Himmel, ob die drohenden Herbstwolken näher ziehen und durch einen Regenguß ihren Anzug verderben würden. Aber die Sonne brach immer wieder mit neuer Wärme hervor, und der Spaziergang machte alle Gesichter froh und heiter.

Ein hagerer Mann gesellte sich durch einen Zufall zum melancholischen *Siegmund*; es war der Zeitungsschreiber des Orts, der gern allenthalben nach Neuigkeiten forschte. Dieser vaterländische Dichter hatte es aus dem Gesicht, dem Gange und der Kleidung *Siegmunds* herausgebracht, daß er ein Fremder sein müsse, er wollte daher einige Traditionen aus ihm herausziehen, um sie in Briefform mit andern Wendungen seinem Blatte einverleiben zu können. *Siegmund* war ziemlich einsylbig, seine Scene mit dem Präsidenten war für ihn jetzt die größte Weltbegebenheit, an diese dachte er unaufhörlich, und war sehr gleichgültig für alle politischen Bemerkungen seines neuen Bekannten, der viele Sachen prophezeihte und andre Prophezeihungen widerlegte.

Ein Pferd trabte hart an ihnen vorüber, und machte dann viele von den närrischen Geberden, die den Thieren mit großer Mühe in den Schulen beigebracht werden, um nicht ganz geschickte Reiter bei irgend einer schicklichen Gelegenheit in die Gefahr zu bringen, herunter zu stürzen. Dies war auch hier der Fall; der Reiter wankte von einer Seite zur andern, und wollte doch auch nicht gern den

edlen Paradeur in seinen schönen Figuren unterbrechen. Der Reiter war Niemand anders, als der furchtbare Präsident. — Sehn Sie, sagte der Zeitungsschreiber heimlich, den wunderbaren Mann an. Glauben Sie wohl, daß er sich bloß unsertwegen die Mühe giebt!

Unsertwegen? unterbrach ihn *Siegmund*. Nicht anders, antwortete der hagere Mann; dieser Herr bildet sich auf nichts in der Welt so viel ein, als auf seine Reitkunst, und bloß um sich von uns bewundern zu lassen, läuft er jetzt Gefahr den Hals zu brechen. — Sehn Sie, wir sehn ihn kaum mehr und er läßt die Streiche doch noch nicht. — Der Präsident hatte sich indeß eine ziemliche Strecke unter Traversiren entfernt. Das Pferd drängte sich etwas zurück, er gerieth in die Zweige der Bäume und verlor in diesem Augenblicke einen sehr eleganten Hut. Kaum hatte der Zeitungsschreiber dies gesehn, als er schnell unsern Helden verließ, den Hut ehrerbietig dem gnädigen Herrn überreichte, und dadurch hinlänglich belohnt ward, daß der Präsident vor den Augen mehrerer Menschen eine Zeitlang mit ihm sprach, indem das Pferd wieder traversirte und der Zeitungsschreiber ebenfalls zu paradien eifrigst bemüht war.

Wie gut, daß *Siegmund* zurück geblieben war, denn er fing so laut an zu lachen, daß ihn ein alter Herr und eine ältliche Dame für verrückt erklärten, weil er so sehr alle Lebensart bei Seite setzte und auf einem öffentlichen Spaziergang lache.

In seinem Stück, das er durchlachte, schien keine einzige Pause zu sein, denn es war ein einziger Strom von jenen unartikulirten Tönen, aus denen die Menschen nicht wissen, was sie machen sollen, und die sie *Lachen* betiteln. Es ist schwer zu berechnen, wie vielerlei Gedanken jetzt durch seinen Kopf gehen mochten; aber als er ausgelacht hatte, setzte er sich ermüdet auf eine Bank, rieb sich die Hände, sah ganz froh und heiter die Gegend an, und da es gerade an dieser Stelle einsam war, gerirte er sich nicht, sondern begann folgenden Monolog: —

Giebt es in der ganzen Welt etwas Närrischers, als den sogenannten König der Welt, den Menschen? — Die seltsamste von

allen Arabesken ist gerade in diesem bunten Gemälde des Lebens so angebracht, daß sie uns am meisten in die Augen fällt. — Ich komme hier mit der größten Zuversicht an, Rath zu werden, ich lache einen Menschen aus, von dem mein Glück abhängt, schütze mit kühnem Muthe meinen Feind vor den Angriffen seiner Spötter, werde von diesem und vom Präsidenten verachtet, ich fühle meine Abhängigkeit, — und doch giebt sich jetzt das Pferd und der Präsident *meinetwegen* die größte Mühe; er hängt von meinem Blick ab, und ein bedenkliches, verächtliches Kopfschütteln hätte ihn ängstigen können. Dieser hagre Mensch philosophirt über die Eitelkeit, und ist eitel genug, dem Präsidenten nachzulaufen, um mit ihm zu sprechen, die Vorübergehenden verspotten den Zeitungsschreiber, und werden bei der nächsten Gelegenheit sich nicht anders nehmen, und ich selbst wäre | jetzt wieder im Stande, den Präsidenten den vortrefflichsten Reiter von der Welt zu nennen, um seine Gunst zu gewinnen, und an der nächsten Ecke liegt mein hoher Gönner vielleicht im Sande, weil er sich von einem vorübergehenden Dummkopf hat wollen bewundern lassen.

*Siegmond* fing hier von neuem an zu lachen, und rückte auf seiner Bank unter heftigen Erschütterungen des Körpers hin und her. —

*Meinetwegen*, fuhr er fort, hat der Präsident heut sein Pferd satteln und die beste Decke auflegen lassen; warum soll ich mich denn in einer demüthigen Abhängigkeit fühlen? — Mir zu gefallen sind diese Herren und Damen so geputzt und festlich!

Durch diese Philosophie bekam *Siegmond* seine gute Laune so ziemlich wieder. Da gerade Leute vorbeigingen, setzte er seine Gedanken stillschweigend fort, und war immer mehr überzeugt, daß die Menschen Narren sind.

*Siegmond* genoß nun des Spazierganges mit ziemlich heiterm Muthe; er spottete in seinem Herzen über jedermann, den er sah, kein Gesicht und kein prächtiger Anzug setzte ihn in Verlegenheit.

Gegen Abend kehrte er in seinen Gasthof zurück; er war zufrieden, daß der Wirth noch eben so höflich gegen ihn war, ja noch

höflicher als vorher, weil er sich einbildete, *Siegmond* habe beim Präsidenten gegessen. Er ging auf sein Zimmer und bestellte sich ein delikates Souper, weil er nicht an der Wirthstafel den Spöttereien seines guten Freundes *Bellmann* ausgesetzt sein wollte. Er ließ den Vorhang herunter, setzte sich einen behaglichen Sessel an den Tisch, und | ließ sich eine Flasche vom besten Weine geben. Darauf fing er mit dem besten Appetit seine Mahlzeit an.

Als er einige Gläser des feurigen Weins getrunken hatte, kam er sich vor, wie ein Prinz in einem Feenpallast, auf dessen Gebot sich alle dienstbare Geister in Bewegung setzen; man trug die leeren Schüsseln fort und brachte andre mit neuen Gerichten, und er fühlte sich in seinem Zimmer warm und behaglich, und der Wein machte, daß ihm das Blut leicht und hüpfend durch das Herz strömte. Er vergaß seine Situation gänzlich, und lebte im Sinnengenuß die glücklichsten Minuten. Die Wände tanzten in einer leichten Bewegung um ihn her, er lachte und scherzte mit dem Marqueur, der nicht genug die kuriösen Einfälle des lustigen Herrn bewundern konnte.

Er trank jetzt mit einem langen Zuge das letzte Glas aus, und wankte die Treppe hinunter, um am schönen Abend noch einen Spaziergang zu machen. —

Die Häuser mit ihren erleuchteten Fenstern kamen ihm außerordentlich schön und freundlich vor; er grüßte ein paar Vorübergehende sehr höflich, ohne sie zu kennen, stand auf einer Brücke still, und lachte gewaltig über einen Kahn, der mit einer kleinen Kette an einer Waschbank befestigt war und hin und her schwankte. Er trug gar kein Bedenken, einen Mann mit einem Kuckkasten anzuhalten, und in seinen Schauplatz bei dem kreischenden Gesange des Alten hineinzusehn und sich von Herzen zu amüsiren. Als das Schauspiel geendigt war, wollte er sich ohne Bezahlung heimlich davon machen, bloß um mit dem Direktor des Nationaltheaters zanken zu können. Als dieser Streit über | das usurpirte Freibillet geendigt war, gab er dem Manne zwölfmal so viel als er verlangte.

Die freie Luft nahm nach und nach den Taumel von seinen Sinnen hinweg; es herrschte nun in ihm jene frohe Laune, die kälter und eben deswegen angenehmer ist. Die Umrisse der verschiedenen Gegenstände waren nicht mehr in einander verfloßen, er ging langsamer, und alles, was er sah, machte ihn froh und heiter. 5 Das warme, frohmachende Klima, der helle Sonnenschein und der blaue Himmel werden gleichsam verkörpert in den Weinfässern nach unserm Norden hergefahren; durch den Genuß des Weins wird der Mensch auf einzelne Stunden der Bewohner jener schönen Länder, und kehrt nur ungern in sein kaltes Klima nach 10 den verfliegenen Dünsten zurück. *Siegmund* nahm sich in dieser Stimmung vor, eine große und poetische Apologie des Weins und der Trunkenheit zu schreiben, zu beweisen, wie mit dem Rausche das Herz erwärmt und gehoben wird, wie unbemerkte geistige 15 Kräfte des Menschen sich aus ihrem Hinterhalte hervorschleichen, und das Gehirn zum bunten Tanzplatz der schönsten und feinsten Gedanken machen. — Um sich nicht selbst Lügen zu strafen, gab er einem alten Krüppel alles Geld, das er bei sich trug, ohne es auch nur vorher zu zählen. Da ich mich glücklich fühle, sagte er, 20 so nimm, und sei es auch heute Abend, und meine Augen sollen nicht wissen, was meine Hände thun.

*Siegmund* war fast schon wieder nüchtern, als er vor seinem Gasthofe stand und sich wunderte, als er die Thür verschlossen fand; er klingelte, es öffnete jemand das Fenster, und bald darauf hörte er Pantoffeln auf der Treppe und die Thür mühsam 25 und tiefathmend aufschließen; sie öffnete sich, und eine alte Frau leuchtete ihm die Treppe hinauf. Noch ehe er sich besinnen konnte, stand er in einem fremden Zimmer, wo das offerwähnte Mädchen mit dem hübschen Gesicht in einem Sopha saß.

Es wäre unschicklich gewesen, sich zu entschuldigen und wieder fortzugehen; die Alte war verschwunden, und *Siegmund* nahm nach einer freundlichen Einladung Platz zur Seite des Mädchens. 30

*Siegmund* wollte seinem fröhlichen Taumel die Krone aufsetzen, und erstaunte sehr, als er seine dreisten Liebkosungen nicht so

erwiedert fand, wie er nach allen Umständen erwarten konnte, sondern die Schöne machte sich im Gegentheile von ihm los, und bat ihn mit so vielem Anstande, sich gesitteter zu betragen, daß er roth ward und verschämt um Verzeihung bat. — Das Gespräch 5 nahm nun eine andere Wendung; man sprach von gleichgültigen Dingen, und *Siegmund*, der eine mit Achtung vermischte Zuneigung zu dem Mädchen fühlte, war endlich schwach genug, ihr seine ganze Geschichte zu erzählen. — Sie gestand ihm im Gegentheile, daß er ihr gleich beim ersten Anblick auf eine sehr vortheilhafte 10 Art aufgefallen wäre, daß sie sogleich seine Bekanntschaft gewünscht, daß sie aber nach dem Blick, den er ihr heut Vormittag zugeworfen habe, gänzlich daran verzweifelt sei.

*Siegmund* erinnerte sich nun, was ihm der Wirth am Morgen von diesem Mädchen gesagt hatte, und er fand sich jetzt schon 15 aufgelegt, ihm kein Wort zu glauben.

Man hat gewiß von mir nachtheilig zu Ihnen | gesprochen, fuhr die unbekante Schöne fort, aber ich versichere Sie, es ist Verläumdung gewesen.

*Siegmund* bestätigte alles, was sie sagte; beide schimpften mit 20 vereinigten Kräften auf die Bosheit der Welt, daß gerade die schlechtesten Menschen am schlechtesten von andern redeten. Hüten Sie sich besonders vor Ihrem Wirthe! sagte die Schöne sehr eifrig; er ist der größte Betrüger in der ganzen Stadt, ziehn Sie sobald als möglich von ihm aus, sonst wird er Ihnen eine ungeheure 25 Rechnung machen!

*Siegmund* erschrak nicht wenig über diese Nachricht; er glaubte schon die geschriebene Summe zu sehen, die er dem wohlbeleibten Manne auszahlen sollte.

Man sprach noch viel über die mannichfaltigen und zusammengesetzten Charaktere der Menschen, über Bosheit und Niederträchtigkeit, Edelsinn und Rechtschaffenheit. — *Siegmund* hatte es ganz vergessen, in welchem Hause er sich befand, und moralisirte tapfer darauf los.

Ich glaube nun *Sie* zu kennen, fuhr die Schöne fort; jetzt will ich

Ihnen auch etwas von meiner Geschichte ganz aufrichtig erzählen, damit Sie sehen, wie sehr man sich in manchen Leuten irren kann.

Ich bin ein armes Mädchen, meine Aeltern sind früh gestorben, meine Erziehung war nicht die beste; was ich ohngefähr weiß, oder von Bildung erhalten habe, habe ich mir ganz allein zu danken. Man hat mich von Jugend auf ziemlich hübsch gefunden, und ich bin am Ende überredet worden, es selbst zu glauben.

! Da ich kein Vermögen hatte, suchte ich meinen Unterhalt durch Sticken, Putzmachen und andere dergleichen Beschäftigungen zu erwerben; meine Anbeter verfolgten mich unaufhörlich, und ich überlegte mir meine Situation etwas vernünftiger, und seit der Zeit lebe ich vergnügter, und bin nicht so sehr, wie vordem, dem Mangel ausgesetzt.

Man darf nur um sich her die Beschäftigungen der Menschen und das Triebwerk ihrer Thätigkeit betrachten, so findet man sehr bald, daß nichts als Eigennutz alle Maschinen in Bewegung bringt, und forscht man nach dem reellen Nutzen bei den meisten Beschäftigungen, so ist es kein anderer, als daß der Magen der Arbeitenden angefüllt wird. —

Gelehrte, schöne Geister, Musiker, alle Arten von Menschen leben von den Talenten, die ihnen die Natur mitgegeben hat. — Warum soll es denn nur erlaubt sein, mit geistigen Schätzen oder körperlichen Kräften zu wuchern? — Warum soll man nicht auch andre Vorzüge geltend machen dürfen? Wenn die Menschen nährisch genug sind, ihr Vermögen einem Mädchen aufzuopfern, das sie für schön halten, warum sollte man nicht aus dieser Narrheit Nutzen ziehn, so wie Marktschreier, Doktoren, Seiltänzer und Schriftsteller die Schwächen der Menschen nutzen? Ich fand, daß es kein Gewerbe gebe, bei welchem nicht eine Art von Betrug statt fände, und daß die Dummheit, sich betrügen zu lassen, die List des Betrügers gewissermaßen rechtfertigt. — Sie lächeln über meine Geständnisse, und werden gewiß in Ihrem Herzen glauben, daß ich Recht habe.

! Ich bin ganz Ihrer Meinung, meine schöne Freundin, antwortete *Siegmund*, der eben daran dachte, wie er noch gestern die Schmeichler vertheidigt hatte.

Jeder, fuhr die Rednerin fort, sucht die Armseligkeiten seiner Nebenmenschen dazu zu brauchen, sich einen ebenen Weg durchs Leben zu bahnen; der eine kleidet sich, wie sein Gönner es gern sieht; ein anderer hat dieselbe politische und philosophische Meinung, die man von ihm fordert; ein dritter heirathet, um reich zu werden; ein vierter übervortheilt im Handel; jeder lügt, hintergeht, spielt den Charlatan; die ganze Welt maskirt, und nur die Macht der Schönheit soll von dieser allgemeinen Sucht, andre zu beherrschen, ausgeschlossen bleiben?

So lebe ich angenehm und im Wohlstande. Fremde, die, wenn nicht mir, einem andern Mädchen ihren Reichthum hingetragen haben würden, vermehrten mein Vermögen; Narren verfolgten mich, und drangen mir, so sehr ich mich weigerte, ihre Börse auf. — Aber ich wähle auch aus; ich bin, so wie Sie mich hier sehn, aufs eifrigste Demokratinnen, und hasse und verachte alles, was sich Edelmann nennt; so habe ich Ihren Präsidenten immer mit dem größten Spott abgewiesen, so sehr er sich mir aufgedrängt hat. — Ich habe schon manchen Armen unterstützt, und mancher Familie aufgeholfen, und so kann ich nicht einsehn, warum ich nicht mit mir zufrieden sein, sondern mich für ein verworfenes Geschöpf halten sollte?

Sie sind die liebenswürdigste Philosophin von der Welt! rief *Siegmund* aus. Ich habe noch kein ! Frauenzimmer gefunden, deren Seelengröße sich mit der Ihrigen messen dürfte.

Die Schöne drückte einen zärtlichen Kuß auf die schmeichelnden Lippen. — Ich habe sie heut Abend kommen sehn, sagte sie, und Ihnen bloß die Thür eröffnet, weil Sie mir gefallen, und weil ich Sie jetzt sogar liebe, ohne Vortheil von Ihnen zu hoffen. Ich denke, meine Liebe ist uneigennütziger, als die anständige Zärtlichkeit mancher Ehefrau.

*Siegmund* ward immer mehr bezaubert; er schloß sie an sein

klopfendes Herz und überdeckte Wangen und Busen mit feurigen Küssen.

Ich habe einen Einfall! rief die Geliebte wie begeistert aus, ich habe einen Einfall, für den Sie mir gewiß danken werden. — Sie sollen sehn, daß ich nicht nur uneigennützig bin, sondern daß ich mich auch aufopfern kann, wenn ich mich jemandes Freundin nenne. — Ich habe mir einmal vorgesetzt, daß Sie hier in der Stadt bleiben sollen, und ich will für Sie den unangenehmsten Schritt thun: ich will mich nämlich mit dem Präsidenten in Capitulation einlassen.

*Siegmund* konnte nicht Worte genug finden, ihr zu danken. — Sie gab ihm in derselben Nacht noch zu mehrerem Dank Gelegenheit, und er verließ sie, um sich in seinem Gasthofe von dem philosophischen Raisonement zu erholen, das ihn ermüdet hatte.

Es ward sogleich zum Präsidenten geschickt, der nicht zu kommen ermangelte. — Als sich *Siegmund* auskleidete, um zu Bette zu gehen, sagte er zu sich selbst: Einem Freudenmädchen soll ich also vielleicht mein Glück verdanken? Nicht meinen Talenten und Kenntnissen? — Aber ich verdanke es mir ja doch selbst; meine Gestalt hat dies Mädchen ja so für mich eingenommen. Es hätte mir wahrhaftig weniger Ehre gemacht, wenn ich bloß dem vornehmen Fürwort des langweiligen Generals, der mich nicht kannte und nicht besonders leiden mochte, alles schuldig geworden wäre. — Ich bin nicht der Erste, und werde auch nicht der Letzte sein, der durch ein Frauenzimmer eine Stelle erhält; sie geben uns als Säugling Milch und als Männer Brot, und es ist gewöhnlich noch anstößiger, wie viele durch eine verheirathete Frau oder durch Heirath versorgt werden.

Er schlief bald ein und lag noch in süßer Ruhe, als ihn der Marquis weckte und ihm ein Billet vom feinsten Postpapier überreichte. Noch schlaftrunken erbrach er es. Es war eine außerordentlich höfliche Einladung vom Präsidenten, ihm die Ehre seines Besuchs zu gönnen; er habe gestern vergessen, sich nach manchen Umständen zu erkundigen, die ihn sehr interessirten.

*Siegmund* sprang schon aus dem Bette, ehe er noch zu Ende gelesen hatte, seine gestrigen Scrupel fielen ihm gar nicht einmal ein. Er rief den ersten vorübergehenden Friseur hinauf, zog sich so eilig an, daß es dadurch eine Viertelstunde länger währte, und lief trabend zum Präsidenten. Der Bediente führte ihn in das Schlafzimmer des gnädigen Herrn, der um Verzeihung bat, daß er ihn schon so früh inkommodirt habe. *Siegmund* wußte gar nicht, wie er die großen und ausgesuchten Höflichkeiten beantworten sollte. Der Präsident erklärte, daß er den Brief des Generals noch einmal überlesen und sich gestern aus Zerstreung in der Person geirrt habe, er habe schon seit lange so viel von der Geschicklichkeit und den unbeschreiblich großen Talenten des Empfohlenen rühmend gehört, daß er ihm die verlangte Stelle unmöglich, ohne die größte Ungerechtigkeit zu begehen, abschlagen könne.

Kurz, alles ward in dieser Unterredung berichtigt; *Siegmund* war Rath, und miethete sich sogleich, als er den Präsidenten verließ, seine künftige Wohnung, forderte im Wirthshause die Rechnung, und erschrak zwar nicht, aber erstaunte doch ein wenig über die große Summe.

Alles schien hier in der Stadt sein Gewerbe philosophisch zu treiben, denn als der Wirth das langgezogene Gesicht des Bezahlenden sah, sagte er ganz kalt: Man kann es unser einem nicht übel nehmen, wenn man den Vortheil nimmt, wo man ihn findet; ich lasse mir auch dafür etwas bezahlen, daß mein Gasthof der *beste* ist, und jeder Eingehende kann doch nachher erzählen, daß er *hier* logirt habe. Ueber fünf Jahre ungefähr wird es auch bei mir etwas wohlfeiler sein, denn ich denke, daß ich dann die Summe wieder erübrigt habe, um die mich einmal ein verkleideter Herzog betrog.

Der Bürger muß also auch bei Ihnen die Schulden der Fürsten bezahlen? fragte *Siegmund* lachend.

Zum Glück ist mein Gasthof hier in der Stadt der einzige recht gute, fuhr der dicke Mann ungestört fort; ich habe daher die Summe, auf die ich hoffe, schon so gut wie in der Tasche. *Der* Goldschmid ist ein Narr, der das abfallende Silber nicht sammelt.

Die Rechnung ward quittirt, *Siegmund* zog aus und in seine neue Wohnung.

Als er auf den Mittag wieder im Gasthofs aß, sprang ihm der kleine *Bellmann* in die Arme, und freute sich, daß ein so würdiger Mann die erledigte Stelle erhalten habe. Seine Freude war ungeheuchelt, denn er hatte die Aussicht, in wenigen Wochen mit einer andern eben so einträglichen Würde bekleidet zu werden. 5

Der Zeitungsschreiber machte in seinem Blatte einen großen Artikel aus der Ankunft und Einführung des neuen Raths.

*Siegmund*, der Präsident und das Mädchen lebten seit der Zeit in der größten Eintracht; die Schöne stimmte ihr demokratisches Gemüth etwas aristokratischer, und schon am folgenden Tage sah man den Präsidenten in der Gesellschaft *Siegmunds* reiten. *Siegmund* that ihm den Gefallen, nur wenig zu schließen, und mit dem Pferde etwas ungeschickt umzugehen. Der Präsident gab ihm viele Regeln; *Siegmund* dankte und lernte besser reiten. 10 15

Der General antwortete auf das Danksagungsschreiben des Raths: er habe wohl gewußt, daß der Präsident nicht unterlassen könne, seine Empfehlung zu beachten. —

| Dies sind die beiden merkwürdigsten Lebenstage aus *Siegmunds* Geschichte. — Der Leser, der nur ein halb gutes Buch über die Moral gelesen hat, wird leicht die schlecht erfundene sophistische Charade auflösen können; folglich braucht sich der Verfasser gar nicht weiter darüber zu erklären, daß er die aufgestellten Personen nicht für Ideale auszugeben gesonnen sei. 20 25

**Anhang.**

Jürgen Joachimsthaler

## Zur Einführung

*[M]achen Sie Feuer im Kamin, [...] löschen Sie das Licht aus [...] und fangen Sie an zu lesen: ich habe immer gefunden, daß ein Kaminfeuer die Phantasie erhebt, und den vorlauten Verstand etwas zum Schweigen bringt (1/93<sup>1</sup>).*

### I.

»Jugendsünden«<sup>2</sup> nannte Ludwig Tieck 1818 in einem Brief an den Schriftsteller, Journalisten und Wiener Zensor Mätthäus v. Collin die Texte, die er zwei Jahrzehnte zuvor für Friedrich Nicolai, einen der zentralen Verleger, Autoren und Kritiker der Aufklärung in Deutschland, geschrieben hatte. Trotz dieser Abwertung bereitete er sie vor zur erneuten Publikation in den *Schriften*, der zwischen 1828 und 1845 erschienenen Gesamtausgabe seiner Werke. Von 1795 bis 1798 hatte er bei Friedrich und, durch diesen vermittelt, bei dessen Sohn Carl August Nicolai große Teile seines Frühwerkes veröffentlicht. Anfangs- und Kernpunkt der Geschäftsbeziehung war, dass Tieck ab 1795 die Rolle des Herausgebers und Hauptautors einer Reihe von Erzählsammlungen übernahm, die bereits seit 1787 unter dem Titel *Straußfedern* in loser Folge im

1 Textstellen aus den *Straußfedern* werden nach den drei Bänden dieser Ausgabe zitiert. Die römische Ziffer verweist auf die Band-, die arabische auf die Seitenzahl.

2 Brief Ludwig Tieck an Mätthäus v. Collin, 22.10.1818 (Staatsbibliothek zu Berlin Preußischer Kulturbesitz, NL Tieck, Bl. 11f.).

Verlag Friedrich Nicolais erschienen waren. Deren erster Band war von Johann Karl Musäus verantwortet worden. Nach dessen Tod schon 1787 übertrug Nicolai die Reihe Johann Gottwerth Müller, der sich bald jedoch auf andere Projekte (ebenfalls bei Nicolai) konzentrierte und sich deshalb nach dem dritten, 1791 erschienenen Band aus ihr zurückzog. Die kommerziell durchaus erfolgreiche Reihe schien schon ganz eingeschlafen, als Nicolai mit Tieck einen – im Gegensatz zu seinen Vorgängern noch gänzlich unbekanntem – Fortsetzer fand, der, produktiver als Musäus und Müller, in den vier Jahren zwischen 1795 und 1798 fünf Bände (und etliche weitere Bücher) vorlegte. Von den insgesamt 38 Beiträgen in den *Straußfedern* autorisierte Tieck 16 nachträglich – sie waren ursprünglich anonym erschienen – als die seinen durch deren Aufnahme in die *Schriften*. Unter seiner Verantwortung hatten aber auch seine Schwester Sophie und sein Schwager August Ferdinand Bernhardt namentlich nicht gekennzeichnete Beiträge für die *Straußfedern* verfasst, eine zweifelsfreie Zuordnung der Texte in den von Tieck verantworteten Bänden ist deshalb nicht einfach. Tieck ist mit den von ihm anerkannten Texten der Autor mit den meisten Beiträgen, die *Straußfedern*, von ihm nicht begründet, sondern »nur« fortgesetzt, sind wesentlich sein Werk.

Die hier nun vorliegende Neupublikation gibt diese Texte parallel zur geplanten neuen Gesamtausgabe aller acht Bände der *Straußfedern* in der überarbeiteten Textgestalt der *Schriften* wieder, in der Form also, in der Tieck sie als Teil seines Werks überliefert wissen wollte. Wie vollständig freilich diese Sammlung ist, ist ebenso schwer feststellbar wie die Frage zu beantworten, ob sich in allen Fällen die Autorschaft der *Straußfedern*-Beiträge eindeutig nur einem Autor zuschreiben lässt, sind einige Texte doch möglicherweise auch Ergebnis einer »manufakturierte[n] Gemeinschaftsproduktion«<sup>3</sup> mit Schwester und Schwager. Die von Carl G. v. Maasen 1923 im Rahmen der »Bücherei der neuen

3 Wolfgang Rath: *Ludwig Tieck. Das vergessene Genie. Studien zu seinem Erzählwerk*. Paderborn u. a.: Schöningh 1996, S. 160.

Serapionsbrüder« herausgegebene Ausgabe der *Straußfedern*<sup>4</sup> weicht denn auch im Textbestand von der hier vorliegenden Edition ab: Maasen gab die *Straußfedern* nur als unvollständige Auswahl heraus, hielt sich dabei aber nicht an die von Tieck in den *Schriften* vorgegebene Eingrenzung, sondern schrieb Tieck weitere Texte zu – nicht zuletzt, um sein Bild des jungen Tieck dadurch zu stützen, dass er ihm dazu passende Texte zuordnete. Die vorliegende Ausgabe beteiligt sich nicht an solcher Spekulation: Sie bringt die Texte vollständig und ausschließlich in der Gestalt, in der Tieck sie in seine *Schriften* aufgenommen hat. Sie erschienen dort, vermischt mit anderen Werken, größtenteils in Band 14 und 15 (beide 1829), zu kleineren Teilen bereits in Bd. 8 (*Die Brüder*, 1828), 9 (*Leben des berühmten Kaisers Abraham Tonelli*, 1828) und 12 (*Die Theegesellschaft*, 1829). Mit der Aufnahme in die *Schriften* legte Tieck für die Nachwelt fest, welche der *Straußfedern* er sich zugeschrieben sehen wollte, welche nicht. Den ursprünglich nicht nur anonym, sondern auch ohne Überschrift publizierten Texten, die lediglich durchnummeriert gewesen waren, gab er in den *Schriften* Titel und damit schärferes Profil.

Die Reihenfolge der Texte änderte sich in den *Schriften* gegenüber der Erstpublikation, sie wurden über verschiedene Bände der *Schriften* verteilt und damit in teilweise ganz andere Werkzusammenhänge übernommen – eigentlich kann man gar nicht mehr von einer durchgehenden »Reihenfolge« sprechen. Diese Ausgabe übernimmt den Wortlaut der Werkausgabe, folgt aber in der Abfolge der Texte den *Straußfedern* der Erstausgabe – in denen zwischen die Texte Tiecks freilich auch Texte eingestreut waren, die Tieck nicht durch Übernahme in die *Schriften* als die seinen markierte. Einen in sich geschlossenen Textkorpus nur seiner *Straußfedern*-Texte hatte Tieck nie vorgesehen. Mit dieser Ausgabe entsteht so ein Bild der Texte in von Tieck selbst nie beabsichtigter ausschließlicher Konzentration nur auf ihn als Autor seiner

4 Ludwig Tieck: *Straußfedern*. 2 Bde. Hrsg. v. Carl Georg v. Maassen. München: Georg Müller 1923.

*Straußfedern*. Doch dies hat seine Berechtigung: Aus den erhaltenen Briefen lässt sich erschließen, dass Tieck die Texte oft unter Zeitdruck fertigstellte und erste Teile von ihnen bereits beim Setzer waren, während er noch an ihnen arbeitete. Allein deshalb dürfte die hier übernommene Reihenfolge der Chronologie ihrer Entstehung entsprechen, Tiecks literarische Genese also erahnen lassen. Deutlich genug offenbaren die Texte in dieser Abfolge inhaltliche und formale Entwicklungen, aber auch thematische und strukturelle Verflechtungen. Sie bilden über alle Unterschiede hinweg, und obwohl sie so nicht geplant waren, eine Einheit.

Die *Straußfedern* überlebten Tiecks Leitung nicht: Sein Ausscheiden im Zuge seines Zerwürfnisses mit Nicolai über ästhetische Vorstellungen führte zur Einstellung der Reihe – zu sehr hatte Tieck sie bereits von den ursprünglichen Intentionen Nicolais hinwegentwickelt, als dass eine Fortsetzung mit ihm noch wünschenswert, ohne ihn aber überhaupt noch denkbar gewesen wäre. Trotz (und vielleicht auch wegen) aller Kompromisse, die Tieck zuvor mit Nicolai hatte eingehen müssen, bedeuten die *Straußfedern* eine entscheidende Stufe in seiner Entwicklung – und damit auch in der Entstehung einer bald »romantisch« genannten neuen Art von Literatur – aus den Voraussetzungen der von ihren Vertretern später vehement abgelehnten Aufklärung heraus. Wichtig waren die *Straußfedern* für Tieck dabei nicht nur in unmittelbar literarischer Hinsicht, sondern auch hinsichtlich seines Auftretens und seines Selbstbewusstseins als Autor, seines Umgangs mit Verlegern und den zeitgenössischen Rahmenbedingungen literarischen Schreibens. Gerade in der Auseinandersetzung mit den Vorgaben Nicolais und im zunehmenden Beharren auf seinen eigenen Vorstellungen gewann er Format, was in den *Straußfedern* bis in Thematik und Schreibweise hinein sichtbar wird: Oft geht es in ihnen explizit um Literatur und Literaturverständnis, immer wieder auch um den Literaturbetrieb.

Das Konzept der *Straußfedern* sah ursprünglich – daher auch deren Titel in der offen bekundeten Absicht, »sich mit fremden

Federn auszuschnücken«<sup>5</sup> – Nachbildungen und Überarbeitungen aufgeklärter französischer Unterhaltungsliteratur für das einheimische Publikum vor, von denen gar nicht behauptet wurde, sie wären originell (noch gab es in Deutschland kein klar formuliertes Urheberrecht, auch war »Originalität« für die Anhänger der älteren Richtung um Nicolai kein ästhetischer Wert um seiner selbst willen). Nicolai erwartete empfindsam gemilderte Texte im Geiste der Aufklärung ohne großen Anspruch, die dem für ihn noch maßgeblichen französischen Vorbild folgen sollten. Sie sollten »unterhaltend und belehrend zugleich sein; sie sollten die satirisch-moralische Richtung verfolgen«.<sup>6</sup> Doch bereits Musäus war etwas in Spannung geraten mit der Schablonenhaftigkeit der vorgegebenen Muster, was schon in der ersten Ausgabe der *Straußfedern* zu (noch vergleichsweise leichten) Ambivalenzen geführt hatte, zu leichten Spannungen zwischen Konzept und Vorbild und zu ironisch anmutenden kleinen Abweichungen von den Schemata der französischen Vorlagen<sup>7</sup>, ohne dass Musäus freilich in wirklich ernsthaften Konflikt damit geraten wäre.

Tieck übernahm die *Straußfedern* als noch Unbekannter und erhielt als Honorar fünf Reichstaler pro Bogen wie seinerzeit schon Musäus.<sup>8</sup> Müller, der sich als erfolgreicher Autor in einer besseren Verhandlungsposition befunden hatte als sein Nachfolger, hatte sechs erhalten.<sup>9</sup> Tiecks Honorar bedeutet so eine gewisse Zurückstufung, begründet wohl auch damit, dass ihn noch niemand kannte, sein Name nicht zusätzliche Einnahmen

5 I. [= Johann Carl August Musäus]: *Präadvis an die Leser*. In: *Straußfedern*. Erster Band. Berlin, Stettin: Friedrich Nicolai 1787, Bl. 3 [recto].

6 Rudolf Köpke: *Ludwig Tieck. Erinnerungen aus dem Leben des Dichters nach dessen mündlichen und schriftlichen Mitteilungen*. Erster Theil. Leipzig: F. A. Brockhaus 1855, S. 201.

7 Annette Antoine: *Literarische Unternehmungen der Spätaufklärung*. Bd. I: *Der Verleger Friedrich Nicolai, die »Straußfedern« und ihre Autoren*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2001, S. 187.

8 Ebd., S. 108–113.

9 Ebd.

versprechen konnte – im Falle Müllers war die Anonymität ja bewusst durchbrochen worden durch die auf sein beliebtestes Buch verweisende Angabe »Fortgesetzt von dem Verfasser des Siegfried von Lindenberg« auf dem Titelblatt. Tieck leistete seine Arbeit ohne Namensnennung als ein »Niemand [...] der nicht einmal den Muth hat, seinen Namen zu nennen«. <sup>10</sup> So schreibt er in einem – in den *Schriften* dann weggelassenen – nachträglichen Vorwort zum 6. Band der *Straußfedern*, das in verspielter Auflösung konventioneller Textgrenzen dem Band nicht vorangestellt, sondern in die Erzählung *Fermer, der Geniale* eingerückt worden war. Trotz des ironischen Untertons wird mit der spielerischen Betonung des fehlenden »Muths« zur Nennung des Autorennamens ein Bruch sichtbar: Auf Müller war ja – und sicher nicht ohne dessen Zustimmung – explizit verwiesen worden, während es aus Nicolais Sicht im Falle Tiecks gar keinen Grund gegeben haben mochte, die Bände nun plötzlich mit den Namen eines Verantwortlichen zu versehen – das entsprach weder der auf Nachahmung fremder Vorlagen angelegten Reihe noch den zeitüblichen Usancen: Das heute verbreitete Konzept der Autorschaft entwickelte sich erst, noch konnten Texte ebenso selbstverständlich ohne Verfasserangabe erscheinen wie zwei Jahrzehnte zuvor die Erstausgabe der *Leiden des jungen Werther* (die zur literarischen Grundaustattung Tiecks wie vieler seiner Figuren gehörten). Wenn Tieck seine Anonymität mit fehlendem »Muth« begründet, erfüllt dies in diesem Kontext jedoch eine ganz andere Funktion, weist er damit doch auf die Anonymität erst als auf ein Problem hin, das ohne diese Bemerkung gar nicht aufgefallen wäre. Ex negativo bringt er damit Qualitätskriterien als Kennzeichen eines der Nennung würdigen Autors ins Spiel und behauptet als ebendieser Autor ironisch das Fehlen einer Qualität, die niemand von diesen Texten erwartet hätte. Eine im Text selbst explizit geäußerte Distanz des Autors zu seiner nicht völlig selbstbestimmten Rolle

10 [Ludwig Tieck:] *Vorrede*. In: *Straußfedern*. Bd. 6. Berlin, Stettin: Friedrich Nicolai 1797, S. 4–9; hier S. 8f.

und damit Distanz auch zu diesen Auftragstexten und ihren Entstehungsbedingungen insgesamt zeichnet sich in dieser Bemerkung ab, auch schärft sie beim aufmerksamen Rezipienten das Bewusstsein für das, was sie nach Meinung des Verlegers nicht, nach der des Autors aber vielleicht doch sein sollten: originelle, auch ästhetischer Betrachtung würdige Texte.

Tieck war kein Neuling mehr auf dem literarischen Markt, als er für Nicolai tätig wurde: Bereits als Schüler war er von einigen seiner Lehrer, insbesondere von Friedrich Eberhard Rambach, dafür herangezogen worden, an fließbandmäßig verfassten kommerziellen Unterhaltungsromanen mitzuschreiben. Das auch von Nicolai verlangte Schreiben nach Schablone hatte Tieck so bereits in jungen Jahren erlernt. Schon in diesen frühesten Auftragsarbeiten, die für ihn nur das einträgliche Gegenstück zu zeitgleich angefertigter eigener, an anspruchsvollen Vorbildern wie Shakespeare orientierter poetischer Produktion waren, zeigt sich eine erstaunliche Souveränität im Umgang mit den literarischen Ausdrucksmitteln und eine immer wieder bemerkbare ironische Distanz des Autors dem gegenüber, was er da verfassen musste, ein augenzwinkerndes Einverständnis mit dem vorgestellten Leser, der die klischeehaften Muster, so Tiecks Unterstellung, ebenso durchschaute wie der Autor selbst. »Tieck arbeitet nach Vorbildern (wie auch sonst?), und er ist sich dessen bewußt, so bewußt, daß er, sobald sich ihm durch den ironischen Publikumsbezug bei Rambach und Bernhards eine Möglichkeit eröffnet, das Schreiben aus zweiter Hand zum Thema macht.«<sup>11</sup> Er führt – die romantische Literaturtheorie wird dies dann »Ironie« nennen – vor, was er macht und v. a. auch, *wie* er es macht, anfangs noch zaghaft, in den *Straußfedern* dann aber immer deutlicher. Dabei geht es nicht um Tiecks individuelle Schreibweise, sondern um das Vorführen kurrenter Stile und Verfahren. Die Erzählung

11 Achim Hölder: *Der junge Tieck*. In: Ludwig Tieck: *Schriften 1789–1794*. Hrsg. v. Achim Hölder. Frankfurt/M.: Deutscher Klassiker Verlag 1991 (=Ludwig Tieck: *Schriften in zwölf Bänden 1*), S. 795–812; hier S. 812.

*Ein Tagebuch* (in Bd. 3 dieser Ausgabe) z. B. ironisiert in den *Straußfedern* das damals weitverbreitete Textmuster Tagebuch mit seinem Authentizitätsversprechen und »entlarvt das öffentliche Tagebuch-Schreiben als Komödie und Maskenspiel, das ein Autor mit sich selbst und dem Publikum spielt«.<sup>12</sup>

Literarisch sozialisiert mit Shakespeare, Schillers *Räubern*, Goethes *Werther* und Heines *Ardinghello* war Tieck als zeitweiser Schüler von Karl Philipp Moritz ein Kind der »Kunstperiode« (wie Heine sie später nennen sollte) und ein Anhänger der ästhetisch nur sich selbst verpflichteten jüngeren Literatur mit ihrem Anspruch auf Genialität und Originalität, wie sie ansatzweise bereits die Stürmer und Dränger lautstark propagiert hatten. Als Schüler und Student hatte Tieck selbst noch zu denen gehört, die, wie er bereits in den *Straußfedern* spottet, »die kräftigen Bücher lasen, die damals Mode waren, in denen sich mehr Apostrophen als Buchstaben fanden« (II/14). Als der Lohnschreiber, der er gleichzeitig auch war, lernte er die problematische Seite brotlos »reiner« Kunst realistisch einzuschätzen. Deren Proklamation konnte freilich eine ihrerseits marketing-förmige Strategie durchaus erfolgreicher Autoren sein, sich mit Hilfe rhetorischer Marktverweigerung eine möglichst unverwechselbare Position auf dem Markt zu sichern.<sup>13</sup>

Zu exakt der Zeit, in der das literarische Feld sich im Zuge der Herausbildung des literarischen Marktes rhetorisch neu auszudifferenzieren begann in »hohe«, dem neuen Konzept der Kunstautonomie verpflichtete, und »niedere«, sichtbar an Markt-

12 Detlef Kremer: *Frühes Erzählen (Auftragsarbeiten, Kunstmärchen)*. In: *Ludwig Tieck, Leben – Werk – Wirkung*. Hrsg. v. Claudia Stockinger und Stefan Scherer. Berlin, Boston: de Gruyter 2011, S. 496–514; hier S. 502.

13 Zu dieser Dialektik mit Blick auch auf den (etwas späteren) Tieck vgl. York-Gotthart Mix: *Kunstreligion und Geld. Ludwig Tieck, die Brüder Schlegel und die Konkurrenz auf dem literarischen Markt um 1800*. In: »lasset uns, da es uns vergönnt ist, vernünftig seyn!« *Ludwig Tieck (1773–1853)*. Hrsg. v. Institut für deutsche Literatur der Humboldt-Universität zu Berlin. Bern u. a.: Peter Lang 2004, S. 241–258.

interessen ausgerichtete offen kommerzielle Literatur<sup>14</sup>, bewegte Tieck sich auf beiden Seiten dieses noch neuen Gegensatzes, seiner Überzeugung nach der idealistischen Sphäre verpflichtet, während er seinen Lebensunterhalt in der Welt jener Unterhaltungsliteratur zu verdienen gezwungen war, von der sich das literarische Milieu, dem er sich selbst gerne zugerechnet hätte, immer schärfer abzugrenzen begann. Diese Spannung aus kommerziellem Tun und diesem widersprechenden Wertvorstellungen floss in seine Tätigkeit für die *Straußfedern* mit ein, erkennbar schnell und flüssig geschriebenen Texten, denen von Anfang an ein reflektierender Gestus innewohnt, eine Distanz des Autors seinen eigenen Texten bzw. dem gegenüber, was sie sein sollten: eine zunehmende Verabschiedung ihres ökonomisch, utilitaristisch und zweckrational bestimmten Konzepts im Moment noch von dessen vordergründiger Umsetzung. Was für den Aufklärer Nicolai noch kein Widerspruch war, die Vereinbarkeit von Kunst und (aufklärerisch belehrendem) Zweck, aber auch von Literatur und materiellem Nutzen, wurde von der Nachfolgeneration zum lautstark inszenierten Widerspruch dramatisiert, mochten in der Praxis des Literaturbetriebs die beiden Seiten dieses Gegensatzes sich auch dialektisch durchdringen. Kein anderer jedoch der später kanonisch gewordenen Autoren dieser Zeit ließ sich so tief auf das Feld der »niedereren« kommerziellen Literatur ein, kein anderer kannte dieses so gut wie Tieck. Er selbst empfand diese Erfahrung freilich nicht als Modell einer ökonomisch tragfähigen Einheit aus Kunst und Geschäft, sondern als Zwang zu ästhetisch heiklen Verstößen gegen die eigenen Ideale.

Dennoch und trotz aller vordergründigen Distanzierung von diesen »Jugendsünden« hatte Tieck sich sogar überlegt, die meisten der von ihm autorisierten *Straußfedern*-Texte in eine Fortsetzung

14 Christa Bürger: *Das menschliche Elend oder Der Himmel auf Erden? Der Roman zwischen Aufklärung und Kunstautonomie*. In: *Zur Dichotomisierung von hoher und niederer Literatur*. Hrsg. v. Christa Bürger, Peter Bürger und Jochen Schulte-Sasse. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1982, S. 172–207.

des *Phantasmus*, der nachträglichen Synthese seiner romantischen Schaffensphase, aufzunehmen. Unabhängig davon, wie die Erzählungen dort eingebunden worden wären, bedeutet dies, dass Tieck sie sehr wohl als integralen Teil nicht nur seiner Entwicklung, sondern auch seines relevanten Schaffens betrachtete. Damit soll seine Distanzierung nicht marginalisiert werden – sie umschreibt eine in diese Texte selbst eingesenkte Haltung, ein Unbehagen dem Auftrag gegenüber, in dessen Erfüllung sie entstanden.

## II.

Die Handlung in Tiecks *Straußfedern*-Beiträgen ist meist einfach und durchschaubar, sie folgt etablierten Mustern und richtet sich an Leser, von denen angenommen wird, dass sie diese Schemata bereits kennen; Tieck erweist sich dabei als ein Meister verschiedener Genres und Stile: in Erzählprosa übersetzte Typenkomödie, Schauergeschichte, parabelartiges, im Orient angesiedeltes Märchen mit eindeutiger Moral am Ende, Empfindsames und Empfindsamkeitssatire, Brief, Dialog, Erzählung in der Erzählung, intellektueller und simplicianischer Sprachgestus – die Gegenstände und Tonlagen gehen bunt durcheinander und zeigen, dass Tieck die *Straußfedern* auch als Experimentierbühne nutzte. Das virtuose Spiel mit diversen Stilkonventionen wird dabei zur Grundlage aus Repetition und Variation sich ergebender abweichender Improvisation. Gerade die scheinbare Wertlosigkeit dieser nicht auf Originalität festgelegten Gebrauchsprosa ermöglichte ihm relativ freies Experimentieren, vorangetrieben durch Zeitnot und den Zwang zum möglichst raschen Füllen von Seiten: Einfälle werden nicht verworfen, sondern ausgewertet. Tieck schreckt dabei nicht vor Überschreitung der Gattungsgrenzen zurück, mischt Drama und Prosa und rüttelt versuchend an allem, was einen zeitgenössischen literarischen Text ausmacht – bis hin zur Verwendung synchron zu lesenden zweispaltigen Satzes, der es

erlaubt, durch nebeneinander gestellte Briefe dieselben Erlebnisse aus unterschiedlicher Perspektive zu zeigen (II/79–87) und so nebenbei Lessings Diktum von der Dichtung als einer zeitlichen Kunst aufeinander folgender Worte<sup>15</sup> zu widerlegen mit einem Beispiel optisch unmittelbar verständlicher Gleichzeitigkeit räumlich nebeneinander gestellter Textblöcke.

Die Figuren sind oft Typen mit teils betont gewöhnlichen, teils sprechenden Namen, Marionetten vorgefertigter Narrative, die in Abbrivatur vorgeführt werden. In den *Schriften* werden mehrere der Erzählungen nach solchen Hauptfiguren genannt, Titel wie *Ulrich, der empfindsame* oder *Fermer, der geniale* erinnern auch zum Publikationszeitpunkt der *Schriften* noch an die Verlachkomödie der frühen und hohen Aufklärung. Attribute wie »der Empfindsame« oder »der Geniale« verweisen aber zugleich auch auf dominierende literarische Strömungen der *Straußfedern*-Zeit. Ästhetische Moden und damit mindestens implizit auch die berufsmäßige Schriftstellerei, der Tieck sich mit den *Straußfedern* ja selbst unterzog, sind so von Anfang an Objekt des Spottes. Nicht minder aber galt Tiecks Ironie auch deren Gegenstück, den Tieck bald nicht mehr recht glaubwürdigen Epigonen eines selbstschöpferisch genialen Schreibens; nicht deren Vorbilder, Goethe oder Schiller, unterwirft er seiner Spottlust, sondern die Auswirkungen der oft blinden Verehrung für sie: Fermer mit dem bezeichnenden Beinamen »der geniale« »hielt die ganze Rede Karl Moor's, und bemerkte in seiner Wuth nicht, daß sie nicht ganz auf seinen Zustand passe; wer wird auch in der Leidenschaft auf solche Kleinigkeiten Rücksicht nehmen?« (II/62f.) Vielen der satirisch überzeichneten Anhänger der diversen, in ihrer Lächerlichkeit ineinander übergehenden Teilströmungen des literarischen Feldes geht es in den *Straußfedern* nicht um Literatur, sondern um sich

15 Gotthold Ephraim Lessing: *Laokoon: oder über die Grenzen der Malerei und Poesie. Mit beyläufigen Erläuterungen verschiedener Punkte der alten Kunstgeschichte*. Berlin: Voß 1766.

selbst<sup>16</sup>, um ihr Selbstbild, um ein der Literatur entnommenes Rollen- und Identitätsmodell »Gelehrter« oder gar »Dichter«, dem sie sich anzugleichen versuchen. »Als Fermer von der Universität zurückgekommen war, ging er zuerst mit hochklopfendem Herzen nach der Straße, in der seine Geliebte wohnte. Er gedachte auf diesem Gange zu verscheiden, so drängte sich ihm das Blut aus allen Adern nach dem Kopfe.« (II/57) Das exaltierte »[e]r gedachte [...] zu verscheiden« ironisiert eine autosuggestive Übernahme verbreiteter literarischer Phrasen in dafür nicht passender Situation. Solche Gestalten werden zu Opfern von Lebensentwürfen, die nicht die ihren sind. Ihre Karikatur geschieht durch die Karikatur des Stils der Texte, deren Empfindungsbeschreibungen sie ihre Gefühle nachzuformen versuchen.

Überhaupt ist eines der Lieblingsthemen Tiecks die Unwirklichkeit der Welt (heute würden wir sagen »Virtualität), in der sich Leser bewegen, die nicht zwischen Literatur und Wirklichkeit zu unterscheiden wissen. »Man sah ihn nicht anders, als in Gesellschaft eines Buches oder mit gen Himmel gerichteten Augen in transcendentalen Regionen mit der Seele wandernd.« (I/11) Aus den täglichen Zusammenhängen herausragend bleiben ihnen nur angelesene Vorstellungen von einem Leben, dem sie nachzueifern versuchen, obwohl es schon deshalb nie ihres werden kann, weil sie es nicht verstehen. Deshalb sind diese Figuren keine tragisch »zerrissenen« Intellektuellen, die keinen Platz in einer ihnen feindlichen Gesellschaft finden können – dieser schwebt oft gut sichtbar vor diesen Figuren in Form von ihnen durchaus angestrebter konventioneller Lebensmodelle, die etwa Liebe und Karriere taktisch verknüpfen und einander dienstbar machen. Lediglich ihr von zu viel unverstandener Lektüre vorübergehend in Unordnung gebrachter Geisteszustand passt noch

16 Von »Kunst als narzißtische Strategie« schreibt mit Blick auf diese Figuren Bettina Gruber: *Schicksal versus Kontingenz. Subjektpositionen im frühen Werk Ludwig Tiecks*. In: »*lasset uns, da es uns vergönnt ist, vernünftig seyn!*« [wie Anm. 13], S. 59–70; hier S. 66.

nicht ganz zu der Gewöhnlichkeit, in der sie dann landen werden. Damit wird nicht so sehr Literatur karikiert als literarische Verwirrung bei Menschen, die letztlich nicht literarisch empfänglich sind, dies aber zeitweise scheinen wollen. Die Gewöhnlichkeit, die sie durch die literarische Verirrung hindurch anstreben und oft auch erreichen, wird von Tieck jedoch nicht als »gesund« oder gar ideal vorgeführt, sie ist nicht »Bürgerliebe zum Menschlichen, Lebendigen und Gewöhnlichen«<sup>17</sup> als Remedium von der Überzüchtung des modernen Intellekts, nach der sich Thomas Manns Tonio Kröger ein Jahrhundert später sehnen wird. Die Bürgerlichkeit seiner Zeit wird von Tieck dargestellt als gelenkt von materiellen Interessen, Taktiken und Strategien (zu denen auch vorgetäushtes ästhetisches Empfinden gehören kann) – sie erweist sich als eine von Begierden zerriebene Uneigentlichkeit. In Figurenrede kann sich denn auch ein expliziter Materialismus breitmachen, dem Erzählung und Handlung nicht widersprechen: »Man darf nur um sich her die Beschäftigungen der Menschen und das Triebwerk ihrer Thätigkeit betrachten, so findet man sehr bald, daß nichts als Eigennutz alle Maschinen in Bewegung bringt, und forscht man nach dem reellen Nutzen bei den meisten Beschäftigungen, so ist es kein anderer, als daß der Magen der Arbeitenden angefüllt wird.« (I/138) Büchner (der stark von Tieck beeinflusst war<sup>18</sup>) vorwegnehmend wird menschliches Handeln pessimistisch bis nihilistisch erklärt, auf Langeweile zurückgeführt (II/21f.) – oder gar medizinisch auf Krankheit: »Beiläufig! ich möchte das meiste in der Welt auf Krankheiten reduzieren. [...] Ein Mensch, der weite Reisen macht, ist ein Kranker, einer, dem viele wunderbare Begebenheiten begegnen, leidet nur an einer Krankheit. Von den religiösen Schwärmern geben die vernünftigen

17 Thomas Mann: *Gesammelte Werke in dreizehn Bänden*. Frankfurt/M.: Fischer 1990. Bd. VIII, S. 338.

18 »Tieck ist für ihn Ideensteinbruch, Bilderreservoir, Zitatfundgrube.« Jan Christoph Hauschild: *Georg Büchner. Biographie*. Frankfurt/M.: Propyläen 1997, S. 539.

sten und unparadoxesten Leser meinen Satz zu, so wie von allen Schwärmern, von den Poeten, Humoristen. Wer bleibt nun noch übrig, als die kalten vernünftigen Leute? Sie sind aber auch nur krank« (III/70). Im Plauderton aufgeklärten Rasonnierens zielt dies auf eine grundsätzliche Skepsis, die alles Vertrauen in eine heile bürgerliche Gesellschaft infrage stellt.

In den ersten, größtenteils satirisch dem aufgeklärt empfindsamen Milieu sich zuwendenden Erzählungen gibt es wenig erfülltes Leben im bürgerlichen Sinne, mögen auch – gerade im ersten Band – klischeehafte Happy Ends das Misstrauen abfedern, das in ihnen gegen die gewohnte Welt spürbar wird. Deren Wertvorstellungen wird unterhalb expliziter Erzähleräußerungen erkennbar widersprochen: Deutlich ragen in viele Geschichten die zeitübliche Moral unterlaufende Darstellungen unkonventioneller Lebensverhältnisse als undiskutierbar normal hinein; so gibt es mehrere uneheliche bzw. durch unglückliche oder tragikomische Umstände vorehelich geborene Kinder, ohne dass deren damals schwieriger sozialer Status innerhalb der erzählten Welt zum Problem würde – sie erscheinen nicht als »Abweichung«, sondern als selbstverständlich dazugehörig. Mit einigem rhetorischen Aufwand wird gar die Lebensgeschichte einer Prostituierten herrschenden Wertvorstellungen entgegengesetzt (I/138), der Sigmund sein Lebensglück verdankt – ihre sexuelle Geschäftsbeziehung zu einem Mächtigen ermöglicht es ihr, sich für ihn einzusetzen.

In diese Gesellschaft bettet Tieck Literatur als Bestandteil entfremdender Prozesse ein; sie befreit ihre Leser nicht, sondern induziert Fremdbestimmung durch literarische Vorbilder, denen ihre Anhänger nachzueifern versuchen, ohne ihnen gewachsen zu sein: »Er machte Gedichte ohne Reim und Rhythmus, und mit häufigen Sprachfehlern, er war eitel und verliebte sich in jedes Mädchen, bloß um seinen Bekannten sagen zu können: er sei in die und die ganz erstaunlich verliebt; er war immer elegant frisirt, ärgerte sich aber bei jeder Gelegenheit gern, und schlug sich mit

der Hand vor den Kopf, weil er sich einbildete, ein kleines Herabhängen der Haare in die Stirn kleide ihn vorzüglich gut.« (I/77f.) Literatur verkommt zur Pose, Dichtung zum Attribut, mit dessen Hilfe die jeweiligen Figuren gerade nicht die gesellschaftliche Anerkennung erhalten, auf die sie doch hoffen – zu lächerlich wirken ihre zwanghaften Versuche, angelesenen Vorstellungen zu entsprechen, ohne diese in ihrem literarischen Wert beurteilen zu können. Das Konzept des authentischen, vielleicht sogar genialen, aber auf jeden Fall originalen Individuums, das zutiefst mit der jüngeren Literatur seit Empfindsamkeit und Sturm und Drang verbunden ist, gerät zur Farce ob der Schablonenhaftigkeit, mit der ihm nachgeeifert wird – und die das derart Nachgeahmte selbst zur Schablone degradiert. Eine in den Texten selbst benannte Ursache dafür ist die Stärke des künstlerischen Ausdrucks, dank der literarisch evozierte Gefühlssensationen intensiver und dadurch, als wäre dies dasselbe, echter wirken können als die unspektakulären Empfindungen, die die Figuren in ihrem realen Alltag zu fühlen Gelegenheit bekommen: »Es ist aber auch wahr, daß die eigentlichen Empfindungen wieder so etwas Seltsames und Närrisches haben, daß man sie nicht gern Empfindungen nennen mag, und darum nehmen viele, Dichter und Fühlende, zu den falschen Empfindungen so oft ihre Zuflucht, weil sie mehr schimmern und auch subtiler scheinen.« (III/93) An die Stelle des Lebens tritt seine »echter« wirkende ästhetische Überhöhung. Mit solchen über die *Straußfedern* breit gestreuten Hinweisen unterminiert Tieck Konzepte der Empfindsamkeit, Aufrichtigkeit und Authentizität. Geprägt durch Literatur leben die Menschen in einer Welt, die nicht mehr die ist, in der sie leben. In der Konsequenz bleibt zunächst wenig Vertrauen übrig auf ein Dichten, in dem das schöpferische Individuum noch zu sich selbst kommen könnte – selbst die Beschreibung ihres eigenen Lebens führt die Figuren fort von dem, was zu beschreiben sie beabsichtigten, der Text verselbständigt sich und gewinnt Oberhand über Autoren, die sich von der Eigenmacht der Sprache und

den in ihr vorgegebenen Phrasen und Formeln beherrschen lassen: »Nach dem Beispiel der größten Männer fing der angehende Schriftsteller nun auch an, sein eignes Leben zum Besten der Jugend zu beschreiben, worin er sich als außerordentlich liebenswürdig, und die erlittenen Drangsale als ungeheuer darstellte. Er machte dabei die Erfahrung, wie ein Mensch in sich selbst etwas hineinlügen könne, der von dem Vorsatz ausgegangen, die lauterste Wahrheit zu sprechen.« (II/47) Am Ende kann die Begegnung mit dem eigenen Buch zum Abenteuer werden, wenn eine Figur nicht mehr beherrscht, was sie doch selbst geschrieben hat: »Als Seidemann seinen Roman fertig hatte, und ihn einigen seiner vertrauten Freunde vorlas, lernte er selbst recht viel aus seinem eigenen Buche, er zog die Moral davon auf sich, und beschloß, stets nach seiner selbst erfundenen Theorie zu handeln.« (II/37) Literatur versetzt in eine unwirkliche Welt – die zumindest dann ins Negative ausschlägt, wenn sie zum Wirklichkeitsersatz wird.

Auf den ersten Blick entspricht dies durchaus Befürchtungen aufgeklärter Pädagogen vor Schäden durch unkontrollierte Vielleerei, die die Menschen ihrer Lebenswirklichkeit entfremden könnten; bei Tieck freilich wird dies nur zum Ausgangspunkt für die Darstellung grundsätzlicherer Probleme. Ludwig, eine Figur also, die mit ihrem Autor den Vornamen gemeinsam hat, bringt diese in der Erzählung *Die Freunde* auf eine Formulierung, die wohl nicht zufällig erinnert an Schillers 1795 veröffentlichtes Konzept des »Sentimentalischen«. <sup>19</sup> Ludwig sehnt sich nach Freundschaft und Liebe, muss aber bekennen: »Der Wunsch nach diesen Gefühlen mußte mir die Gefühle selber ersetzen« (III/60). Eine Kluft tut sich auf zwischen dem, was die Menschen fühlen möchten, und dem, was sie tatsächlich zu fühlen in der Lage sind (oder Anlass erhalten) – eine grundsätzliche Differenz spaltet den Menschen von sich

19 Friedrich Schiller: *Über naive und sentimentalische Dichtung*. In: *Die Horen* 1795, 11. St., T. VIII, S. 43–76; 12. St., T. I., S. 1–55; 1796, 1. St., T. VII, S. 75–122.

selbst und seinen Möglichkeiten. Er kann sich nur noch nach sich sehnen wie nach einer unerreichbaren, verlorenen Möglichkeit. Tiecks frühe Erzählungen »dokumentieren mit unterschiedlicher Intensität des Schreckens, daß die Fremdheit, [...] ein permanenter individualpsychologischer Faktor der Subjektkonstitution seit 1800 wurde«<sup>20</sup>, sie sind »Symptome eines potentiell psychotisch werdenden Wirklichkeitsverlustes«<sup>21</sup> – freilich nicht nur Ludwig Tiecks selbst, sondern der von ihm beobachteten und karikierten Gesellschaft insgesamt. Und Tieck steht damit nicht allein: Moritz' *Magazin zur Erfahrungsseelenkunde* war ein von Tieck zur Kenntnis genommenes Kompendium entsprechender Fallstudien, Schillers Konzept des »Sentimentalischen« beschrieb dasselbe von philosophischerer Warte aus. Tieck wird es gekannt haben. Er war ja ein wacher Beobachter des Literaturbetriebs und als noch nicht etablierter Autor besonders interessiert an aktuellen Strömungen. In Schiller setzte er besondere Hoffnungen<sup>22</sup>, sodass die Koinzidenz kein Zufall sein dürfte. Tieck integriert so in das Medium anspruchslos sein sollender Unterhaltungsware die avancierteste Ästhetik seiner Zeit.

Die von Tieck persiflierten Anhänger von ihnen selbst nicht begriffener Literatur sind nur ein Beispiel für eine tiefere Einsicht: Literatur kann dem Alltag kein unmittelbar umsetzbares Modell eines richtigen Lebens zur Seite stellen, wie die Aufklärung gehofft hatte. Literatur kann nur, weil sie ihm nicht angehört, Distanz schaffen zu ihm, sich und den Leser entfernen von

20 Kremer, *Frühes Erzählen* [wie Anm. 12], S. 500.

21 Ernst Ribbat: *Ludwig Tieck. Studien zur Konzeption und Praxis romantischer Poesie*. Kronberg/Ts. 1978, S. 42.

22 Tieck hatte bereits 1793 einen (verschollenen) Brief an Schiller geschrieben in der Hoffnung, dieser könne ihm zu einer Publikation verhelfen. Dies geht hervor aus einem Brief Wackenroders an Erduin Julius Koch vom 20. Februar 1794, abgedruckt in: Wilhelm Heinrich Wackenroder: *Sämtliche Werke und Briefe. Historisch-kritische Ausgabe*. Hrsg. von Silvio Vietta und Richard Littlejohns. Band II: *Briefwechsel* [u. a.]. Hrsg. von Richard Littlejohns. Heidelberg: Carl Winter 1991. S. 145–150, die entsprechende Stelle findet sich dort auf S. 147.

dem, was ihm als selbstverständlich erscheint. Sie ist ein Medium der Infragestellung, des Abschieds. Tiecks Satire trifft denn auch nicht nur seine Umwelt, sondern immer wieder auch seine eigenen Standpunkte, als wolle er diese mit Shaftesbury einem damals nicht ganz ungewöhnlichen Akt der Ridikülisierung unterziehen<sup>23</sup>, um sie daraufhin zu überprüfen, was von diesen übrig bleibt, unterwirft man sie dem Test des Lächerlich-Machens – man denke nur an seinen Spott auf die doch von ihm selbst geteilte Begeisterung für die Stürmer und Dränger. Zu den Büchern, die er seine Verlachfigur Fermer lesen lässt, gehört mit Grosses *Genius*<sup>24</sup> ein Roman (II/61), dessen begeisterte Lektüre für Tieck selbst eines seiner erschütterndsten Lese-Erlebnisse bedeutet hatte.<sup>25</sup> Durch die satirische Verwendung ausgerechnet dieses Romans entfernt er sich gezielt auch von seiner eigenen Erfahrung. Er nutzt Literatur zur Distanzierung von sich selbst und bewegt sich dadurch stets von seinem jeweils aktuellen Standpunkt fort auf Meta-Standpunkte seinen eigenen bisherigen Positionen gegenüber. Nicht nur unterwirft er so in den *Straußfedern* die Empfindsamkeit, von der er sich schon früher zu verabschieden begonnen hatte<sup>26</sup>, seinem steten Spott (»Es giebt Stunden im Leben, in denen sich der Mensch an Empfindungen so erschöpft hat, daß er nothwendig einschlafen muß.« [II/64]), auch dieser Spott selbst wird dersel-

23 Vgl. dazu Albert Meier: *Schwärmer auf dem Prüfstand. Shaftesburys »raillery« in der deutschen Moralphilosophie und Dichtung des 18. Jahrhunderts*. In: *Festschrift für Erich Trunz zum 90. Geburtstag. Vierzehn Beiträge zur deutschen Literaturgeschichte*. Hrsg. von Dietrich Jöns und Dieter Lohmeier. Neumünster 1998 (Kieler Studien zur deutschen Literaturgeschichte 19), S. 55–74.

24 Carl Grosse: *Der Genius. Aus den Papieren des Marquis C\* von G\*\**. Halle: Hendel 1790–94.

25 Er beschreibt dieses ausführlich in einem Brief an Wackenroder vom 12.6.1792 (Handschrift: Biblioteka Jagiellońska Kraków, Aut. Ludwig Tieck).

26 Vgl. Jürgen Joachimsthaler: *Empfindsamkeitsabwehr. Zu einem verschollenen Brief Ludwig Tiecks*. In: *Briefkultur. Texte und Interpretationen von Martin Luther bis Thomas Bernhard*. Hrsg. v. Jörg Schuster und Jochen Strobel. Berlin, Boston: de Gruyter 2013, S. 59–71.

ben Ironisierung unterworfen: »Die Empfindsamkeit ist auch jetzt etwas so verächtliches geworden, daß es selbst die Schüler nicht mehr der Mühe werth finden, sich mit ihr einzulassen. Man findet allenthalben Leute, die über die Empfindungen spotten, alle unsere Lustspiele sind noch immer voll davon, daß man nicht zu stark fühlen solle, obgleich die wenigen empfindsamen Carrikaturen, die man vielleicht noch findet, gewiß nicht des Aufwandes von Witz werth sind.« (I/65) Der Ironie folgt Meta-Ironie. In *Ulrich, der empfindsame* parodiert Tieck seinen eigenen Roman *Abdallah*.<sup>27</sup> Er befindet sich so in steter Bewegung: Jeder Standpunkt wird nur zeitweise eingenommen als die notwendige Voraussetzung dafür, ihn wieder verlassen, ihn überwinden zu können. Doch wohin soll diese Bewegung führen?

### III.

Die Figuren, oft überspitzte Karikaturen zeitgenössischer Rollen, sind eingefügt in Handlungsmuster, deren Konventionalität den jeweiligen Erzählern bzw. Sprechern und dem vorgestellten Leser sehr bewusst ist. Sie sind Klischees, die in Klischees denken und ihre klischeehaften Vorstellungen in klischeehaftes Handeln umzusetzen versuchen – in genau dieser Klischeehaftigkeit aber vom Erzähler vorgeführt werden. Vom empfindsamen Ulrich heißt es explizit: »Nichts ist für einen verzweifelnden Liebhaber so bequem, als sein Mädchen zu entführen. Aeltern, Verwandte, niemand kann dann dagegen etwas thun. [...] Er hatte es aus Romanen wohl inne, daß solche Entführungen immer einen äußerst romantischen und glücklichen Fortgang haben.« (II/22f.) Die Lächerlichkeit literaturgläubiger Figuren beruht darauf, literarischen Klischees zu glauben. Indem sie diese durchsichtig macht, reflektiert Literatur sich selbst. Der Rest des Textes beweist dann jedoch auch, dass Literatur eben nicht das Leben abbildet – so schön ihre Phantasien sein

27 Achim Hölter: *Kommentar*. In: Tieck, *Schriften 1789–1794* [wie Anm. 11], S. 793–1273; hier S. 982.

mögen (und diese verteidigt Tieck – nicht zuletzt gegen ihre Nachahmer), so katastrophal kann es sein, sie zum Vorbild für das reale Leben zu nehmen. Von einer Überwindung der Grenze zwischen Literatur und Leben kann hier keine Rede sein, im Gegenteil: Sie wird strengstens gezogen – und damit der Literatur jener Nutzwert abgestritten, den die Aufklärung aus ihr ziehen wollte. Es ist ja gerade die »Nutzlosigkeit« der Kunst, die es erst ermöglicht, ihre Autonomie zu fordern.

Gerade die Einsicht in die Vermitteltheit selbst noch des Dichtens und Schreibens ermöglicht die Vorstellung einer davon unberührten ästhetischen Sphäre eigenen Rechts. Tieck geht so in den *Straußfedern* verschlungene Wege, die ihn durch die Niederungen der Lohnschreiberei hindurch zu einer Neukonzeption von Literatur führen, und weist damit einer ganzen nachfolgenden Generation neue Wege, denen freilich am wenigsten er selbst vertraute. Seinen Spott über die Verfasser von ihnen selbst nicht beherrschter Texte zitierten wir bereits. Dem entkommt ein Autor nur durch eine Verabschiedung jener eingeübten Verfahren und Formulierungskonventionen, die ihn zum Objekt seines Textes machen können. Nur in steter Distanzierung auch vom eigenen Werk ist Autonomie zu erreichen – deshalb reichert Tieck seine Texte mit dem Gestus des Spotts und der Ironie um immer neue Meta-Positionen an. Der Autor muss seinen Text thematisieren, um ihm gegenüber eine eigene Position erringen, um sich von ihm distanzieren zu können. Seinem eigenen Text gegenüber *ist* der Autor nicht transzendental, er kann es nur *werden* in einer unabschließbaren Bewegung mit unbekanntem Ziel.

Dazu bedarf es gezielter Selbstreflexion der Erzählung als Erzählung. Nicht umsonst thematisiert der Erzähler in einem der *Straußfedern*-Texte das Handlungskorsett seiner eigenen Erzählung als eines, dessen Beschränkungen nur »einfältig[en]« Figuren nicht auffallen: »Mir ist bei dieser Geschichte immer beigefallen, daß der junge Held nur einfältig ist; wie er es nämlich gar nicht merkt,

daß er zu weiter nichts dient, als eine Fabel mit ihrer Lehre einzukleiden. Ich wäre wenigstens nicht so weit gereist, ohne darauf zu kommen, daß alles bloß veranstaltet sei, um mich reisen zu lassen. Es können aber nicht alle Menschen gleich klug sein, und das ist eine heilsame Einrichtung. Aber ausgemacht ist, daß sehr viele Personen nur dazu dienen, um den andern abstrakte Begriffe zu personifizieren; sie können nicht dafür, diese Unschuldigen, das ist wohl wahr, und sie glauben ein ganz ordentliches, für sich bestehendes Leben zu führen.« (III/84) Dass Kunst mit ihren Figuren willkürlich verfährt, die erzählte Welt also für die Figuren, die Marionetten des Textes sind, ein Gefängnis sein kann, verweist zunächst auf die Macht der Kunst, vielleicht auch des Autors, der jedoch, wir sahen es bereits, seinerseits zum Spielball von Texten werden kann, die sich quasi durch ihn hindurch ereignen. Am Ende des zeitgleich entstandenen *Gestiefelten Katers* muss der Dichter sogar als in seinem eigenen Werk auftretende Figur das Scheitern seines eigenen Werkes hinnehmen.

Mit dieser Thematisierung der Ohnmacht der Figuren dem Erzählvorgang gegenüber neigt der Text zur Metalepse, der Thematisierung seiner eigenen Verfasstheit in sich selbst. Der Text steht sich beobachtend gegenüber und führt von einer Meta-Ebene aus sich selbst vor als eine Ordnung, die den ihr unterworfenen Figuren Schicksale zumutet; vielen Figuren stellt sich deshalb unter der obersten Erzählebene die Frage, inwieweit das, was ihnen zustößt, Zufall ist oder wie auch immer zu erklärendes, von wem auch immer für sie bestimmtes Schicksal. Diese Frage – auf die er jede Antwort verweigert – stellt sich den Figuren in Tiecks erzählten Welten immer wieder. Sie ist eines der zentralen Themen der *Straußfedern*-Erzählungen Tiecks, ja seines gesamten Frühwerks,<sup>28</sup> eines der Leitmotive, die die Texte miteinander verknüpfen. Sie führt scheinbar weit weg von der Frage der Kunstautonomie und erweist sich dann doch als das zentrale Instrument, mit dessen

28 Gruber, *Schicksal* [wie Anm. 16].

Hilfe es Tieck gelang, aus den *Straußfedern* eine neue Ästhetik herauszuentwickeln, an die Nicolai nie gedacht hatte. Mit dem »Schicksals«-Diskurs nämlich unterläuft Tieck Selbstverständlichkeiten aufgeklärten Denkens, die die Oberfläche der ersten Erzählungen selbst noch zu dominieren scheinen. Die Schicksalsthematik ermöglicht ihm Handlungsentwürfe, die der in den Texten vordergründig dominanten Rhetorik diametral entgegengesetzt sind. Mit ihr unterminieren die Texte ihre eigene Botschaft, die Erzählungen richten sich gegen das, was sie zu verkünden behaupten.

Bereits Tiecks erste *Straußfedern*-Erzählung handelt so explizit vom Schicksal, dass Tieck ihr in den *Schriften* den Titel *Schicksal* geben konnte. Auf der Textoberfläche wird zunächst im einleitenden Erzählerräsonnement gut aufklärerisch jedem Glauben an ein Schicksal widersprochen und dieser als psychologisch erklärbare Selbsttäuschung entlarvt: »Oft beehren wir einen Zufall mit diesem Namen des Schicksal [...]; oft sogar lassen wir uns [...] verleiten, unsre armseligsten Fehler einem höhern, unsichtbaren Wesen zur Last zu legen« (I/9). Doch tatsächlich gerät diese Oberflächenrhetorik immer wieder in Widerspruch zu Handlung und Textaufbau: Der Erzähler spricht z. B. in einem Gestus proleptischer Vorausschau seinen Protagonisten direkt an und kündigt ihm von der Warte der obersten Textinstanz aus genau jenes Schicksal an, dessen Existenz er selbst eingangs zu bestreiten behauptet: »O du weißt nur nicht, welch Schicksal deiner harret« (I/15) heißt es einmal. Natürlich kommt der Figur ihr Schicksal durch den Erzähler zu; aus Sicht der Figur nicht mehr von der Hand zu weisen ist damit der Eindruck deterministischen Ausgeliefertseins, wie er diverse Schicksalstragödien<sup>29</sup> und andere, an Schaueremotiven reiche Jugendwerke Tiecks (*Abdallah*, *William Lovell* u. a.) deutlich beherrscht.

29 [Ludwig Tieck]: *Der Abschied. Ein Trauerspiel in zwey Aufzügen*. Berlin: Johann Georg Langhoff 1798 [geschrieben 1792]; [ders.]: *Karl von Berneck. Trauerspiel in fünf Aufzügen*. In: *Volksmärchen*. Hrsg. v. Peter Leberecht. Dritter Bd. Berlin: Karl August Nicolai 1797, S. 1–226.

Liest man die *Straußfedern*-Erzählungen hintereinander, hat man den Eindruck, Tieck wolle in ihnen parallel zu seinen zeitgleich entstehenden anderen Texten (in denen es ja immer auch um Fragen des Schicksals, der Determination und der Willensfreiheit geht) die semantische Bedeutungsvielfalt von »Schicksal« systematisch auffächern. Bereits in *Schicksal* werden verschiedenste Verwendungsweisen des Begriffs auffällig gehäuft. Insgesamt jedoch will Tieck in dieser ersten Erzählung nicht so sehr Schicksalsgläubigkeit ironisieren als die Selbstherrlichkeit dessen, der sein Leben aus eigenen Stücken bemeistern zu können glaubt. So heißt es von dem Protagonisten Anton, »stolz stand er da, wie der Regent seines Schicksals, und sagte eine Tirade nach der andern, die alle beweisen sollten: der Mensch vermöge alles, wenn er es nur ernstlich wolle.« (I/26) Die »Moral« der Erzählung ist die Widerlegung dieser stolzen Selbstsicherheit, auf Erzähler-ebene wird das Ausgeliefertsein Antons an von ihm eben nicht beherrschbare Determinanten explizit: Anton, so heißt es, »ging dann, wohin ihn das Schicksal zu neuen Abentheuern und neuen Unglücksfällen rief«. (I/29) Derselbe Erzähler, der den Begriff *Schicksal* eingangs zu verabschieden scheint, gebraucht ihn selbst. Die Diskrepanz zwischen *discours* und Handlung wird gezielt eingesetzt zur Unterminierung aufgeklärter Selbstbestimmungsvorstellungen: Anton, heißt es schließlich, »hatte immer noch nicht gelernt, daß seine Pläne nicht taugten« (I/42). Bewusster Selbstwiderspruch solcher Art aber ist eine Form der impliziten Metalepse, zwingt sie den Leser doch zu distanzierter Reflexion des Textes und seiner Struktur.

In *Die gelehrte Gesellschaft* wird das Thema »Schicksal« schließlich zum Gegenstand literarisch komplexer Metareflexion. Birnheim erzählt darin vom Rektor seiner Universität: »Er wollte uns durch seine Erklärungen eine hohe Ehrfurcht vor uns selber beibringen. Um dies noch bequemer zu bewerkstelligen, flocht er damit die Idee vom Schicksal zusammen, wie es die ganze Menschheit sowohl, wie auch den einzelnen Menschen leite, ihn

nicht aus den Händen lasse und dergleichen mehr.« (II/97) Birnbaum, erzählt er, habe darauf mit Spott reagiert: »Ich schilderte die Menschheit wie einen Bär, den das Schicksal an einer Kette führe und Künste machen lasse; [...] ich hatte ein eignes kleines Marionettentheater erbaut und Figuren geschnitzt, [...]. Die Marionetten wurden von oben mit Fäden regiert; der Hanswurst repräsentierte die reine Menschheit, und ohne, daß er es wußte, war er mit dem einen Beine, vermittelt eines Fadens, an eine verschleierte unförmliche Gestalt befestigt. Wenn er nun seinen guten Freunden versprach, sie im Gasthofe zu besuchen, oder wenn er Gevatter stehn sollte, und eben im Begriff war abzugehen, ward er von der unförmlichen Figur plötzlich zurückgezogen, so daß er selbst nicht wußte, woran er war. Wenn er dann ausgescholten ward, so entschuldigte er sich immer mit seinem Schicksale, und daß er keinen freien Willen habe.« (II/98) Es ist in dieser Binnenerzählung der Künstler, der das Schicksal seiner Figuren bestimmt, und zwar so, dass diese selbst es nicht durchschauen können, weshalb sie ersatzweise nicht von ihm, sondern vom »Schicksal« sprechen. Auf der nächsthöheren Erzählebene unterliegt freilich auch dieser Künstler selbst von ihm nicht beherrschbaren Schicksalen.

#### IV.

Die Zentralstellung dieses Motivkomplexes in den *Straußfedern* erlaubt Tieck auch das Spiel mit an den Begriff »Schicksal« sich anschließenden Assoziationen: Determination durch das vom Menschen Unbeherrschbare führt leicht über in Imaginationen des Schrecklichen und Schauerhaften, des Unheimlichen und Phantastischen. Und tatsächlich erhalten diese in den *Straußfedern* von Band zu Band mehr Gewicht. Tieck will sie offensichtlich aufwerten und innerhalb der *Straußfedern*, zu deren aufgeklärtem Programm sie überhaupt nicht passen, durchsetzen. Allerdings

geht es ihm dabei nicht einmal um schaurig irrationale Stimmungen allein – diese erweisen sich zumindest am Ende als Vehikel für etwas ganz anderes: »Selbst die aufgeklärtesten Menschen glauben an Ahnungen, weil es eine Poesie ist, die in ihnen selbst ertönt, und nicht von außen in ihr Ohr kömmt.« (II/48) Nicht so sehr um die »Ahnung« geht es hier, sondern in erster Linie um deren »Poesie«. Die Diskussion um Schicksal, Determination und Willensfreiheit, durch Tiecks Metalepsen auf eine zu metaphysischer Analogiebildung und Spekulation einladende Meta-Ebene verlagert, soll gar nicht rational aufgelöst werden, die lustvolle Auffächerung der vielfältigen Bedeutungen von »Schicksal« bereitet im Gegenteil den Boden für Visionen und Ahnungen, für Vorstellungen, die gar nichts Reales mehr evozieren sollen, sondern Imaginationen um ihrer selbst willen, Phantasie.

Das Reden über das Schicksal eröffnet so selbst dort, wo es bestritten wird, Ahnungsräume, die über die Banalität der satirisch erzählten Welt der aufgeklärten Räsionier- und Empfindungszirkel weit hinausgehen. Zunächst, vor allem in den früheren Texten, sichert Tieck phantastische Elemente mit der Möglichkeit ab, nur psychologisch erklärbare Wahnvorstellungen einzelner Figuren zu sein. In der älteren Forschung hat man daraus die These abgeleitet, Tieck sei erst dadurch zum »Romantiker« geworden, dass er auf derartige Einbettungen des Phantastischen in aufgeklärtes Denken verzichtet habe. Doch sind derartige Begründungen phantastischer Elemente eher der Rücksicht auf den Aufklärer Nicolai und, allgemeiner, den Zeitgeist geschuldet. Sie ermöglichten es Tieck, phantastische Momente scheinbar aufklärungskonform in Erzählungen einzubringen, die jedoch, sieht man genauer hin, wie schon in *Schicksal* ihre eigene Aufgeklärtheit von Anfang an unterlaufen. Deshalb kann man aus der bloßen Textoberfläche nicht unbedingt ableiten, Tieck sei auch selbst »davon überzeugt, daß die Kontinuität der durch die Phantasie vermittelten Seelenlage von einer Situation abhängig ist, die durch einen Kausalzusammenhang verbürgt wird [...] durch

ein Zeichen von Ursache und Wirkung vorbereitet wird.«<sup>30</sup> Ein »Zeichen von Ursache und Wirkung« ist ein Zeichen, das auch taktisch eingesetzt sein kann und keineswegs für das stehen muss, was es zu bedeuten vorgibt. Die Handlungen unterlaufen immer wieder den *discours*, den Tieck auf Erzählebene über sie legt, um sie aufklärungskompatibel zu machen. Zu häufig werden Widersprüche zwischen Erzählerrede und Handlung aufgebaut, als dass man diese als unbeabsichtigte Fehler abtun könnte. Der Emanzipation der Phantasie von den Fesseln der Vernunft widmet Tieck zudem außerhalb der *Straußfedern* auch sehr explizite Überlegungen. Bereits in *Über Shakespeare's Behandlung des Wunderbaren* propagiert er eine Mischung der Stimmungen, die nicht mehr nach ihrem Realitätswert, sondern nach ihrem Wirkungsgrad bemessen werden sollen, und überlegt, welches Mischungsverhältnis von Motiven den Fiktionalitätspakt mit dem Leser (in Tiecks Worten: »die Täuschung«) am besten unterstützt.<sup>31</sup> Es geht ihm nicht um Wirklichkeitswiedergabe und Rationalität, sondern um den Eigenwert ästhetischer Illusion.

Die in *Über Shakespeare's Behandlung des Wunderbaren* noch mit Rationalisierungen legitimierten »Übergänge des Gewöhnlichen und Ungewöhnlichen«<sup>32</sup> sind Tiecks eigentliches Interesse – nicht die Begründung des Phantastischen interessiert ihn, sondern das Phantastische selbst, seine poetische Eigenart. Dass er Rationalisierungen als Konvention zunächst akzeptiert, beeinträchtigt dies nicht. In der Vorrede des *Abdallah* heißt es: »Der Hang zum Wunderbaren liegt so tief in der Seele des Menschen, daß keine Aufklärung oder Freigeisterei die Eindrücke schwächen wird, die der große Dichter auf uns macht, wenn er Wesen aus jenen furcht-

30 Takehiko Maruyama: *Liebe und Phantasie in Tiecks »Almansur« und seinen Straußfeder«-Erzählungen*. In: *Journal of liberal arts and sciences / Sapporo Medical College* 31 (1990), S. 73–94; hier S. 86.

31 Ludwig Tieck: *Über Shakespeare's Behandlung des Wunderbaren*. In: ders., *Schriften 1789–1794* [wie Anm. 11], S. 685–722; hier S. 703.

32 Maruyama, *Liebe und Phantasie* [wie Anm. 30], S. 84.

baren Regionen unsrer Phantasie vorüberführt; ich bin auch überzeugt, daß jenes Grauen, das uns im Macbeth oder Hamlet befällt, keinen nachteiligen Einfluss auf die Ausbildung unsrer Vernunft haben könne.«<sup>33</sup> Verstand und Phantasie können einander nicht beeinträchtigen und müssen nicht aufeinander abgestimmt werden. Rationalisierung ist demnach gar nicht in der Lage, entsprechende »Eindrücke [zu] schwächen«. Phantastische Bilder wirken unabhängig davon, ob und wie sie erklärt werden.

Das Verhältnis von Phantasie und Verstand hatte Tieck bereits als Schüler in den *Paramythien* (um 1790) in ein damals noch aufklärungs- und empfindsamkeitskompatibles Bild zu bringen versucht: »An der Hand der Phantasie lächelte der Verstand zuerst; beide wandelten stets itzt Hand in Hand oder durchfuhren beide auf ihrem Wagen den Himmel und die Erde; doch regierte stets der Gatte die Rosse. Oft zwar küßt ihn die Phantasie und streichelt ihn, bis er ihr die Zügel übergibt, dann ruht er oft und der Schlummer schaukelt sich auf seinen Augenlidern: Dann schwingt die Phantasie die Geißel der Begeisterung, die Rosse stürzen dahin, der Wagen schießt durch die Welten hindurch, bis vom Eise Saturns angeweht, oder von der Leere des chaotischen Reiches angegähnt mit Schrecken der Verstand erwacht, die Zügel ergreift und den Wagen zurück zur Heimat lenkt.«<sup>34</sup> Ergreift in den *Paramythien* noch selbstverständlich der »Gatte« Verstand die Herrschaft, um auch die Phantasie zu schützen vor den Folgen ihrer unvernünftigen Ausschweifungen und Exzesse, kehrt sich deren Verhältnis in den *Straußfedern* sukzessive um. Bereits zu Beginn der ersten, Tiecks Aussage nach ganz von ihm selbst stammenden Erzählung wird das Verhältnis zwischen Phantasie und Vernunft neu austariert: Die Literatur nimmt ihre Leser in die

33 Ludwig Tieck: *Abdallah. Eine Erzählung*. In: ders., *Schriften 1789–1794* [wie Anm. 11]; EA Berlin, Leipzig: Carl August Nicolai 1795], S. 253–447; hier S. 255.

34 Ludwig Tieck: *Der Verstand und die Phantasie. Eine Paramythie*. In: ebd., S. 27–29; hier S. 28f.

Pflicht, sie sollen sich einlassen auf den fiktionalen Pakt mit ihr. »Wenn sich Jemand die Mühe giebt, irgend eine Geschichte ernsthaft zu erzählen, so ist es die Pflicht der Zuhörer aufmerksam zu sein, und wenigstens nach dem Schein seinen Erzählungen Glauben beizumessen.« (I/93) Nicht mehr »Wahrheit« im Sinne einer Übereinstimmung mit der Wirklichkeit bzw. grundlegenden Aussagen der Welt verspricht der Autor, er fordert im Sinne der einsetzenden Wirkungspoetik den Leser auf, sich auf das Kunstwerk ganz einzulassen und seinen Evokationen zu folgen, in sich und seinem Vorstellungsraum also geschehen zu lassen, was es auslöst darin.

»Schicksal« und Schauer motive waren bereits seit Horace Walpoles *The Castle of Otranto*<sup>35</sup>, dem Urtext der *gothic novel*, Liebling motive populärer europäischer Literatur. Mit den während seiner *Straußfedern*-Jahre publizierten Texten (also nicht nur mit diesen allein, sondern auch mit Werken wie dem *William Lovell*) hatte Tieck daran Anteil und unterließ, betrachtet man seine diversen gleichzeitigen Publikationen entgegen gewohnter Unterscheidungen als Einheit, die Dichotomie zwischen »niederer« und »hoher« Literatur, ohne über ein klar benennbares »drittes Feld« zu verfügen, in das er sich von diesem Gegensatz aus wie in etwas Sicheres, schon Vorgegebenes hätte hineinbewegen können. Das Schlagwort »romantisch« sollte bald ein solches Feld bezeichnen, doch behielt auch dieses immer einen etwas utopischen Wunschcharakter – und Tieck enthielt sich, als es diskutiert wurde, selbst jener theoretischen Auseinandersetzung, die er für sich in der Zeit der *Straußfedern* bereits ausgefochten hatte –, ohne dort freilich über diesen Begriff zu verfügen. Er brauchte ihn nicht, sah sich später wohl auch etwas in ihn eingesperrt, als insbesondere Friedrich Schlegel sein Konzept des Romantischen an von Tieck bereits erbrachten literarischen Leistungen konkretisierte. Dennoch: Auch

wenn dieser Begriff in den *Straußfedern* keine Rolle spielen konnte, ist es erhellend, von ihm aus zurückzublicken auf sie, wertete dieser in einer seiner vielen Bedeutungsnuancen doch das bis dahin als »niedrig« verachtete »romanhaft«, eben »romantisch« Populäre auf und damit auch den die Phantasie anregenden poetischen Eigenwert kommerziell erfolgreicher, ästhetisch aber lange Zeit verachteter literarischer Muster wie der Gruseffekte des Schauerromans. Dass diese auch der Aufklärer Nicolai ablehnen musste, ist selbstverständlich. Jedoch war Nicolai liberal (und geschäftstüchtig) genug, solche beliebten Unterhaltungselemente so lange zu dulden, solange sie parabelhaft zugunsten klarer moralischer Botschaften genutzt oder als bloße Spannungselemente eingesetzt wurden, die dann durch spätere rationale Aufklärung sein Weltbild umso überzeugender bestätigen sollten. Sobald jedoch der fiktionale Eigenwert solcher Momente sich verselbständigte und nicht mehr in eine rational auflösbare Geschichte mit einsehbarer vernünftiger moralischer Lehre eingebunden wurde, war es für ihn nur noch schwer akzeptierbar. Gerade diese Verselbständigung des Phantastischen als nicht mehr äußeren (moralischen, belehrenden) Zwecken unterworfenen dienendes Textelement aber war eine zunehmend deutlicher werdende Tendenz in Tiecks Schreiben. Seine *Straußfedern*-Texte lassen sich lesen als anfangs nur zaghaft, dann immer vehementer geführte Auseinandersetzung um die Minimierung des Rahmens an Vernünftigkeit, in den phantastische Bilder und Visionen hineingepresst werden mussten, um aufgeklärtem Denken noch legitim zu erscheinen. Die stete Diskussion des Begriffs »Schicksal« war ein Vehikel dafür. Der Konflikt zwischen Tieck und Nicolai sollte am Ende auch deshalb eskalieren, weil Tieck diesen rationalen Legitimationsrahmen immer weniger akzeptierte und ihn ironisch unterließ, satirisch sabotierte und schließlich offen sprengte.

Als Beispiel für die für Nicolai wohl noch unproblematische Ausgangslage mag die Erzählung *Der Fremde* (Tiecks Selbstdarstellung zufolge sein erster originaler *Straußfedern*-Beitrag) dienen:

35 [Horace Walpole:] *The Castle of Otranto, a Story*. Translated by William Marshal, Gent. From the Original Italian of Onuphrio Muralto, Canon of the Church of St. Nicholas at Otranto. London: Lownds 1764.

Mit offenkundiger Freude an der schaurigen Stimmung evoziert Tieck eine unheimliche Atmosphäre, in der freilich eine psychologische, also aufgeklärt rationale Auflösung des später auftretenden Wunderbaren als Möglichkeit bereits angelegt ist. »In diesen dämmernden Abendstunden, von Wäldern und stummer Einsamkeit umgeben, erscheint uns das gewühlvolle menschliche Leben gewöhnlich trübselig und freudenleer, eine unbekannte Furcht vor unbekanntem Gegenständen nimmt uns bei der Hand [...]. Löwensteins Phantasie war gespannt, und es ist nicht zu verwundern, wenn er jeden Athemzug des Windes aufmerksamer behorchte, und zuweilen hinunter in die zitternde Dämmerung sah, die hinter ihm lag.« (I/98) Dass er den Begleiter, der sich in dieser Stimmung zu ihm gesellt, später für eine Geistererscheinung hält, wird in der Erzählung denn auch explizit psychologisch als nur subjektiver Irrtum erklärt. Sieht man jedoch genauer hin, wird diese Auflösung brüchig. Sie erfolgt nur aus der Figurenperspektive durch Löwensteins Vater. Der *will* offensichtlich zu einer rationalen Aufklärung kommen, er »gab sich Mühe [!], die ganze Sache philosophisch zu erklären.« (I/101) Das schützt Löwenstein nicht vor einer weiteren – nicht abermals aufgeklärten – Sichtung des Geistes, die zu seinem Tod führt. Der Text enthält so ausdrücklich die Möglichkeit einer rationalen Erklärung, ohne dass diese die tatsächlich einzige Interpretationsmöglichkeit wäre – und in ästhetischer Hinsicht nicht einmal die befriedigendste: Dem tragischen Ende gegenüber wirkt sie merkwürdig schal.

Deutlich weiter geht Tieck dann in *Der Psychologe* (im 2. Band dieser Ausgabe): Erzählt wird der Schauereffekt, den – ausgerechnet – ein Psychologe erlebt, als er die schriftliche Nachricht vom Tod eines Freundes von diesem selbst überbracht bekommt, also wohl von dessen Geist, der schon ganz entrückt zu sein scheint und ihn gar nicht mehr erkennt. Der Gruseffekt wird weidlich ausgekostet, ehe am Ende die offensichtlich an den Haaren herbeigezogene Auflösung erfolgt: Der Überbringer der Nachricht war ein zufälliger Reisender, der ebenso zufällig dem Freund,

dessen Tod er übermittelte, zum Verwechseln ähnlich sah. Dass dieses ausgerechnet einem Psychologen (nachdem die Erzählung in der Ausgabe der *Schriften* auch noch benannt wird) passiert, ist nicht zufällig: Seine Wissenschaft soll versagen vor der vom Autor auf dieses Ergebnis hin geformten willkürlichen Handlung, und genau dieses Versagen will Tieck vorführen. Eine der Techniken aufgeklärter Literatur, die Satire auf offensichtlich Unvernünftiges, wird hier gegen die Vernunft selbst gewendet. Wie zum Überfluss muss dies der Psychologe selbst einsehen, Tieck legt ihm eine Absage an die Verstandesgewissheit seiner Wissenschaft in den Mund: »Eine Auflösung, die die Psychologie niemals zustande bringen könnte, merkte der Psychologe an.« (II/112) Tieck, der Vorlesungen von Karl Philipp Moritz besucht hatte, verspottet damit ein flach konventionelles Verständnis einer allzu einsinnig rationalisierenden Psychologie, die weit hinter den Einsichten Moritz' zurückbleibt. (Eine der *Straußfedern*-Erzählungen will Tieck auch ursprünglich für das nach Moritz' Tod jedoch eingestellte *Magazin zur Erfahrungsseelenkunde* geschrieben haben).<sup>36</sup> Tiecks eigenes Interesse an Psychologie richtet sich entsprechend nicht auf eine Hinwegerkklärung irrationaler Phänomene, sondern im Gegenteil auf das faszinierend und phantasieanregend Fremdartige verstörter und verwirrter Zustände, auf Grenzerfahrungen und Wahnsinn. Nicht umsonst besucht eine Figur gezielt »Irrenanstalten, Zuchthäuser und dergleichen Orte, die als eben so viele Satyren auf den Menschen aufgestellt sind« (II/109). Satiren auf den Menschen können sie freilich nur insofern sein, als sie extreme Möglichkeiten humaner Existenz abdecken und damit einladen zu Imaginationen, die jeden konventionellen Rahmen sprengen.

36 Claudia Stockinger: *Pathognomisches Erzählen im Kontext der Erfahrungsseelenkunde. Tiecks Beiträge zu Nicolais »Straußfedern«*. In: *Die Prosa Ludwig Tiecks*. Hrsg. v. Detlef Kremer. Bielefeld: Aisthesis 2005, S. 11–34 interpretiert Tiecks *Straußfedern*-Erzählungen ganz von Moritz aus.

## V.

Es könnte aus Sicht aufgeklärter Leser der *Straußfedern* nicht paradoxer sein: Zunächst führt Tieck Figuren vor, die Marionetten von ihnen nicht begriffener literarischer Konzepte sind, um dann später seinerseits die Leser explizit dazu aufzufordern, sich der Literatur zu überlassen – und zwar einer, die sich zunehmend der einfachen aufgeklärten Verstandeswelt verweigert. Nicht umsonst verlangt in den *Straußfedern* der Erzähler vom Leser explizit, sich in eine entsprechende Stimmung zu bringen: »Sind Sie aber in einer sehr ungläubigen Stimmung, so machen Sie Feuer im Kamin, setzen Sie sich dicht umher, und löschen Sie das Licht aus. Lassen Sie die Feuerbrände ihr mattes auf- und niederschließendes Licht im Zimmer verbreiten, und dann nehmen Sie das Buch und fangen Sie an zu lesen: ich habe immer gefunden, daß ein Kaminfeuer die Phantasie erhebt, und den vorlauten Verstand etwas zum Schweigen bringt« (I/93). Deutlich ist auch hier der Gegensatz zwischen Vernunft und Phantasie, doch dreht rationale Wertung sich um in ihr Gegenteil: Der »vorlaute[.] Verstand« soll »zum Schweigen gebracht«, der Phantasie Raum gewährt werden. Die spezielle Vorbereitung (»löschen Sie das Licht aus«) entspricht damaligen technischen Neuerungen bei der Präsentation von Kunst, die deren Autonomisierung bis in die künstlerische Praxis hinein begleiten: Das nun als solches rezipierte Kunstwerk bedarf besonderer Atmosphäre. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts begann man, unterstützt von Glucks Opernreform und der Entwicklung der neuen Kunstform der Symphonie, Musik stillsitzend als dem religiösen nur noch analoges reines Kunstwerk zu rezipieren<sup>37</sup>; Museen werden wie Sakralräume angelegt, in denen Kunstwerke zuvor religiösen Bildern vorbehaltenen auratischen Platz in aus-

<sup>37</sup> Deutlich wird dies auch in *Das merkwürdige musikalische Leben des Tonkünstlers Joseph Berglinger*. In: *Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders*. Berlin: Unger 1797, S. 228–275: Berglinger wird zunächst zutiefst ergriffen von Sakralmusik in der Kirche und lauscht dann weltlicher Musik ebenso andächtig wie zuvor geistlicher.

geklügelter Beleuchtung erhalten; in der Literatur setzt sich mit dem einsamen, stillen Lesen eine Art andächtiger Haltung durch, die aber nicht mehr religiösen Inhalten gewidmet ist, sondern dem Eigenwert des Ästhetischen. Kunst soll nicht zum Werkzeug taugen und Instrument sein für praktische Handlungsanweisungen, sie soll ein wirklichkeitstranszendentes Reich eigenen Rechts eröffnen, das im Bewusstsein seiner Unwirklichkeit genossen werden kann – im Halblicht am Kamin bei quasi ausgeschalteter Vernunft. Lächerlich ist, wer literarisch Evoziertes außerhalb dieser aus dem Alltag herausragenden Sonderstimmung nachzuleben versucht.

In den *Straußfedern* können wir dieses Konzept entstehen sehen – und mitlesen, wie phantastische Darstellungen sich herausarbeiten aus moralisch-didaktischen Legitimationen oder psychologischen Begründungen. In *Die Freunde* dienen Verwirrung von Wahrnehmung, Erinnerung und Traum zugleich als quasi-psychologische Erklärung der Traumbilder und als genussvoll um seiner selbst willen beschriebener Zustand, der es erlaubt, die Textwelt allzu strengen wirklichkeitsmimetischen Auflagen zu entziehen. Mit deutlicher Freude an den Phantasiebildern und ihrem Eigenwert wird eine aus späterer Sicht typisch romantische Szenerie vorweggenommen, die nicht zufällig erinnert an die tönenden Landschaften des *Sternbald* (an dem Tieck ja während der *Straußfedern*-Zeit schrieb und der im selben Jahr erschien wie der letzte *Straußfedern*-Band): »Nun klang und tönte alles, tausend schöne Stimmen redeten durch einander, Gesänge lockten sich und Töne schlangen sich um Töne, und in dem niedersinkenden Abendrothe wiegten sich unzählige blaue Schmetterlinge, auf deren breiten Flügeln der Schein funkelte.« (III/54) Diese Imagination ist durchwoben von einem engen Geflecht aus Träumen und Visionen, die bereits ganz in der Romantik sind und sich doch zugleich noch herleiten aus Ansätzen der Erfahrungsseelenkunde, etwa wenn Elemente der romantischen Landschaft »[a]us dem Hintergrunde des Gedächtnisses« in diese kommen. Damit entsteht ein

alle Sinne ansprechender metaphorischer Gefühls-Innenraum des Menschen: »er horchte auf die wunderbaren Melodien, die zu ihm wie von fernen Ufern, herübertönten; das Seltsamste gesellte sich zum Gewöhnlichsten; seine ganze Seele wandte sich um. Aus dem Hintergrunde des Gedächtnisses, aus dem tiefen Abgrunde der Vergangenheit wurden alle die Gestalten hervorgetrieben, die ihn einst entzückt oder geängstigt hatten« (III/51). Mischung (»das Seltsamste gesellte sich zum Gewöhnlichsten«) hebt konventionelle Erfahrungen auf und evoziert das nur in der Phantasie mögliche Erleben einer großen, mystisch anmutenden Einheit, einer »Synthese« des Verschiedensten und Konventionellsten, wie Novalis das als »romantisch« propagierte. Bei Tieck handelt es sich dabei um ephemere Zustände, deren Zauber in ihrer immer nur flüchtigen Kürze liegt. »Ludwig suchte alle diese wechselnden Gefühle festzuhalten und in diesem magischen Genusse sich seiner selbst bewußt zu bleiben, aber vergeblich: wie räthselhafte Bücher mit bunten grotesken Figuren, die sich schnell auf einen Augenblick eröffnen und dann plötzlich wieder zugeschlagen werden; so unstät, so flatternd zog alles seiner Seele vorüber.« (III/51f.) Eine Art Erfahrungsseelenkunde der Imagination löst das Bewusstsein für den kurzen Moment des ästhetischen Erlebens in visionäre Landschaftsbeschreibung auf und vermischt Vision und Erinnerung, Sinneseindruck und Phantasie miteinander, lauscht kleinsten Seelenbewegungen hinterher und entführt in das Reich sich verselbständigender Imagination. Die Vorstellung von der Macht poetischer Magie nimmt später berühmt gewordene Formulierungen vorweg von Novalis (»Dann fliegt vor Einem geheimen Wort / Das ganze verkehrte Wesen fort«<sup>38</sup>) und Eichendorff (»Und die Welt hebt an zu singen, / Triffst du nur das Zauberwort«<sup>39</sup>). Das von diesen beschworene »Zauberwort«,

38 Novalis: *Wenn nicht mehr Zahlen und Figuren*. In: ders.: *Werke*. Hrsg. und kommentiert v. Gerhard Schulz. München: Beck 2001, S. 85.

39 Joseph von Eichendorff: *Wünschelrute*. In: ders.: *Werke in vier Bänden*. München, Wien: Hanser 1981, Bd. I, S. 103.

welches die vorgestellte Welt romantisieren und verwandeln soll, ist die Poesie selbst – und erfüllt diese Funktion bereits bei Tieck: »Jetzt ging wie eine Morgensonne die Erinnerung in ihm auf, wie er zuerst den Genuß der Poesie habe kennen lernen, wie er zum erstenmal den holden Einklang verstanden, den manches Menschenohr niemals vernimmt. Wie unbegreiflich, sagte er zu sich, flog damals das zusammen, was mir auf ewig durch große Klüfte getrennt schien [...]. So ward mir nun das genannt, was ich immer hatte aussprechen wollen; ich empfang nun die schönsten Schätze der Erde, die meine Sehnsucht bis dahin vergeblich gesucht hatte; und wie hab' ich dir seitdem, du göttliche Kraft der Phantasie und Dichtkunst, so alles zu danken!« (III/52f.) Im Moment der Poesie fließt alles zusammen, ein »holder Einklang« entsteht, der ein umfassendes Einheitserlebnis ermöglicht. Dies alles wird gedoppelt von Metaebenen der Reflexion, die zu sich spiegelnder Vielfältigkeit führen, das momenthaft Unwirkliche betonen und den Eindruck hervorrufen, »daß ich jetzt vielleicht nur schlafe und es mir dann träumen kann, ich schliefe zum zweitenmale ein, und hätte einen Traum im Traume, bis er so in die Unendlichkeit fortginge« (III/58). Der »Traum im Traume« entspricht strukturell Tiecks Neigung zu Distanzierung und Selbstübersteigerung auf immer neue Meta-Ebenen – nicht umsonst gibt es in den *Straußfedern* auch einen »Roman im Romane« (II/131). In die Fiktion lagert sich ein neue Fiktion bis »in die Unendlichkeit«. Mit dieser aus seiner sich selbst reflektierenden Schreibweise hervorgegangenen Formulierung eines unendlichen Progresses arbeitet Tieck an Schlagworten der romantischen Theorie mit; der Eindruck, er sei kein Theoretiker, sondern bloßer Umsetzer fremder Theoreme<sup>40</sup>, sollte angesichts solcher Textstellen widerlegt sein – wenn Tieck auch die mit absolutem Gültigkeitsanspruch auftretende theoretische Aussage außerhalb fiktionaler Zusammenhänge zunehmend

40 So schreibt noch Rüdiger Safranski: *Romantik. Eine deutsche Affäre*. München: Hanser 2007, S. 90: »Was Friedrich Schlegel theoretisch entwirft, die progressive Universalpoesie, setzt Ludwig Tieck ins Werk.«

meidet. Aber ist nicht auch dies eine durchdachte Form der Stellungnahme?

Visionäre Landschaftsbeschreibungen der eben zitierten Art laden ein zu gerade der begeisterten Lektüre, die jene lächerlichen Epigonen produzieren kann, über die sich Tieck in den ersten *Straußfedern*-Texten lustig gemacht hatte. Tieck sichert sich dagegen ab durch Betonung des irrealen und momenthaften Charakters solch traumartiger Bilder. Am Ende des *Gestiefelten Katers* wirft der Dichter dem Publikum vor, sein Kunstwerk zu ernst genommen und gerade dadurch zerstört zu haben. In jede Fiktion ist die Unwirklichkeit und damit die Unerreichbarkeit dessen eingeschrieben, was sie evoziert – sie will nicht als Realitätsaussage missverstanden werden. Doch selbst entsprechend bewusste Rezeption bewahrt nicht vor der Enttäuschung über die reale Unzugänglichkeit der von ihr entworfenen Bilder. Dem Konzept der Romantik wohnt von Anfang an als sein düsteres Gegenstück das Bewusstsein seiner Unmöglichkeit, seiner Vergänglichkeit und Vergeblichkeit inne – und damit das Bewusstsein von der Gefahr, die von einer Rezeption ausgehen kann, die es als Wirklichkeitsaussage missversteht. In diesem Fall wird das künstlerisch Evozierte zu einem gefährlich lockenden Trugbild, das seine Anhänger und Verehrer in das Verderben führen kann, versprachlicht in Form jener schaurigen Bilder, die, der *gothic novel* entstammend, als »Schwarze Romantik« eine ganz eigene Strömung romantischen Schreibens zu bilden scheinen. Bei Tieck jedoch gehört die »schwarze« noch notwendig und untrennbar zur »hellen« Erzählwelt, beide sind eins, das Schöne ist nur zu haben um den Preis einer tiefen Enttäuschung über seine Unzugänglichkeit. Es blitzt in nur momenthaft bezaubernder Inspiration auf. Diesem kurzen Erlebnis folgt unvermeidlich der Umschwung in die Melancholie, vielleicht sogar der Absturz in die Abgründe der Depression. Auch die Glücksvision in *Die Freunde* schlägt unversehens um in eine Schreckensvision: »Im Traume dünkte ihm, als sei der Garten umher verändert, die großen Bäume waren

abgestorben, der goldene Mond war aus dem Himmel herausgefallen und hatte eine trübe Lücke zurückgelassen; [...] statt der Gesänge durchschnitten Jammertöne die Luft, und jede Spur des glückseligen Aufenthalts war verschwunden. Ludwig erwachte unter bangen Empfindungen« (III/58). Noch einmal scheint mit dem Erwachen und der Markierung der Bilder als Traum der Aufklärung Genüge getan, doch ist die Macht der Bilder solcher Aufklärung gegenüber bereits zu dominant, als dass der Verstand noch Gültigkeit über sie beanspruchen könnte. Wichtiger als ihre Rationalisierung ist der Umschwung der Bilder, der Übergang des Schönen ins Hässliche, das erst den Eigenwert des Schönen gerade im Bewusstsein seiner Gefährdung und Unerreichbarkeit sichert.

»Schön« ist für Tieck nicht mehr das Vernünftige, sondern das Phantasieanregende. Im *Tagebuch* sehnt das sich selbst erzählende (seinerseits nicht immer ganz ernst zu nehmende) Ich sich schließlich gar in vorchristliche Zeiten zurück, in denen die Vernunft noch nicht herrschte, sondern phantasieanregende Götter und wilde, »barbarische« Sitten (in Umkehrung von Formulierungen Diderots hatte Wackenroder bereits Jahre zuvor in ähnlicher Weise in einem Brief an Tieck geschwärmt<sup>41</sup>): »ich wünschte, ich könnte Opfer bringen, wie es in der alten Welt gebräuchlich war; ich wollte gewiß keinen einzigen Dämon, Waldgott oder helfende Göttin versäumen.« (III/99) Dabei geht es nicht um ein esoterisches Neuheidendum, wie es später Mode werden sollte, sondern um den ästhetischen Reiz der Vorstellungsbilder, ähnlich wie in den *Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders* nicht der Katholizismus gepredigt, sondern dessen ästhetischer Reiz genossen wird. Tonelli schließlich, der Held der letzten Geschichte, diese Ausgeburt einer sich selbst ironisch vorführenden, in ihrer

41 Brief Wackenroders an Tieck vom 20.7.1792 (Biblioteka Jagiellońska, Aut. Wackenroder), vgl. dazu auch Jürgen Joachimsthaler: *Lessing und Wackenroder übersetzen Diderot. Ein Vergleich*. In: »ihrem Originale nachzudenken«. *Zu Lessings Übersetzungen*. Hrsg. v. Helmut Berthold. Tübingen: Max Niemeyer 2008 (=Wolfenbütteler Studien zur Aufklärung 31), S. 165–190.

münchhausenhaften Unernsthaftigkeit jeden Anspruch auf vernünftigen Realitätsgehalt zurückweisenden Schwadronierlust, wird dann in seiner ellipsenreich verkürzten Sprache erklären: »Ich wünschte mir immer zaubern zu können [...]. Hörst' ich nun vollends von wunderseltsamen Hexenkünsten, von Geistern und unterirdischen Schätzen, so konnte oft davor den ganzen Tag kein Auge zuthun [...]. Manchmal wünschte mir nur unsichtbar seyn zu können, oder zu fliegen, oder ein Tischtuch, das alle Speisen, Braten, Kuchen und Wein brächte; – war aber Alles vergebens.« (III/124) Solche Wünsche Tonellis eröffnen ihre Denkbare im Modus der Phantasie und im Bewusstsein ihrer Unmöglichkeit (»war aber Alles vergebens«) – aus aufgeklärter Sicht musste es sinnlos erscheinen, solche Tagträume überhaupt zu notieren oder gar zu publizieren.

In *Die Theegesellschaft*, einem in die *Straußfedern* eingefügten Lesedrama, wird ein Gang zur Wahrsagerin nicht deshalb vorgeschlagen, weil die betreffende Figur an sie glauben würde, sondern weil »[s]chon in der bloßen Aktion des Kartenlegens [...] so etwas Abentheuerliches« (III/35) liege, »das Poetische darin« (III/35) reize. Ein Vertreter der Aufklärung, froh darüber, dass »ein vernünftiges Eclaircissement [...] mit vieler Mühe zu Stande gebracht ist« (III/35), wehrt sich dagegen, mit einem solchen Besuch »nun muthwillig wieder ein[zu]reißen, was so langweilig aufgebaut ist« (III/35). Natürlich sollte er »langwierig« sagen, mit »langweilig« legt der über seine Figuren verfügende Autor ihm jedoch eine Wertung in den Mund, die deutlich macht, wogegen Tiecks Schreiben sich wendet. Der Vertreter der Aufklärung darf bzw. soll sich selbst entlarven. Er sieht in dem geplanten Besuch der Wahrsagerin eine grundsätzliche Infragestellung der Aufklärung und führt eine entsprechend ernsthafte Diskussion um – einen Spaß (den er nicht versteht). Interessanterweise greift er die Gegenseite unter Umkehrung der in der Vorrede zum *Abdallah* geäußerten Argumente Tiecks (wir zitierten sie bereits) an und gebraucht dabei dieselben Beispiele wie Tieck – nur eben mit gegenteiliger Wertung: »Phantastisch ist

es, – barock und grotesk! – Ja, zu Hamlets und Makbeths Zeiten, das weiß ich selber gut genug, da wurden solche Hexen und Wahrsager aufs Theater gebracht, – das war das Zeitalter des dunkeln Mittelalters. Damals waren diese Phantome gleichsam noch amüsant, weil man noch daran glaubte; und wie ich sage, sie existirten bloß deswegen, weil man daran glaubte. Das war also zu Hamlets Zeiten.« (III/35f.) Ausgerechnet der Vertreter der Aufklärung zeigt mit der Zeitangabe »[z]u Hamlets Zeiten« seine Unfähigkeit, Fiktion und Wirklichkeit zu trennen, die Korrektur »[z]u Shakspeare's« (III/36) Zeiten kommt nicht zufällig von seinem Kontrahenten, dem Befürworter des poetischen Besuchs bei der Wahrsagerin, und führt die Inkompetenz des Aufgeklärten in Sachen Phantasie vor. Seine Ablehnung derselben rührt wohl gerade daher, dass er sie nicht von der Realität zu trennen weiß. Damit verliert auch sein Argument »sie existirten bloß deswegen, weil man daran glaubte« an Überzeugungskraft – ihm entzieht sich die Möglichkeit, sich auf ein Spiel des »als ob« der Phantasie einzulassen, einfach so, »zur Ergötzung« (III/36). Das versteht er nicht – »Nein, nein! ich kanns nicht zugeben.« (III/36) – und führt so mit sich ex negativo auch den Eigenwert des Poetischen gerade dadurch vor, dass er ihn auf für den Leser durchschaubare Weise nicht versteht.

Die *Straußfedern* wandelten sich von einem Organ der Aufklärung in ein Medium der kritischen Auseinandersetzung mit ihr und, mehr noch, ihrer poetischen Überwindung. Phantasie feiert sich in ihnen am Ende als dem Verstand überlegen. Nicolai konnte das nicht gefallen. Die Distanz, die Tieck diesen Erzählungen später entgegenbrachte, liegt daran, dass Nicolais Vorgaben in sie ebenso eingeschrieben sind wie Tiecks Anschreiben gegen dieselben – sie verkörpern die literarischen Konflikte ihrer Zeit, die Tieck wie kaum ein anderer in sich selbst austragen musste. Die *Straußfedern*-Texte, oft sehr schnell geschrieben, unter dem Druck der zeitgenössischen Produktionsbedingungen von Literatur, waren Medium seines Kampfes mit diesem Druck. Sie waren »Jugendsünden«, weil sie, fremdbestimmt entstanden, nie ganz

seine eigenen Werke sein konnten – und doch gerade deshalb seine eigenen waren, kämpfte er in ihnen doch seinen Kampf mit dieser Fremdbestimmung. Ergebnis war freilich nicht geniale Authentizität eines seine Bahn sich brechenden literarischen Kraftprotzes im Stile der Stürmer und Dränger; Ergebnis war eine Reflexion ihrer Vermitteltheit und die Aufhebung derselben in einer abermals sie entfremdenden Übersteigerung ihrer Unechtheit, die nun von einer neu an die Texte herangetragenen Meta-Ebene aus vorgeführt wurde, in der wiederum ein Eigenleben der Phantasie im Bewusstsein ihrer Unwirklichkeit, im Modus des fiktionalen »als ob« möglich wurde. Tieck setzte dem Übermaß an erwarteter Vernunft damit »Uneinheitlichkeiten, bewusste Irreführungen des Lesers und vollends mit dem 7. Band [...] wunderbare und märchenhafte Elemente«<sup>42</sup> entgegen, »Texttaumel«<sup>43</sup>, die zur Einstellung des Projekts nach dem noch von Tieck zusammengestellten achten Band (1798) führten. Im *Tagebuch* heißt es in eben diesem achten Band: »Ich wollte, es gäbe einige Bücher, die ganz so widersprechend geschrieben wären, als es diese wenige Zeilen zu sein scheinen.« (III/67)

## VI.

Im Zuge der Neuausgabe seiner Werke in den *Schriften* reflektierte Tieck seinen Konflikt mit Nicolai im Rückblick und führte ihn, nun seine Originalität wie etwas Naturwüchsiges betonend, zurück auf seine Schwierigkeit, nur nachzuschreiben<sup>44</sup>, was ihn von Anfang

42 Annette Antoine: *Als Autor bei Friedrich Nicolai. Musäus, Müller und Tieck unter Vertrag für die »Straußfedern«*. In: *Friedrich Nicolai (1733–1811)*. Hrsg. v. Stefanie Stockhorst, Knut Kniesant und Hans-Gert Roloff. Berlin: Weidler 2011 (=Memoria13), S. 87–106; hier S. 101f.

43 Jörg Bong: *Texttaumel. Poetologische Inversionen von »Spätaufklärung« und »Frühromantik« bei Ludwig Tieck*. Heidelberg: Winter 2000.

44 Ludwig Tieck: *Vorbericht zur dritten Lieferung*. In: *Ludwig Tieck's Schriften. Eilfter Band*. Berlin: Reimers 1829, S. VII–XC; hier S. XXXII.

an in Gegensatz zu Nicolais Vorgaben gebracht hätte: Nicolai, so erzählte Tieck später seinem Biographen Köpke, »übersandte [...] das Material in ganzen Waschkörben zur Verarbeitung und Zubereitung. Es bestand aus bändereichen Sammlungen älterer französischer Anekdoten und Erzählungen wie die *Amusements des eaux de Spa*. Für Tieck hätte es keine verdrießlichere Aufgabe geben können, als aus diesem Haufen Spreu die noch genießbaren Körner herauszusuchen. Er fühlte Kraft und Bedürfnis, sich frei und selbständig auszusprechen, und jetzt wurden ihm Vorbilder und Stoffe gegeben, welche kaum der Beachtung werth waren. Sogar der Ton der Erzählungen war ihm vorgeschrieben.«<sup>45</sup> Tieck begann, so erzählt er, eigene Geschichten zu erfinden und musste erleben, dass Nicolai ihm gar nicht glaubte, etwa *Die beiden merkwürdigsten Tage aus Siegmunds Leben* selbständig entworfen zu haben.<sup>46</sup> Davon angespornt, sei er kecker geworden, sodass, wie er erklärt, mit Ausnahme der ersten drei der Geschichten dieses vorliegenden Bandes (*Schicksal, Die männliche Mutter* und *Die Rechtsgelehrten*) die übrigen in die *Schriften* aufgenommenen Texte ganz von ihm selbst stammten. »Da ich mir einmal [...] freiere Bahn gemacht hatte, so gab ich es ganz auf, mich fernerhin mit den französischen Büchern zu quälen, und die noch übrigen Erzählungen sind ganz von meiner Erfindung.«<sup>47</sup> Freilich sind diese Angaben mit Vorsicht zu genießen, das Argument der Originalität fasst nur in dramatisierender Abbeviatur einen lange sich hinziehenden Konflikt zusammen, den präzise auf den Punkt zu bringen wohl weder Tieck noch Nicolai zunächst in der Lage waren. Immerhin konnten bis heute weder die Vorbilder der drei ersten Texte gefunden werden (von denen ja auch niemand Tieck zwang, sie überhaupt in die *Schriften* aufzunehmen, wenn sie schon nicht ganz von ihm selbst stammen sollten), noch sind die übrigen Texte in jedem Fall frei von fremder

45 Köpke, *Ludwig Tieck* [wie Anm. 6], S. 201.

46 Ebd., S. 202.

47 Tieck, *Vorbericht zur dritten Lieferung* [wie Anm. 44], hier S. XLVI.

Inspiration.<sup>48</sup> Das Originalitäts-Argument pointiert den Konflikt nur und unterstützt die nachträgliche Selbstdarstellung Tiecks im Sinne kunstautonomer Vorstellungen. In den *Schriften* und den autobiographischen Vorberichten zu einzelnen Bänden derselben und dann noch mehr in seinen autobiographischen Mitteilungen an Köpke, in denen dieses Bild entsteht, geht es Tieck nicht primär um möglichst penible Dokumentation seines Schaffens, sondern um die Produktion des Bildes von sich selbst, das und mit dem er sich in der Literaturgeschichte verewigt sehen wollte.

So sehr Tieck nachträglich den Konflikt hervorhebt, so gut funktionierte anfangs die Zusammenarbeit mit Friedrich und Carl August Nicolai, bei welcher beiden Tieck ja nicht nur die *Straußfedern* publizierte, sondern eine erstaunliche Menge weiterer Texte, aus denen sich nachträglich eine kleine Entwicklungsgeschichte romantischer Literatur herausarbeiten lässt, befinden sich darunter doch etliche Begründungstexte dieser neuen Richtung wie die *Volksmärchen* (darin u. a. *Der blonde Eckbert*, *Ritter Blaubart* oder *Der gestiefelte Kater*), die Tieck unter dem Pseudonym Peter Lebrecht veröffentlichte – einem Pseudonym, das einem Text<sup>49</sup> folgt, der aus der Arbeit an den *Straußfedern* hervorgegangen<sup>50</sup>, dann aber auf Empfehlung Friedrich Nicolais von Carl Nicolai als eigenständiges Buch publiziert worden war. Eine zentrale Keimzelle der Romantik wuchs so ausgerechnet in den Verlagen von Vater und Sohn Nicolai

48 Der in die Romantik hinein wirkungsvolle Abraham Tonelli ist angeregt durch die *Curieuse und sehr merckwürdige Lebens- und Reise-Beschreibung eines auf der Wanderschaft sich befindenden Schneiders-Gesellen, namentlich Abraham Tunelli, welcher sich durch seine ausgeübten Wunder und fürtrefflichen Kunststücke bey hohen und niedrigen Personen in der Welt sehr beliebt gemacht, ja auch mit seltsamen Poltergeistern und Nacht-Gespentern während seiner Wanderschaften wunderliche Fahrten getrieben, welche denen curiösen Liebhabern zur Belustigung des Gemüths entworfen der wohlbekannte Teutsche Abraham Tunelli*. Franckfurt, Leipzig: [s. n.] 1750; vgl. auch Richard Littlejohns: *Tonelli und Tunelli. Zu Ludwig Tiecks Märchenparodie*. In: *Euphorion* 80 (1986), S. 201–210.

49 [Ludwig Tieck:] *Peter Lebrecht. Eine Geschichte ohne Abentheuerlichkeiten*. 2 Bde. Berlin, Leipzig: Carl August Nicolai 1795f.

50 Tieck, *Vorbericht zur dritten Lieferung* [wie Anm. 44], S. XXXIV.

heran. Doch Tiecks Produktivität überzeugte beide zunächst. In Tiecks zur Heldengeschichte neigenden späteren Selbstdarstellung nimmt es sich aber nachträglich fast so aus, als habe Tieck sich bewusst eingeschlichen in das Bollwerk einer feindlichen Literaturauffassung, um dieses von innen her zu unterwandern, bis die beiden Nicolais »mißtrauisch [wurden]. Sie begannen seine Dichtungen zu durchmustern, und fanden bald genug in ihren eigenen Verlagsartikeln Spuren, daß ihr Schriftsteller ein Gegner der Aufklärung, wohl gar der Moral sei. [...] Die Zeitalter der vogoethischen und nachgoethischen Poesie waren in ihren entschiedensten Vertretern aufeinandergestoßen.«<sup>51</sup> Die Worte Köpkes entspringen dem Selbstverständnis seines Gesprächspartners Tieck und zeigen, wie sehr er sich zu *dem* Gegner Nicolais hochstilisierte, was Nicolai und ihn zu Hauptvertretern zweier Dichtungsauffassungen überhöht, von denen Tieck für die neuere, zum Publikationszeitpunkt der *Schriften* wie noch von Köpkes Biographie fraglos gültige stand. Diese Dramatisierung überdeckt den in den *Straußfedern* greifbaren, literaturhistorisch sehr viel spannenderen tatsächlichen Hergang, das langsame, keineswegs von Anfang an strategisch zielbewusste Herauswachsen eines Schriftstellers aus seinem Kontext, von dem ihn zunächst nur sein ästhetisches und intellektuelles Niveau unterscheidet – Tieck begann mit den an ihn gestellten Anforderungen zu spielen, weil sie ihn unterforderten und langweilten (und in Form des ökonomisch gebotenen Schreibdrucks wohl auch quälten). In ihrer ersten Phase ist die Romantik ja ein doppelter Aufstand, ein Aufbegehren des Intellekts gegen die Gewöhnlichkeit des Denkens, die sich Ende des 18. Jahrhunderts hinter dem von ihr okkupierten Schlagwort »Aufklärung« verschanzte hatte, und eine Revolte des ästhetischen Empfindens gegen eine im Namen dieser »Aufklärung« proklamierte künstlerische Hauskost, die, arm an Sensationen der Empfindung und bürgerlich eingeschränkt im Bereich des stark gehemmten Vorstellungsver-

51 Köpke, *Ludwig Tieck* [wie Anm. 6], S. 214.

mögens, in erster Linie mit Einsichten und Lehren beruhigen sollte.

Neben den zunehmend deutlicher werdenden unterschiedlichen Literaturverständnissen (die der Verleger und Geschäftsmann Nicolai innerhalb gewisser Grenzen zu tolerieren bereit war) wird auch Tiecks Unzuverlässigkeit zur Spannung mit Nicolai beigetragen haben. Er war ein nicht unbedingt gewissenhafter Geschäftspartner, hielt Termine für die Abgabe von Manuskripten regelmäßig nicht ein, bat um Aufschub<sup>52</sup>, entschuldigte sich<sup>53</sup>, zögerte versprochene Manuskripte hinaus. Zwar erschienen bei Carl August Nicolai der *Abdallah* und mit dem *William Lovell* Tiecks erstes bedeutendes eigenständiges Werk, doch bei seinem wichtigsten Geldgeber Friedrich Nicolai musste er sich zugleich dafür entschuldigen, dass er »noch keinen Band der Straußfedern abgeliefert«<sup>54</sup> hatte – und bat diesen gleichwohl um einen Vorschuss von 100 Reichsthalern. Der tatsächliche (vordergründige) Anlass für das Zerwürfnis war dann jedoch Tiecks Neigung zum Drama; viele der Erzählungen folgen einem dramatischen Handlungsknoten, die Neigung zum theatralischen Dialog ist bis in das Schriftbild hinein sichtbar, Tiecks Vorführung von Stil und Schreibweise lebt vom performativ-theatralischen Gestus in großen Teilen seiner Prosa (auch seine Metalepsen rühren daher). Schließlich schrieb Tieck einige Texte für die *Straußfedern* gleich ganz offen in Dramenform, was natürlich schlecht zu Nicolais Konzept einer Erzählsammlung passte. Für den letzten Band hatte Nicolai zähneknirschend bereits das Lesedrama *Die Theegesellschaft* akzeptiert, ein weiteres Drama, *Die verkehrte Welt*<sup>55</sup>, heute

52 So schon im ersten erhaltenen Brief an Friedrich Nicolai vom 7. Oktober 1795 (Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz, Nl. Nicolai, Bd. 74, Bl. 234).

53 Im Brief vom 12. Dezember 1795 (Biblioteka Jagiellońska Kraków, Slg. Varnhagen, 244/01).

54 Ludwig Tieck an Friedrich Nicolai, 8. September 1796 (Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz, Nl. Nicolai, Bd. 74, Bl. 237).

55 Dieses später in den *Phantasus* aufgenommene Drama erschien dann zunächst in den *Bombacciaden*. Hrsg. v. August Ferdinand Bernhardt. 2. Theil. Berlin: Maurer 1799, S. 103–276.

einer der kanonischen Texte aus der Zeit der Romantik, lehnte er dann aber ab, denn die *Straußfedern* seien »zu Erzählungen nicht zu theatralischen Stücken gewidmet. Sie haben im vorigen Theile schon eine Ausnahme gemacht. Ich will allenfalls in diesem Bande auch noch das eine Stück gehen lassen, aber zwei ist fast zu viel.«<sup>56</sup>

Doch Nicolais Kritik ging hinaus über die Gattungsfrage. Dieser Anlass erlaubte es ihm, grundsätzliche Vorbehalte gegen Tiecks Entwicklung zu formulieren: Tiecks letzte Texte seien »in einer gewissen excentrischen Laune geschrieben [...] Ich bekenne, ich selbst halte es mehr für Witzelei, als für Witz [...] Ich mag Unrecht haben, aber darin habe ich gewiß Recht, daß dieser Ton von dem Ton im Musäus allzusehr abweicht, und daß man also wenigstens nicht den größten Theil eines Bandes der Straußfedern damit anfüllen sollte. [...] Erlauben Sie mir noch zu bemerken, daß der Schriftsteller doch auf seinen Leser, nicht bloß auf sich zu sehen hat. [...] Es scheint aus einigen Ihrer letzten Schriften, es macht Ihnen Vergnügen, sich Sprüngen Ihrer Einbildungskraft ohne Plan und Zusammenhang zu überlassen. Das mag Sie vielleicht amüsieren, ich zweifle aber, ob es Ihre Leser amüsieren werde, die wahrlich nicht wissen, aus welchem Standpunkte sie ansehen sollen, was sie lesen.«<sup>57</sup> Solche »Sprünge[.] Ihrer Einbildungskraft ohne Plan und Zusammenhang« entsprechen exakt dem Konzept einer Phantasie, die die Abfolge ihrer Vorstellungen und Bilder von den Prinzipien der Rationalität emanzipieren will. Doch fehlte Nicolai das Sensorium, dies anders als nur negativ, als das Fehlen bestimmter Kausalitätsmuster wahrzunehmen. Dass Nicolai Tieck hier, wie es Tiecks spätere Selbstdarstellung nahelegt, als Vertreter einer der seinen entgegengesetzten, quasi feindlichen Ästhetik erkannt hätte, geht aus dieser Stelle jedoch nicht hervor, lediglich,

56 Friedrich Nicolai an Ludwig Tieck, 19. Dezember 1797; der Brief ist verschollen, aber überliefert im Abdruck in: *Briefe an Ludwig Tieck*. Ausgewählt und hrsg. von Karl von Holtei. Breslau: Eduard Trewendt 1864, Bd. 3, S. 58–62.

57 Ebd.

dass Nicolai mit Tiecks Entwicklung nichts anzufangen wusste. Er verstand sie nicht. Politische Ängstlichkeiten<sup>58</sup> mochten hinzugekommen sein – und sicherlich auch, dass Nicolai die Ablehnung und den Spott erkannte, den Tieck ihm entgegenbrachte, auf den er aber (in den erhaltenen Zeugnissen) *nicht* reagierte – eben weil er ihn nicht recht begriff und ihm deshalb nicht zu begegnen wusste. Das Ende dieses Briefes wird mangels weiterer Zeugnisse gerne so interpretiert<sup>59</sup>, als enthalte es die endgültige Beendigung des Geschäftsverhältnisses mit einem letzten Auftrag. »Ich bitte also, von dem anbei zurückgehenden Schauspiele irgend einen Gebrauch außer meinem Verlage zu machen, und das was noch zum Manuscripte zu dem letzten Bande der Straußfedern fehlt, mit irgend kleinen Romanen beliebigst auszufüllen, und sie mir bald zu senden.«<sup>60</sup> Ob die Formulierung »zu dem letzten Bande« wirklich zu diesem Zeitpunkt bereits im finalen, die Zusammenarbeit definitiv beendenden Sinne gemeint war<sup>61</sup>, ist mangels ausreichender Quellen nicht mehr zweifellos feststellbar – aber sicher gab es nach diesem »letzten Bande« keine weiteren *Straußfedern*-Bände mehr, Tieck publizierte nichts mehr bei Friedrich Nicolai.

Das Ende der Zusammenarbeit auch mit Carl August Nicolai folgte unvermeidlich und in weit schärferer Form, nachdem dieser auf aufklärungssatirische Elemente im dritten Band der *Volksmärchen* mit einer (ohne Zustimmung Tiecks) an das Buchende gerückten Distanzierung des Verlegers reagiert hatte:

58 »Und das unangenehmste ist – wenigstens für mich als Verleger, und als einen Verleger, dem man oft die Ehre anthut, zu glauben, was er verlege, sei gewissermaßen von ihm gebilligt – daß, weil nun die Leser nicht wissen, was sie lesen, – so legen sie vielleicht die dunkeln Anspielungen ganz falsch aus. Sie haben in dem anbei zurückgehenden Stücke auf Gewissenszwang, Königthum u. dgl. angespielt. Dies ist, meines Erachtens, jetziger Zeit, da wir Hoffnung haben, einige Preßfreiheit zu erhalten, und es doch noch sehr ungewiß ist, ob wir sie erhalten, gar nicht passend; wenigstens halte ich es für mich nicht passend!« Ebd.

59 Antoine, *Als Autor* [wie Anm. 42], S. 104.

60 Nicolai an Tieck, 19. Dezember 1797 [wie Anm. 56].

61 So liest den Brief Antoine, *Als Autor* [wie Anm. 42], hier S. 104.

### Anzeige

Der Verleger von Peter Leberechts Volksmärchen findet nöthig, seinen Freunden und Correspondenten anzuzeigen, daß er keineswegs der Verfasser dieses Buches ist, auch an dem Inhalte desselben, der ihm erst nach vollendetem Abdruck näher bekannt worden ist, nicht den geringsten Antheil hat.

Berlin, den 12. Junius 1797.<sup>62</sup>

An eine Fortsetzung der Zusammenarbeit war da nicht mehr zu denken. Nicolai veröffentlichte nach dem Zerwürfnis ohne Tiecks Wissen und Einverständnis eine Sammelausgabe einiger der bei den Nicolais erschienen Schriften Tiecks<sup>63</sup>, mit der dieser namentlich genannt wurde als Autor auch etlicher Texte und Übersetzungen, mit denen Tieck nicht in Verbindung gebracht sein wollte, während andererseits ihm persönlich Wichtiges fehlte, so dass er – erfolgreich – vor Gericht dagegen vorging. Diese Ausgabe bestimmte zu Tiecks Leidwesen dennoch das Bild seiner Autorschaft mit – dass er die *Straußfedern*-Texte, die er bereit war, sich selbst zuzuschreiben, in die *Schriften* mit aufnahm, bedeutet zugleich eine Zurückweisung des Bildes, das die Zusammenarbeit mit Nicolai von seinem Schaffen zu vermitteln drohte. In seiner Klageschrift gegen Nicolais Ausgabe hatte er erklärt, es handle sich um Texte, »die theils Jugendversuche sind, theils nur flüchtige Unterhaltung gewähren sollten, und, was die Hauptsache ist, bei denen ich es zur *unerläßlichen Bedingung* gemacht hatte, unbekannt zu bleiben.«<sup>64</sup> Das Motiv der »Jugendsünden« klingt hier bereits an und zeigt, dass Tieck später nicht nur auf ältere Texte zurückgriff, sondern auch auf ältere Aussagen über sie – das Ziel der *Schrif-*

62 *Volksmärchen*. Hrsg. v. Peter Leberecht. 3 Bde. Berlin: Carl August Nicolai 1797, Bd. 3, S. 383.

63 Ludwig Tieck: *Sämmtliche Schriften*. 12 Bde. Berlin: Nicolai 1799.

64 Ludwig Tieck: *Anzeige gegen den Buchhändler Carl August Nicolai*. Abgedruckt in: *König der Romantik. Das Leben des Dichters Ludwig Tieck in Briefen, Selbstzeugnissen, und Berichten*. Vorgestellt v. Klaus Günzel. Berlin (Ost): Verlag der Nation <sup>2</sup>1986, S. 173–175; hier S. 173.

ten, sein Lebenswerk zu vervollständigen und mit einer stabilen Selbst-Erklärung abzurunden, wird deutlich.

Für die *Schriften* überarbeitete Tieck die Texte, die er dort aufnahm. Die Varianten finden sich im Anhang am Ende jedes Bandes der vorliegenden Ausgabe und zeigen, dass Tieck in erster Linie am treffenderen Ausdruck gelegen war – grundsätzliche Textänderungen hat er wenige vorgenommen. Diese betreffen insbesondere einige der Digressionen des Erzählers, in denen dieser vor dem Hintergrund der zeitgenössischen Lesererwartungem über sein eigenes Schreiben räsoniert; dreißig Jahre später war davon vieles zwangsläufig überholt und oft nicht mehr unmittelbar verständlich. Dass Tieck den größeren Teil der Erzähleräußerungen freilich in den Texten belassen hat, zeigt, dass er ihnen durchaus Wert beimaß. Sie trugen wesentlich zur Entwicklung seines neuen, des romantischen Konzepts von Literatur bei.

Begeisterung lösten diese Texte in der späteren Rezeption jedoch nicht aus. Die Forschung folgt damit Tiecks eigenem Unbehagen und ist sich, auf seine eigenen Formulierungen wie eben »Jugend-sünden« zurückgreifend, in ihrem negativen Urteil weitgehend einig.<sup>65</sup> Die *Straußfedern*, heißt es, »reichen über bessere Routine kaum hinaus«<sup>66</sup> und seien am ehesten zu erklären als »Übung im gewandten, witzigen Erzählen«<sup>67</sup>. Ihre Uneindeutigkeit verwirrt eher, als dass sie als Qualität ausgemacht würde: »Tiecks Schriften lassen sich nicht unter ein einziges poetologisches Konzept subsumieren und verwirren in ihrer zeitgleichen Entstehung bei unterschiedlichem Duktus noch die spätere Forschung.«<sup>68</sup> Das Spiel mit verschiedenen Stilen und Haltungen wurde von einer Authentizitätssüchtigen Kritik als »zwiespältig«<sup>69</sup> empfunden und provozierte

65 Roger Paulin: *Ludwig Tieck*. Stuttgart: Metzler 1987, S. 27.

66 Ebd., S. 27.

67 Ebd., S. 28.

68 Antoine, *Literarische Unternehmungen* [wie Anm. 7], S. 188.

69 Günter de Bruyn: *Die Geschwister Tieck*. In: Ludwig Tieck: *Die männliche Mutter und andere Liebes-, Lebens-, Spott- und Schauer-geschichten*. Hrsg. und

sogar »die Frage nach Tiecks Aufrichtigkeit als Autor«<sup>70</sup>; Tiecks sich wechselseitig relativierende Meta-Ebenen, das Spiel mit Möglichkeiten wird als unzuverlässig abgelehnt: »Wer das, was er in einem Werk zu fühlen vorgibt, im anderen lächerlich machen kann, muß damit rechnen, daß nichts davon ihm geglaubt wird und daß der Ruhm, den er genießt, dem eines Verwandlungskünstlers sehr ähnelt.«<sup>71</sup> Es ist erstaunlich, wie lange die Konzepte der Authentizität und Originalität Texten entgegengehalten werden können, die die breite Durchsetzung dieser Konzepte skeptisch begleiteten und ihnen schon deshalb nicht entsprechen können. Im Kern vieler Ablehnungen wird ausgerechnet der reflektierte Abstand des Textes von sich selbst moniert. Sehr fern von Nicolais Kritik ist das nicht. Genau dessen Ästhetik aber entsteigen die *Straußfedern* als deren Überwindung – sie reichen in einen neuen ästhetischen Raum hinein, der von der aufgeklärten Kritik des späten 18. Jahrhunderts nicht mehr erkannt und noch weniger benannt werden konnte. Manches spricht, blickt man auf die spätere Rezeption dieser Texte, dafür, dass er auch heute noch nicht vollständig erfasst wurde.

mit einem Nachwort v. Günter de Bruyn. Frankfurt/M.: Fischer 1984, S. 301–333; hier S. 331.

70 Hölter, *Kommentar* [wie Anm. 27], S. 991.

71 de Bruyn, *Die Geschwister Tieck* [wie Anm. 69], S. 331.

## Quellenverzeichnis

»Schicksal«

Erstdruck in STRAUSSFEDERN IV, 15–78 (1795)

Die vorliegende Ausgabe folgt: SCHRIFTEN 14, 1–52 (1829)

»Die männliche Mutter«

Erstdruck in STRAUSSFEDERN IV, 79–100 (1795)

Die vorliegende Ausgabe folgt: SCHRIFTEN 14, 53–70 (1829)

»Die Rechtsgelehrten«

Erstdruck in STRAUSSFEDERN V, 1–52 (1796)

Die vorliegende Ausgabe folgt: SCHRIFTEN 14, 71–108 (1829)

»Der Fremde«

Erstdruck in STRAUSSFEDERN V, 53–70 (1796)

Die vorliegende Ausgabe folgt: SCHRIFTEN 14, 125–140 (1829)

»Die Brüder«

Erstdruck in STRAUSSFEDERN V, 71–90 (1796)

Die vorliegende Ausgabe folgt: SCHRIFTEN 8, 243–258 (1828)

»Die beiden merkwürdigsten Tage aus Siegmunds Leben«

Erstdruck in STRAUSSFEDERN V, 91–136 (1796)

Die vorliegende Ausgabe folgt: SCHRIFTEN 15, 87–120 (1829)

### Varianten zum Erstdruck

Verzeichnet werden alle semantisch relevanten Abweichungen des Erstdrucks in den *Straußfedern* von der hier zugrunde gelegten Textfassung der *Schriften*. Nicht aufgeführt sind rein orthographische Varianten wie *beizutragen*] *beyzutragen* etc. (Eine vollständige Neuausgabe der *Straußfedern*-Bände nach dem Erstdruck ist in Vorbereitung.)

Seite | Zeile      *Schriften*] *Straußfedern*

#### Schicksal

- 9 | 8/9      *und wenige verbinden einen Begriff damit;]* und vielleicht hat sich keiner etwas deutlicher dabey gedacht, ja es kann immernoch die Frage aufgeworfen werden, ob es dem menschlichen Verstande möglich sey, sich unter diesem Worte etwas bestimmtes zu denken;
- 9 | 9      *ein Bild;]* ein dunkles Bild
- 9 | 13      *Namen des Schicksals]* Namen
- 9 | 14      *seines Einschreitens]* seines Entstehens
- 9 | 34      *Style erwarten]* Style von mir erwarten
- 10 | 13/14      *in allen Wissenschaften]* in allen nur möglichen Wissenschaften
- 10 | 16      *ein ansehnliches Gehalt]* ein sehr ansehnliches Gehalt
- 10 | 26      *eingebildet wurde]* eingebildet ward
- 11 | 3      *Kräften]* Leibeskräften
- 11 | 3      *alle Systeme]* alle möglichen Systeme und Hypothesen
- 11 | 21      *oft nicht]* nicht mehr so gut
- 11 | 21      *gerathen,]* gerathen, als vor diesem,

- 11 | 28 *ändert.]* ändert; denn sonst dürfte diese Erzählung leicht für meine Leser sehr langweilig werden.
- 11 | 28 *Man sieht]* Ich sehe
- 11 | 30/31 *versucht, als es ihm selbst bis jetzt gelungen ist.]* versucht: gelingt es *ihr* nicht, so gebe ich ihn selber völlig verloren.
- 11 | 34 *der Sohn]* er
- 12 | 1 *einen ansehnlichen Landsitz]* ein ansehnliches Gut
- 12 | 22 *Erzieherin]* Lehrerin
- 12 | 32 *ein tief sinniges Buch]* eine tief sinnige Untersuchung über das Wesen des menschlichen Verstandes
- 13 | 3 *sich nur]* sich im Grunde nur
- 13 | 14 *Tiefsinnig setzt er]* Tiefsinnig, als wenn er eine Untersuchung über die Unsterblichkeit der Seele anstellte, setzt er
- 14 | 30 *fahren wollte]* fuhr
- 16 | 11 *möglich]* möglich war
- 17 | 31 *der Banisen]* der *Banisen* und des *im Irrgarten der Liebe herumtaumelnden Cavaliers*
- 21 | 26 *etwas]* etwas nur
- 22 | 7 *älteren]* anderen
- 23 | 12 *klugen]* scharfsinnigen
- 24 | 28 *Dich dann]* Dich doch dann
- 24 | 30 *kann alles]* kann doch alles
- 25 | 13 *wird]* ist
- 25 | 21 *ergriff]* begriff
- 28 | 5 *Rückzuge]* Retirade
- 30 | 3 *schauderte]* schauderte die Haut
- 30 | 5 *zur ebenen Erde]* par terre
- 33 | 19 *zu dieser Absicht]* zu dieser Absicht beständig
- 37 | 8 *zurückzurufen. –]* zurückzurufen. – O glückliches Naturell der Weiber! Wenn Euch ein Unfall begegnet, der Euch in eine peinliche Verlegenheit setzen könnte, der Euer Herz mit Schmerzen erfüllen

- würde, o so entzieht Euch eine mitleidige Ohnmacht plötzlich dem Schauspiel, Euer Genius rückt Eure Seele in fremde Gefilde, und ihr vergeßt auf eine Zeitlang das Unglück, das Euch unterdrückt.
- 38 | 7 *und Sachen]* und andern Sachen
- 40 | 22 *Die Einflüsterungen hörten aber nicht auf]* Das Ohrengespräch mit dem Kaufmann hatte gar kein Ende
- 40 | 22/23 *dem Kaufmann bald ganz laut]* ihm bald laut
- 41 | 1 *öffnete mit]* öffnete sich mit
- 42 | 7 *Gefängniß]* Zuchthaus
- 42 | 16 *Gefängniß, oder Correktionshaus]* Zuchthaus
- 45 | 21 *die befohlne Exekution]* die Exekution
- 45 | 29 *er wurde]* er war
- 46 | 24 *betrogener alter Ehemann]* Hahnrey

#### Die männliche Mutter

- 49 | 22 *Fächern]* Büchern
- 50 | 33/34 *und fing irgend ein gleichgültiges Gespräch an, das ihr doch wichtiger als ihre Liebe dünkte.]* und fing von irgendeiner Kinderey an, die ihr aber gegen ihre Liebe sehr ernsthaft und bedeutend vorkam.
- 52 | 15 *bleiben]* seyn
- 54 | 8 *von]* nun
- 58 | 15 *war, eine]* war, und eine
- 60 | 28 *verschulden]* verdienen

#### Die Rechtsgelehrten

- 63 | 7 *weit umher berühmt]* weit umher sehr berühmt
- 63 | 16 *unterhielt]* amüsierte
- 65 | 9 *zog ihn an]* zog ihn an sich
- 65 | 12 *den Hof]* die Cour
- 66 | 19 *ihren]* den
- 66 | 30 *Gedanken]* Ideen
- 67 | 7 *Art]* Art von der Welt

67 | 11 *ergreifen]* nehmen  
 67 | 14 *Umarmungen!]* Umarmungen!  
 Man erlaube bey diesen Abschnitte der Geschichte dem Verfasser eine kleine Ruhe, die er dazu anwenden will, dem Leser eine Anmerkung zu sagen. Erstlich will sich der Verfasser entschuldigen, daß er diese rührende und herzbrechende Scene nicht *dramatisirt* hat, der schlechteste von unsern Roman-schreibern würde es nicht unterlassen haben. Der Leser verzeihe mir aus Güte und Nachsicht, denn zu meiner *Rechtfertigung* kann ich auch nicht ein einziges Wort sagen; zum etwannigen Ersatz verspreche ich aber noch eine Scene in dieser Erzählung, die in dieser Form *dramatisirt* seyn soll, d. h. so langweilig, als möglich. — Und nun zur Anmerkung:  
 Ich habe nämlich bemerkt, daß ich bey meinen Erzählungen meistentheils viel zu sehr grade ausgehe, daß ich oft rechts und links eine Menge von witzigen Anspielungen oder tiefsinnigen Betrachtungen ungenutzt liegen lasse. Es ist aber wirklich mit dem Witze und den recht tiefen psychologischen Bemerkungen eine ganz eigene Sache, man sieht die Umrissse manchmal wie in einem Nebel vor sich liegen, und wenn man nun näher tritt, um die Idee zu erhaschen, so verschwindet alles in die Luft. Es gehöret Glück dazu, um aus diesen Ahndungen, chemisch etwas Anschauliches zu präpariren; und nachmal, wenn es geräth, ist es denn doch nur ein höchst trivialer Satz, der, wenn man ihn liegen und kalt werden läßt, die langweiligste und alltöglichste Behauptung ist, oft die Paraphrase eines elenden Sprichworts, das jedes alte Weib im Munde führt. Es geht grade so, wie mit manchen neuern Entdeckungen in der Philosophie. — So hätt' ich gewiß bey dieser plötzlichen

Liebeserklärung, die *Eduard* nur in der höchsten Verlegenheit wagt, die aber gänzlich diese Verlegenheit hob, gar manches über das Aneinandergränzen der beyden Extremen einschalten können, wie jeder Ton im Menschen eben so gut, wie auf dem Clavier, seine Octave von selbst anschlägt, wie also Unverschämtheit und Rothwerden, Trotz und Demuth oft unmittelbarer zusammenhängen, als man gewöhnlich glaub: — aber wie gesagt, alle diese Ideen, an die sich wieder viele andere Bemerkungen reihen lassen, sind mir so behende entwischt, daß mir nichts übrig geblieben ist, als die Erinnerung daran, daß sie in meinem Kopfe waren.

So weit meine Anmerkung für den Leser. Er mag daraus sehen, daß man den Gedankenreichthum eines Schriftstellers nicht immer darnach beurtheilen kann, was man im Buche gedruckt vor sich sieht.

68 | 18

*die]* ihre

69 | 32

*selbst.]* selbst. Dies haben alle Romane und Tragödien-Verfasser so deutlich gefühlt, daß man unter funfzig ihrer Unglücklichen kaum einen finden wird, der nicht einen Vertrauten seines Schmerzes gefunden hätte, ja oft scheinen sie sich so gar mit ihrem Unglücke zu amüsiren, weil sie so weitläufig und herzbrechend darüber sprechen können.

70 | 1

*auch keine Seele]* auch selbst keine Seele

70 | 29/30

*in die gewöhnliche Alltäglichkeit]* in die gewöhnlichen Ideen und Alltäglichkeiten

71 | 26

*aber]* eben

71 | 27

*und er allein]* und allein

72 | 24

*Verbeugung]* Bückling

73 | 2

*sich völlig]* sich bey seinem Unterrichte völlig

73 | 33/34

*arbeiteten. Manche]* arbeiteten; alles, was je lügenhafte Poeten von Wonnen und Seeligkeiten reimten, kann

- man bequem in Eine einzige anschauliche Idee versammeln, und manche
- 74 | 8 *heilsam sei.]* heilsam sey.  
Der Erzähler kann es so wenig, wie der Leser begreifen, warum er diese Erzählung in jedem Augenblicke mit seinen Anmerkungen unterbricht, die auf die Geschichte, wie die Faust aufs Auge passen. Ich weiß nicht, ob es im Wetter liegt, daß man zuweilen eine Sucht zu philosophiren hat, eine Sucht, die sich seit dem Erdbeben in Calabrien und dem großen Haarrauf über ganz Deutschland epidemisch verbreitet hat; oder ob ich meine eigene Erzählung so wenig interessant finde, daß ich mir einigen Spaß durch tief sinnige Anmerkungen mache, das letztere kann ich zu meinem eigenen Besten unmöglich glauben.
- 74 | 29 *Unwillen,]* Unwillen, die sahe ihn nur für einen schlechten Repräsentanten eines Mannes an,
- 75 | 5 *diesen Gedanken]* diese Idee
- 75 | 6 *daß ihn]* daß sie
- 75 | 9 *diesem Vorsatz]* diesem Gedanken
- 76 | 20 *dieser]* ihr Vater
- 76 | 23 *erklären]* machen
- 77 | 9 *zu besitzen.]* zu besitzen, und jedermann, nur *Louise* nicht, war voller Freude.
- 77 | 28 *zu sagen]* sagen zu können
- 78 | 33 *wandeln]* gehen
- 79 | 3 *wichtiger]* ernsthafter
- 79 | 15 *Alle]* Damit aber meine Leser nicht etwa gar eine Seeskrankheit bekommen, will ich sie schnell an's Land treten lassen. Je gefälligere Schirrmmeister in solchen Fällen die Autoren sind, je mehr verstehen sie ihren Vortheil. — Alle
- 79 | 15 *springen endlich]* springen
- 79 | 18 *unterhielt]* amüsierte

- 79 | 19 *oft auch]* oft ging sie
- 79 | 31 *aus der Nachbarschaft.]* aus der Nachbarschaft.  
Und diese Verlobung ist nun die Scene, die ich zu dramatisiren versprochen habe. Die Leser der *Cramerschen* Romane mögen sich an ihr ergötzen, nur muß ich im Voraus um Verzeihung bitten, daß man leider! hier keine wilden Ausrufungen, kein gräßliches Zusammenstürzen, keine von den wild tragischen *Lazzi's* finden wird, die in jenen Romanen die Phantasie der Unmündigen und das Zwerchfell der Vernünftigen erschüttern. Vielleicht, daß ich nächstens eine eigene Geschichte eines solchen *tragischen Harlekin* erzähle, bis dahin mag mir der Leser meinen Mangel an starken Gewürzen vergeben; ich habe die Schwachheit, daß ich die Sache gern mit historischer Treue erzählen will, ganz ihrer Natur nach, wie sie vorfiel, damit mir auch die neuern Recensenten nicht vorwerfen können, ich konfundire Historie und Poesie, so, daß man sich aus solchem Ragout gar nichts auszusuchen wisse, und lieber das ganze Ragout nicht kosten möge, als in die ungeheure Gefahr gerathen, einen Pilz für gebratene Leber anzusehen.
- 79 | 32 *Jetzt muß der Autor]* Vorher aber muß ich
- 79 | 33 *In dem]* In diesem
- 79 | 33/34 *Pastoral-Schauspiele, welches sich dialogisirt darstellen soll,]* Pastoral-Schauspiele
- 80 | 14 *möchte]* mögte
- 81 | 3 *sprach.]* sprach. Manche Schriftsteller sollen sich an diesem Manne ein Beyspiel nehmen.
- 82 | 20 *lief oft]* lief sehr oft
- 83 | 1 *Richtig. —]* Richtig. — Indem er gar nicht auf das Gespräch hörte, sondern eifrig aß und trank, und sogar mit dem Auge im Glase wohnte.
- 83 | 6 *ich bin]* ich! Ich bin

- 83 | 26 *Aber]* Aber um Gottes willen  
 84 | 8 *einschleichen.]* einschleichen.  
 Der *Amtmann* bedeckte sein Glas mit der linken Hand, um nicht gestört zu werden, da er eben im Begriff war, Biscuit einzutauchen.  
 86 | 28 *Ich bitt' um Verzeihung,]* *Wachtel.* Ich bitt' um Verzeihung,  
 87 | 21 *Zorn]* Zorn genug  
 88 | 23 *redeten]* sprachen

### Der Fremde

- 94 | 28 *Schrift]* Briefe  
 95 | 19 *eine Entdeckung, die]* ein Gedanke, der ihn bis jetzt noch gar nicht eingefallen war, und der  
 95 | 20 *versprochen]* so gut wie versprochen  
 96 | 8 *rauschend]* laut  
 97 | 3 *herauszuhören]* herauszusuchen  
 97 | 22 *Erinnerungen]* Erinnerungen von einzelnen Plätzen  
 97 | 24 *die rauschenden Gebüsch]* die rasselnden Gebüsch  
 97 | 28 *Ängstlichkeiten dieses Alters]* Ideen aus diesem Alter  
 98 | 12/13 *Die Finsterniß hängt noch dichtere Schleier zwischen die Bäume]* Die Finsterniß hing noch dichtere Schleyer zwischen den Bäumen hindurch  
 98 | 28 *an]* mit  
 99 | 12 *darnieder]* zusammen  
 100 | 16 *trübseliger]* schrecklicher  
 101 | 14/15 *blieb Löwenstein lange wie fest gewurzelt;]* stand Löwenstein lang;  
 102 | 2 *bleiche]* schreckliche

### Die Brüder

- 105 | 7 *zu versuchen, wie hoch]* den Versuch zu machen, zu welcher Höhe  
 105 | 9 *zu finden]* aufzusuchen

- 106 | 8 *blieben aus,]* blieben aus, Summen wurden von ihm zurückgefordert,  
 106 | 23 *zehntausend]* zweytausend  
 106 | 24 *Zehntausend]* Zweytausend  
 106 | 29 *Zehntausend]* Zweytausend  
 106 | 31 *erstatten]* geben  
 107 | 4 *nicht ich bin mißtrauisch]* nicht *ich*  
 108 | 19 *zehntausend]* zweytausend  
 110 | 3 *sein.]* seyn. Die Menschen ergreifen nur gar zu leicht jede Gelegenheit, um sich über ihre Nichtswürdigkeit zu beruhigen.  
 112 | 24 *des Morgens]* des Morgenroths  
 113 | 34 *zu kümmern]* zu bekümmern  
 114 | 5/6 *gab ihm Pein]* that ihm weh  
 115 | 8/9 *vermählte sich]* heirathete

### Die beiden merkwürdigsten Tage aus Siegmunds Leben

- 119 | 5 *als ein Wagen]* als noch ein Wagen  
 119 | 21 *hinüber sah. Seine Augen]* hinüber sah. Ein schönes weibliches Gesicht hat für die meisten Männer eine gewisse unbegreifliche anziehende Kraft, die die Augen stets von neuem nach dem Gegenstande hinlenkt. *Siegmund* studirte immermehr das Mädchen gegenüber, seine Augen  
 119 | 22 *verbindlich.]* verbindlich. Man schätzt in einer fremden Stadt eine solche Ehre immer weit höher, als in der Heimath, weil man noch gar nicht weiß, wie hoch ungefähr der Cours der verschiedenartigen Mädchen steht, und daher nur gar zu gern glaubt, von irgend einer Gräfinn oder Baronesse begünstigt zu werden.  
 119 | 29 *herunter.]* herunter und putzte die Lichter, die indeß eine lange Schnuppe bekommen hatten.  
 120 | 4/5 *die unbekanntten Häuser]* die unbekanntten Häuser und

- Straßen, die er in Gedanken zuweilen für die seiner Geburtsstadt ansah.
- 120 | 6 *allenthalben*] in allen Gassen
- 120 | 19 *so abschreckend waren*] so abschreckend für ihn waren
- 120 | 26 *Schall*] Schimpfen
- 120 | 33 *Feenland*] Paradies der Seeligen
- 121 | 16 *Siegmund überließ sich*] Ich fürchte, daß einige meiner Leser auf die Beschreibung des Abendessens begierig sind, es ist also Zeit, daß ich meinen Helden nach dem Gasthofs zurückführe, wo sich schon an der Wirthstafel zwanzig seltsame Gesichter versammelt haben, die den neuangenenommenen Marqueur unaufhörlich mit langweiligen Späßen necken. *Siegmund* schien aber gar keine Eile zu haben, er überließ sich
- 121 | 17 *wie sie der Zufall ihm bot*] die ihm der Instinkt eingab
- 122 | 20 *beschäftigt war.*] beschäftigt war. Die Lichter, die fremden Gesichter und das unverständliche Geschwätz durcheinander, von dem sein Ohr nur einzelne Worte auffing, machten einen seltsamen Eindruck.
- 122 | 33 *Aber, meine Herren*] *Siegmund* saß und hörte nach allen Seiten hin, um irgend ein gescheidtes Wort zu erhaschen, aber dieser deutsche Convent war weit ärger als der französische, den man herabwürdigte; der junge Reisende ward betäubt ohne auch nur die Meinung eines einzigen Menschen zu erfahren. Aber, meine Herren
- 124 | 25 *herumgehn*] fallen
- 124 | 28 *gerichtet*] hingerichtet
- 124 | 32 *Charakter*] seinen Charakter
- 124 | 34 *im Zimmer; dieser spürte jetzt*] im Zimmer, das jetzt wieder aufgeräumt wurde, die Tischtücher und Servietten wurden von zierlich frisierten Marqueuren

- abgehoben, die Tische nett abgewischt, und man ließ die beyden Befreundeten endlich allein.
- Der kleine Mann hatte jetzt
- 125 | 2 *jetzt dreister*] jetzt weit dreister
- 125 | 5/6 *zu besuchen.*] zu besuchen, *Siegmund* war gleichsam eine Wünschelruthe gewesen, die so auf die geistigen Schätze des Herrn *Bellmann* getroffen hatte, daß er Einen moralischen Satz nach dem anderen zu Tage förderte, und gar kein Ende finden konnte.
- 125 | 8 *in sein Zimmer*] in sein Zimmer hinein
- 126 | 3 *führen könne*] führen sollte
- 126 | 11 *Person*] Kreatur
- 126 | 16 *blickte*] sah
- 126 | 18 *und ging*] ging
- 126 | 19 *umzusehn.*] umzusehn, wie es doch wohl eine nur halb höfliche Coquetterie erfordert hätte.
- 127 | 2 *zu mustern.*] zu mustern. Alten Leuten kommt es abgeschmackt vor, aber ich wette, daß ihnen selbst in manchen Stunden Sessel und Schränke imponirt haben, und daß auch sie werden gefunden haben, daß man sich in recht theuren Wandspiegeln nicht gerade zum besten ausnimmt.
- 127 | 9 *ziemlich*] recht
- 128 | 4/5 *ein Deutscher ist.*] ein Deutscher ist: er müßte wenigstens zur französischen Kolonie gehören, oder zum allerwenigsten ein Jahr in Paris von Gläubigern, Händelmachern und obrigkeitlichen Personen verfolgt seyn, und da seit der Revolution auch diese Schule der feinen Welt in eine Winkelschule verwandelt ist, so hat der Patriot die betrübtte Aussicht, daß sich seine Landsleute in der Zukunft noch linkischer und unbeholfener betragen werden.
- 128 | 21 *den Saal*] das Zimmer
- 128 | 32 *endlich in*] endlich mit grimmiger Wuth und in

- 129 | 2 *Abschied]* ihren Abscheid  
 129 | 12 *ihn unmöglich]* ihn in seinem Stande unmöglich  
 129 | 21 *diesem Sprunge]* diesem kühnen Sprunge  
 130 | 17 *ihm wieder etwas Vortheilhaftes zuzuwenden]* ihm wieder Vortheil zu bringen  
 130 | 18 *gönnen]* zuwenden  
 130 | 19 *meinem Freund]* meinen Freunden  
 131 | 2 *aber dieses]* aber er  
 131 | 26 *Siegmund ward]* Die Scenen der Natur bey Tage und in der Nacht sehn sich gar nicht ähnlich, und *Siegmund ward*  
 131 | 28 *schritten]* gingen  
 131 | 32 *zurück! und]* zurück! rief er aus, und  
 132 | 3 *daß er sich]* daß er sich jetzt  
 132 | 9 *doch er achtete]* und er achtete  
 132 | 13/14 *näher ziehen und]* näher ziehen würden, um  
 132 | 14 *ihren Anzug verderben würden]* ihren Anzug zu verderben  
 132 | 30 *mit großer Mühe]* mit vieler Mühe  
 132 | 33 *zu stürzen]* zu fallen  
 133 | 12 *er gerieht]* und er gerieth  
 133 | 18 *ebenfalls]* auch  
 133 | 20 *Wie gut]* Es war gut  
 133 | 28 *vielerley Gedanken]* vielerley Ideen  
 134 | 26 *Durch diese Philosophie bekam]* Die Philosophie ist wirklich ein Trost in allen Leiden, denn bloß durch diese bekam  
 134 | 29 *Narren sind.]* Narren sind; ein Satz, in welchem sich alle philosophischen Schulen vereinen.  
 135 | 7 *Darauf fing er mit dem besten Appetit]* Darauf setzte er sich in den Sessel, und fing mit dem größten Muthe von der Welt  
 135 | 12 *warm]* so warm  
 135 | 12 *und der]* der

- 135 | 15 *Minuten.]* Minuten, die nur einem Sterblichen beschert seyn können.  
 135 | 18 *bewundern konnte.]* bewundern konnte. *Siegmund* war so froh, daß er eine Welt glücklich gemacht hätte, wenn es auf ihn angekommen wäre.  
 135 | 21 *zu machen. —]* zu machen. — Der Himmel gebe, daß ihm der Präsident nicht von neuem in den Weg kommt, denn er ist in der besten Stimmung, und noch weit heftiger als gestern Abend über ihn zu lachen. —  
 135 | 34 *als er verlangte.]* als er verlangte.  
 Jetzt neckte er ein Mädchen, die die Sache sehr ernsthaft nahm und laut ach Hülfe schrie. Er ließ sie fahren und verlor sich in die nächste Gasse, wo er in einen Bierkeller hinabstieg, weil er unten Musik und tanzen hörte. Er setzte sich in einen Winkel und hörte dem Lärmen zu; aber bald bekam er Lust mit zu springen, er bedachte sich also gar nicht lange, sondern forderte eine von den anwesenden Damen auf, die sich willig mit ihm in die Reihe stellte. Der Tanz fing an, und die Musik ward oft vom Geklingel der Biergläser, womit die Anwesenden ihren Durst bezeichneten, überstimmt. Diese Art zu tanzen war ihm fremd; er gerieth daher manchmal den kolossalischen Mittänzern unter die Füße, die anfänglich seine Ungeschicklichkeit belachten, es aber nachher übel nahmen, daß ein Mensch, der nicht tanzen könne, es wage, sich unter so geschickte Leute zu mengen; alle zankten auf ihn ein, und er antwortete nur mit Lachen. Der Wirth mischte sich in die Sache, und der Tänzer ward wieder auf die Oberwelt geschafft, als ein Mensch, der sich in gute Gesellschaft mische, mit der er nicht umzugehen wisse. *Siegmund* lachte aber so sehr, daß er beynahe wieder die Treppe zurückgefallen wäre.

- 136 | 2 *es herrschte nun]* es herrschte
- 136 | 5 *langsamer, und]* langsamer und suchte nicht mehr Händel; aber
- 136 | 17 *Gedanken]* Ideen
- 136 | 25 *Treppe und]* Treppe,
- 138 | 18 *forscht]* sieht
- 138 | 27/28 *nicht aus dieser Narrheit Nutzen ziehn]* nicht diese Narrheit benutzen dürfen
- 139 | 5 *brauchen]* benutzen
- 140 | 6/7 *wenn ich mich jemandes Freundin nenne.]* wenn ich jemandes Freundin bin
- 140 | 14 *Raisonnement zu erholen, das ihn ermüdet]* Abhandlung erholen, die ihn etwas ermüdet
- 140 | 16 *auskleidete]* auszog
- 140 | 20 *dies Mädchen]* sie
- 140 | 26–28 *es ist gewöhnlich noch anstößiger, wie viele durch eine verheirathete Frau oder durch Heirath versorgt werden.]*  
es ist gewöhnlich noch unerlaubter, durch eine verheirathete Frau versorgt zu werden.
- 141 | 2 *Scrupel]* Zweifel
- 141 | 3 *ein. Er rief]* ein; sie waren während des Schlafens im Bette verloren gegangen. Er rief
- 141 | 26 *auch bei mir etwas]* auch etwas
- 141 | 28 *erübrigt habe]* werde erübrigt haben
- 142 | 7 *Würde]* Amte
- 142 | 18/19 *daß der Präsident nicht unterlassen könne, seine Empfehlung zu beachten.]* daß es der Präsident nicht wagen würde, seine Empfehlung nicht zu beachten.
- 142 | 25 *gesonnen sei.]* gesonnen sey.  
Ich bitte auch den Leser wegen der Weitläufigkeit um Verzeihung; diese Geschichte war für das *Magazin der Erfahrungsseelenkunde* beftimmt; und daher waren alle Erscheinungen der Seele wichtig und bemerkenswerth.

Jede Erzählung besteht aus einer Reihe von Beschreibungen, je kleiner der Umfang der Geschichte ist, desto spezieller müssen die Beschreibungen seyn, wenn sie irgend einiges Interesse erwecken sollen. Ob das Interesse erreicht oder verfehlt sey, ziemt dem Leser, nicht dem Verfasser, zu entscheiden.

## Emendationen

### Schicksal

- 15 | 4/5 vorzuberriten → vorzubereiten  
 15 | 10 angenehm sein? → angenehm sein.  
 17 | 34 wohl übelegt hatte → wohl überlegt hatte  
 18 | 27 vrrwirrte → verwirrte  
 19 | 12 vorgekommnen → vorgenommen  
 22 | 6 überbrachte → überbrachte.  
 23 | 23 daß dieß seine Geliebte → daß dies seine Geliebte  
 28 | 25/26 reisen sie ab → reisen Sie ab  
 29 | 20/21 als ihre Bewohner → als seine Bewohner  
 39 | 9 unt besonders → und besonders  
 40 | 23 fing er mit → fing er an mit [nach dem Erstdruck]  
 45 | 14/15 wie würden sie → wie würden Sie  
 45 | 15 bestrafen! → bestrafen?

### Die männliche Mutter

- 56 | 4 Ich will sie nicht hintergehn → Ich will Sie nicht hintergehn  
 56 | 30 Entbindnng → Entbindung

### Die Rechtsgelehrten

- 68 | 22 des Gewissen → des Gewinsten [nach dem Erstdruck]  
 72 | 3 nämlich anf der Akademie → nämlich auf der Akademie  
 72 | 7 einen solchen Menschen → einem solchen Menschen [nach dem Erstdruck]  
 74 | 15 uud bei weitem froher → und bei weitem froher

- 81 | 12 Louise verneigt sich → Louise verneigt sich.  
 81 | 24 freue mich unendlich → freue mich unendlich.  
 84 | 32 in Ihrer Gegenwart → in ihrer Gegenwart  
 85 | 2 sollt' ich Sie denn → sollt' ich sie denn  
 86 | 26 alt zu seyn → alt zu sein

### Der Fremde

- 94 | 7 Es war einmal ein Man → Es war einmal ein Mann  
 95 | 17 auf ihm ruhte → auf ihm ruhte.  
 99 | 31 harmonisches Ganze → harmonisches Ganzes  
 100 | 13 Warum lieben Sie → Warum lieben sie  
 100 | 16 Aber sie denken → Aber Sie denken  
 100 | 18 ihrer Seele → Ihrer Seele

### Die Brüder

- 107 | 19 und warlich → und wahrlich  
 109 | 6/7 diese schmutzige Erde → diese schmutzige Erde

### Die beiden merkwürdigsten Tage aus Siegmunds Leben

- 121 | 11 Schlcksale → Schicksale  
 121 | 16 nnd ging immer → und ging immer  
 121 | 24 nnd kontrastirten seltsam → und kontrastirten seltsam  
 122 | 32 in den Mnnd → in den Mund  
 124 | 7 als sie die Ode → als Sie die Ode  
 127 | 1 um die ängstlich prächtige → um ängstlich die prächtige  
 132 | 22 aus ihm herauszuziehn → aus ihm herausziehn  
 135 | 12 in in seinem Zimmer → in seinem Zimmer

Sophie Tieck

## Straußfedern und anderes



Herausgegeben und mit einer  
 Einleitung versehen  
 von Hannelore Scholz-Lübbering

Im Rahmen unserer Neuedition von Ludwig Tiecks Straußfedern-Geschichten werden auch die Texte vorgelegt, die aus der Feder von Sophie Tieck stammen, der hochbegabten Schwester des Dichters, und von August Ferdinand Bernhardi, ihrem damaligen Ehemann. Diese Texte liegen nicht nur im Erstdruck vor, den wir neu herausgeben werden, sondern wurden auch, mit einer

Ausnahme, in die dreibändige Ausgabe der *Reliquien* aufgenommen, einer posthumen Sammlung von Werken August Ferdinand Bernhards und Sophie Tiecks, die ihr Sohn Wilhelm Bernhardi 1847 aus dem Nachlass publizierte.

Eine Neuausgabe der *Reliquien* ist in Vorbereitung.

*Reliquien*. | *Erzählungen und Dichtungen* | von A. F. Bernhardi und dessen Gattin S. Bernhardi, | geb. Tieck. | Herausgegeben von | deren Sohne | Wilhelm Bernhardi. | Mit einem Vorworte | von | Varnhagen von Ense. | Erster Band. | Altenburg, 1847. | Verlag von H. A. Pierer. Klappenbroschur | ca. 200 Seiten | ca. € 16,90  
 ISBN 978-3-944720-05-0

Karl August Varnhagen von Ense

## *Denkwürdigkeiten des eignen Lebens*



Herausgegeben und mit einer  
Einleitung versehen  
von Nikolaus Gatter

Karl August Varnhagen von Ense (1785–1858) zählt als Autor biographischer Werke, von Memoiren, Briefen und Tagebüchern zur ersten Garde der deutschsprachigen Literatur. Seine *Denkwürdigkeiten des eignen Lebens* und seine *Blätter aus der preußischen Geschichte* haben das autobiographische Genre entscheidend geprägt, die Teilveröffentlichung seiner Tagebücher und seines

Briefwechsels mit Alexander von Humboldt wurde zum Skandal. Als Sammler und Herausgeber der Briefe und Aufzeichnungen seiner Ehefrau und anderer hat er Bedeutendes geleistet, wovon die Sammlung Varnhagen bis heute Zeugnis ablegt.

Mit der sechsbändigen Neuausgabe der *Denkwürdigkeiten des eignen Lebens* beginnen wir eine umfangreiche Erschließung seiner Werke und seines Nachlasses. Der Text unserer Edition beruht auf der erweiterten dritten Auflage von 1871 und ist als kritisch durchgesehene Neuausgabe angelegt. Sie wird bis 2015 vollständig erhältlich sein.

*Denkwürdigkeiten des eignen Lebens. Erster Theil.*

Dritte vermehrte Auflage. (Leipzig, 1871)

Klappenbroschur | ca. 420 Seiten | ca. € 19,90

ISBN 978-3-944720-07-4

GOLKONDA VERLAG | Charlottenstr. 36 | 12683 Berlin-Biesdorf

[www.golkonda-verlag.de](http://www.golkonda-verlag.de)